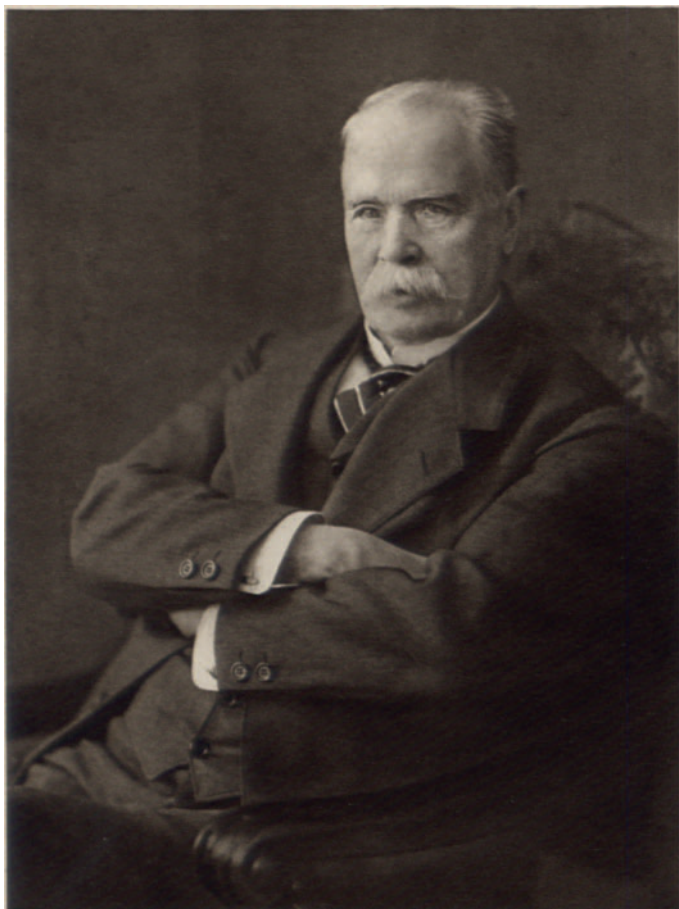


FRIEDRICH TRENDELENBURG

AUS HEITEREN
JUGENDTAGEN



1912

F. Trendelenburg.

AUS HEITEREN
JUGENDTAGEN

VON

FRIEDRICH TRENDELENBURG

MIT ZWEI BILDNISSEN



BERLIN
VERLAG VON JULIUS SPRINGER
1924

ISBN-13:978-3-642-94120-7 e-ISBN-13:978-3-642-94520-5
DOI: 10.1007/978-3-642-94520-5

ALLE RECHTE,
INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN.
SOFTCOVER REPRINT OF THE HARDCOVER 1ST EDITION 1924

SEINER TREUEN LEBENSGEFÄHRTIN
DURCH FÜNFZIG JAHRE

C H A R L O T T E
GEB. FABRICIUS

GEWIDMET

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Einleitung	I
2. Kindheit und Schulzeit	19
3. Aufenthalt in Schottland	54
4. Studienzeit in Berlin. Im Görlitzer Kriegslazarett. Doktorpromotion. Kiel. Potsdam	110
5. Assistentenzeit in der LANGENBECKSchen Klinik. Der Feldzug 1870/71	175
6. Krankenhaus am Friedrichshain	248
7. Professur in Rostock	256
8. Die ersten Jahre in Bonn	281
Anmerkungen	295

1. Einleitung.

Den Erinnerungen aus der Jugend möchte ich einige Angaben über meine Vorfahren vorausschicken.

Der Überlieferung nach stammt die Familie TRENDELENBURG ursprünglich aus Trendelburg, einem an der Diemel in Kurhessen, nicht weit von der westfälischen Grenze in anmutiger Gegend auf einem Bergrücken gelegenen Städtchen, überragt von einer sehr gut erhaltenen (jetzt der Familie v. STOCKHAUSEN gehörenden) festen Burg, nachweislich hat sie von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab in Wismar ihren Sitz gehabt. Manches spricht für die Richtigkeit jener Überlieferung. Nach dem Siege Heinrichs des Löwen über die Obotriten im 12. Jahrhundert und auch später geschah die deutsche Besiedelung von Mecklenburg besonders von Niedersachsen und Westfalen her, und die Einwanderer nahmen vielfach den Namen ihres Heimatsortes als Familiennamen mit. Die Stadt wird in alten Urkunden auch Trendeneburg, Drenderborg und Trendelenburg genannt. Ferner weist die Ähnlichkeit unseres alten Familiensiegels mit dem Stadtsiegel auf einen Zusammenhang hin.

Geschichtlich zurückverfolgen läßt sich die Familie an der Hand einer alten in lateinischer Sprache verfaßten bis zu dem Vater meines Urgroßvaters herunterreichenden Stammtafel und der im Archiv der Stadt Wismar aufbewahrten Stadtbücher und Register bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wiederholt erscheint der Name in der Ratsliste, der Matricula collegii senatorii, weitere Auskunft geben

das Zeugebuch, die Lottregister (Verzeichnisse der Bürger, denen die Nutzung städtischen Ackers durch das Loos zufiel), die Brauregister, die Wachtregister (die Reihenfolge der Bürger im nächtlichen Wachtdienst) und die Quittungen über die Bezahlung von Grabgeläuten mit der großen und der Bürgerglocke, letztere von Bedeutung für die Feststellung von Sterbedaten. Die Stammtafel bringt in den ersten Generationen nur die Namen der einzelnen Familienmitglieder und ihrer meistens dem Kreise der „Ratsverwandten“ angehörenden Ehefrauen und Ehemänner ohne nähere Angaben, Jahreszahlen treten erst im 17. Jahrhundert vereinzelt auf. Durch die Freundlichkeit des Herrn Stadtarchivar Dr. TECHEN in Wismar in den Besitz von zahlreichen auf die Familie bezüglichen Notizen aus den Stadtbüchern gekommen, konnte ich aus dem Gesamtmaterial eine wenn auch nicht ganz lückenlose Geschichte der Familie zusammenstellen. (Für Kinder und Enkel zusammengestellt. Als Manuskript gedruckt 1921.)

Der Name des Stammvaters LAURENTZ DRENDELENBORCH oder DRENDENBORCH kommt in den „Stadtbuchschriften“ im Jahre 1459 zum erstenmal vor. Er war als Brauer und Kaufmann in der Schurstraße angesessen und mit der Tochter GERTRUD des 1470 verstorbenen Bürgermeisters THOMAS DEGENER verheiratet, dessen Grabstein sich in der Nikolai-kirche vorfindet. Auch in den nächsten Generationen ist das Brauergewerbe vielfach vertreten. Es war in den zur Hansa gehörenden deutschen Seestädten eines der einträglichsten und vornehmsten. Das wismarsche Bier wurde ebenso wie das rostocksche, bremische und später das hamburgische Bier weithin verschifft, die „Brauherren“ trieben auch einen lebhaften Handel mit Hopfen und Malz über See, und sie hatten als Vollbürger das Recht der Wählbarkeit in den Rat, der sich vom 15. Jahrhundert bis in die Zeit der schwedischen Herrschaft hinein sogar fast ganz aus Brauern zusammensetzte. Einige besonders kunstvoll gearbeitete Grabsteinplatten in den Kirchen und das an der Schweinsbrücke stehende 1571 im Renaissancestil erbaute stattliche Wohnhaus des Bürgermeisters HEINRICH SKABELL, dessen Mutter

einegeb. TRENDELENBURG und Enkelin des Ahnherrn LAURENTZ war, legen Zeugnis ab von dem Wohlstand der Familie und ihrer Anverwandten.

Zwei Söhne von LAURENTZ studierten in Greifswald und Rostock Theologie. Der ältere, wie der Vater LAURENTIUS mit Namen, wurde 1488 zum Magister promoviert und lebte dann als Clericus und Generalofficial des Bischofs von Ratzeburg in Wismar, später als Canonicus (Domherr) in Schwerin. Der jüngere CASPAR wurde später Kapellan des Herzogs Heinrich von Mecklenburg, mit dem er dann zum evangelischen Glauben übergetreten sein wird. Im Archiv zu Wismar befinden sich zwei mit dem Familiensiegel geschlossen gewesene Briefe von ihm an den Herzog aus dem Jahre 1531 und ein Brief an den Rat der Stadt, beide in der gleichen Erbschaftsangelegenheit geschrieben, und zwar noch in plattdeutscher Sprache. „Durchluchtige Hochgebarne furste, gnedige Here“ redet er den Herzog an, und der Brief an die „ersamen unde wolwisenn Herenn burgermeisterenn unde rathmannen der stadt Wissmar“ beginnt: „Myne ganswilligen Denste stedes vorhen. Ersamen wolwisenn gans gunstigenn Heren“ usw. und ist unterschrieben: „Iuwer ersame wisheit gotwillighe CASPAR DRENDENBORCH.“

Von den beiden Klerikern abgesehen, fand ich in den Matrikeln der Universitäten von Rostock, Greifswald, Königsberg, Wittenberg, Frankfurt a. O. bis zum Jahre 1700 noch die Namen von 11 Familienmitgliedern; die Fakultät war meist nicht festzustellen, es wird sich, wenigstens in den ersten Generationen, weniger um ein Brotstudium als um den Besuch der Hochschule zum Zwecke der allgemeinen Bildung und zum Vergnügen gehandelt haben, wie es damals Sitte war.

Durch den 30jährigen Krieg verlor Wismar seine frühere Bedeutung, mit der Blüte des Brauereigewerbes war es zu Ende. Ein Teil der Stadt war zerstört, die zahlreichen Hopfengärten vor den Toren waren von den Wallensteinischen Truppen und dann von den Schweden bei dem Bau von Verschanzungen vernichtet worden.

Schon während des Krieges wanderte STENS (STANISLAUS) TRENDELENBURG nach Greifswald aus, erwarb dort das

Bürgerrecht, errichtete eine „eigene Gewürzlade“ und wurde der Begründer eines Greifswald-Stettiner Zweiges der Familie. Über ihn, seinen Sohn und seinen Enkel, angesehene Greifswalder Kaufleute, ließ sich einiges aus den Vitae Pomeranorum von LANGE (Greifswald und Stettin 1898, 1905) ermitteln, in denen die an ihren Sarge gehaltenen Leichenreden abgedruckt sind.

Auch über die Mitglieder des anderen über Anklam und Neubrandenburg nach Lübeck laufenden Familienzweiges, dem ich entsprossen bin, geben die Vitae Pomeranorum einige Auskunft, aber mehr von der heiteren Seite, durch Abdruck einer Reihe teils lateinischer, teils deutscher Carmina zu den Hochzeiten des Begründers dieses Zweiges, des Gewürzhändlers CASPAR TRENDELENBURG in Anklam (5. Generation), und seines Sohnes, des Pastors gleichen Namens in Anklam, aus den Jahren 1644 und 1684. Dem Gewürzhändler sind eine sapphische Strophe in griechischer Sprache, mehrere lateinische und ein deutsches Gedicht gewidmet, meist von Pastoren verfaßt, da seine Braut die Tochter eines Geistlichen in Anklam war.

Die Süßigkeiten der Gewürzlade werden mit der Süßigkeit der Küsse in Parallele gestellt, CATHARINA ist die neuste und größte Süßigkeit usw. Der Bräutigam muß schon ziemlich bei Jahren gewesen sein, denn einer der Herren Pastoren singt ihn mit folgenden Versen an:

„Herr CASPAR TRENDELNBURG, was thut Ihr jetzt beginnen
 Nun wagt Ihrs endlich auch nach eurem langen sinnen
 Den Stand der heiligen Ehe gar züchtig zu betreten
 Mit der, die Gott euch hat ersehen aus den Käthen?
 Solt es nicht wunder seyn, daß eure Silber-Haare
 Nicht abgeschrecket han der zarten Damen Schaare,
 Ob, wenn der Jahre viel bei euch, der Kräfte wenig
 Das sieche Alter auff den Fuß euch folge schleunig,
 Und alle Fröhlichkeit sich mit der Zeit verliere,
 Der jammervolle Todt euch auch erschleiche schiere?
 Ohn Zweifel selber ihr mit solchen Qual-Gedanken
 Euch habt getragen und das Müthlein lassen wanken,
 Bis ihr von solchem Wahn nun seydt, Gottlob, genesen.

Nun aber hat man schon gemercket, was für Muthe
 Und Hertze in euch ist (Gott laß es euch zu gute!)
 Ich halte es auch fast, wir möchten wohl erfahren
 Der Silber-Haare Krafft nach dreyen viertel Jahren.
 Wollan Herr Bräutigamb, nun seydt gewiß der Sachen,
 Vertrauet unserm Gott, der alles kan wol machen.
 Mit eurer lieben Braut begeht euch wol in Ehren,
 Der gütig Gott woll euch gesegnen und vermehren,
 Und halten allezeit in seiner Gnaden Hute,
 Daß also muß, was lang gewehret, werden gute.“

Das Titelblatt zu den 7 lateinischen und 11 deutschen Gedichten zur Hochzeit des Pastors lautet: „Schuldiger Zuruff! Bey Hoherfreulicher Hochzeits-Feyer des Wohl Ehrwürdigen Großachtbaren und Wohlgelehrten Herrn CASPARI TRENDELBURGII, Wohlverordneten und treufleißigen Predigers bei St. Marien-Kirchen in Anklam usw. — — Mit Anwünschung aller Glückseligkeiten erfreulich geleitet von Nahen Freunden.“ In einem Carmen „in delicatum Euphrosynae nomen“ wird der Vorname der Braut mit den Namen offizineller Pflanzen verglichen, die auf die spezifische Heilkraft derselben hinweisen, wie z. B. Ocularia, Dentaria, Pulmonaria und dem jungen Paare heiliger Frohsinn (*Εὐφροσύνη*) für die Ehe gewünscht.“

In der siebenten Generation, der des Vaters meines Urgroßvaters, und in der nächstfolgenden meines Urgroßvaters nehmen die Vorfahren für unsere Vorstellung schon mehr Fleisch und Blut an. Denn so weit reichen einige mündliche Überlieferungen und aufbewahrte Briefe zurück, und sieben Familienmitglieder aus dieser Zeit schauen in lebensgroßen Ölbildern wohlwollend und behäbig auf uns Epigonen herab, die Männer im Schmuck hochgetürmter Perücken, drei Pastoren und ein Bürgermeister im Talar, mein Urgroßvater, der Lübecker Arzt, in schmucker Sammetjacke und gestickter Weste, eine Blume in der Hand vor seinem Herbarium und einem Buch seines Lehrers HALER sitzend, neben sich Mikroskop und Himmelsglobus, seine Frau im Gesellschaftsstaat, einen pelzverbrämten Umhang aus weißem Atlasstoff

auf den Schultern, in der Hand einen zierlichen Fächer, und — das ansprechendste Bild — seine hochbetagte Mutter, ein einfacheres Häubchen auf dem Kopf, aufrecht und frei auf dem Sessel sitzend und freundlich aus klugen braunen Augen blickend.

Der Vater meines Urgroßvaters, THEODOR TR., war Hofprediger in Neustrelitz bei dem Herzog ADOLF FRIEDRICH IV., demselben, den FRITZ REUTER in seinem „Dörchläuchting“ mit unübertrefflichem Humor als Typus eines kleinen deutschen Potentaten der Zopfzeit geschildert hat. Die Phantasie des Dichters hat bei der Zeichnung des Bildes stark nachgeholfen, nach dem Zeugnis von Zeitgenossen des Herzogs war er ein in geordneten Verhältnissen lebender allgemein beliebter Fürst. Mein Vorfahre fiel bei ihm in Ungnade, angeblich, weil er in seinen ermahnenen Predigten die auch bei Fritz Reuter vorgeführte Schwester des Herzogs, Prinzessin CHRISTINA, die den Portwein sehr liebte, nicht verschont hatte. Er wurde als Superintendent nach Neubrandenburg versetzt, wo er 1765 starb. Seine oben erwähnte Frau, die Tochter eines strenggläubigen Geistlichen OERTHLING, der sich noch an der Verfolgung einer Hexe beteiligt hat, sie selbst eine menschenfreundliche heitere und witzige Frau, beschenkte ihn mit 18 Kindern, wurde 91 Jahr alt und pflegte zu sagen, sie hätte das zweite Dutzend auch gern noch voll gehabt.

Der älteste Sohn CHRISTIAN FRIEDRICH, mein Urgroßvater, war Arzt in Lübeck. Er hatte in Göttingen unter HALLER studiert und war in dem Streit zwischen diesem und dem Jenaer Professor HAMBERGER über den Atemmechanismus und über die Wirkung der inneren Interkostalmuskeln für seinen Lehrer eingetreten. HAMBERGER hatte behauptet, die Lungen dehnten sich unabhängig vom Thorax aus und zögen sich dann wieder zusammen, in der Pleurahöhle zwischen Lungen und Rippenwand befinde sich Luft, und jene Muskeln hätten die Aufgabe, die Rippen wieder herunterzuziehen. Die in dem Katalog der Göttinger Bibliothek unter meines Urgroßvaters vollem Namen geführte Schrift führt den Titel: *Continuatio controversiae de mechanismo respirationis Ham-*

bergiano qua I Absentia aeris thoracici probatur II Demonstratio Hambergiana de actione musculorum intercostalium sub crisin modeste vocatur Auctore C. F. T. S. M. M. D. Göttingae MDCCIL. 1752 erschien eine deutsche Schrift von ihm gleichen Inhaltes. In Lübeck hatte mein Urgroßvater eine ausgedehnte ärztliche Praxis, auch in das benachbarte Holstein wurde er oft zur Konsultation gerufen. Aus seinen an zwei in Tübingen und Heidelberg studierende Söhne gerichteten Briefen gewinnt man den Eindruck eines vielseitig gebildeten, sich neben der Medizin für alle Zweige der Naturwissenschaft, für Landwirtschaft, Nationalökonomie und Technik lebhaft interessierenden Mannes. In Lübeck führte er die Schutzimpfung gegen die Pocken ein, aber nach dem damals (vor JENNERS Entdeckung) angewandten Verfahren der Einimpfung von Lymphe aus den Pusteln pockenkranker Menschen, das im Orient und in China, wie es scheint, schon seit langer Zeit benutzt und 1713 durch einen griechischen Arzt TIMONI in England bekannt geworden war.

Einer der Söhne meines Urgroßvaters, THEODOR, trat in die Fußstapfen des Vaters, studierte ebenfalls in Göttingen und behandelte in seiner Doktordissertation *De sterni costarumque in respiratione vera genuinaque motus ratione* 1779 nochmals das von seinem Vater bearbeitete Thema des Mechanismus der Atembewegungen. Er wurde Physikus in Lübeck, machte hier 1799 die erste Kuhpockenimpfung und gründete 1809 zusammen mit DR. BEHN und 10 anderen Ärzten den Lübecker ärztlichen Verein, den ersten in Deutschland. Schon 10 Jahre zuvor hatten gelegentliche Zusammenkünfte der angesehensten Ärzte der Stadt zu gemeinsamer Besprechung beruflicher Fragen in der Ratsapotheke stattgefunden, und 1805 hatte man die Gründung einer festen Vereinigung der Ärzte in Aussicht genommen, für die man die Anerkennung von den städtischen Behörden zu erlangen versuchte. Der Rat hatte diesen Plan aber verworfen. „Ein solcher Verein eng verbundener dem Volke zugänglicher und durch Kenntnisse hochgestellter Männer würde am Ende die Obrigkeit selbst sich unterzuordnen streben und einen nicht zu berech-

nenden Einfluß gewinnen“. Es bedurfte der Not der Franzosenzeit, um solche kleinliche und engherzige Anschauungen zu beseitigen. Als bei dem Rückzug BLÜCHERS durch Lübeck nach der Schlacht bei Jena die Stadt am 6. November 1806 von den Franzosen erstürmt und geplündert war, versammelten sich die Ärzte während der nächsten Wochen täglich, oft zweimal, um über die Verwaltung der Hospitäler, die Beseitigung der Leichen von Menschen und Pferden und andere gesundheitliche Fragen zu verhandeln und den Behörden mit ihrem Rat zur Seite zu stehen. Es wurden Protokolle in den Sitzungen geführt, und 3 Jahre später wurde aus der losen Vereinigung der mit Statuten versehene feste Verein (vgl. ESCHENBURG, TH.: Der ärztl. Verein zu Lübeck. Wiesbaden 1909).

Die frühere Bibliothek meines Urgroßvaters und seines Sohnes bilden den Grundstock der heutigen Lübecker Vereinsbibliothek.

Nicht der vorhin erwähnte älteste Sohn THEODOR meines Urgroßvaters, sondern sein vierter Sohn FRIEDRICH WILHELM wurde mein Großvater. Er studierte in Tübingen, Heidelberg und Göttingen Jura und Kameralia, erwarb das Diplom als Kaiserlicher Notar in Lübeck, übernahm dann aber 1792 als Fürstlich Bischöflicher (Herzoglich Oldenburgischer) Postcommissair die Leitung des oldenburgischen, zugleich dänischen Postamtes in EUTIN, dem als Wohnort von JOHANN HEINRICH VOSS, dem Homerübersetzer, bekannten freundlich gelegenen Städtchen im sogenannten Fürstentum Lübeck, einer zu Oldenburg gehörenden Enklave in Holstein. Es war eine recht bescheidene, mühevoll, seinen Kenntnissen und Gaben nicht entsprechende Stellung, in der er aber zeitlebens zufrieden gelebt hat. Er versah seinen Dienst ohne einen Unterbeamten. Jeden Brief und jedes Paket hatte er am Schalter auf dem Flur seines kleinen Hauses in Empfang zu nehmen, die bei den verschiedenen Währungen in Lübeck, Oldenburg und Dänemark recht komplizierten Abrechnungen zu machen und nachts die unregelmäßig einlaufenden Postwagen abzuwarten und abzufertigen. Seine 2 unverheirateten

Töchter und der einzige Sohn, solange er als Schüler im Elternhause weilte, halfen ihm getreulich. Meine Großmutter war die Tochter des Pastors SCHROEDTER in dem nahegelegenen Ratekau, eine schlichte, fromme Frau ohne feinere Bildung, aber von gesundem Menschenverstand und warmem Herzen. In dem Hause des Pastors SCHROEDTER in Ratekau fand am 7. November 1806 die Kapitulation BLÜCHERS statt.

Gekannt habe ich beide Großeltern nicht, sie waren schon gestorben, als meine Eltern heirateten. Der Großvater war ein geschickter Zeichner und Maler, sein Stammbuch aus der Studentenzeit mit zahlreichen selbstgefertigten Silhouetten von Freunden, unter denen sich unter anderen auch die Köpfe von LAVATER und von JUNG-STILLING, dem Lehrer des Großvaters in Heidelberg, befinden, sowie eine Reihe von Miniaturporträts von Damen aus befreundeten Familien, auf Elfenbeinplättchen gemalt, sind Zeugen seines Talentes. Die Fassade seines kleinen eigenen Hauses hatte er selbst entworfen, ebenso die Zeichnung eines für den Stil der Zeit charakteristischen, von mir geerbten, Schrankes aus Birnbaumholz.

Ein enges Band geistigen Zusammenlebens umschloß die Eutiner Familie, das auch bestehen blieb, nachdem die älteste verheiratete Tochter und der Sohn das Elternhaus verlassen hatten. Eutin war ein stilles Städtchen, aber es fehlte nicht an anregendem Verkehr. Mit JOHANN HEINRICH VOSS, dem Rektor der Eutiner Schule (des Gymnasiums, würde man heute sagen), und seiner Frau waren meine Großeltern befreundet, die Familie Voss siedelte später nach Heidelberg über, so daß mein Vater den Schulunterricht nicht von Voss, sondern von dessen Nachfolger KÖNIG empfing, der ihn in die Kantsche Philosophie einführte. Ein reger freundschaftlicher Verkehr bestand zwischen dem Trendelenburgischen Hause und dem des Malers WILHELM TISCHBEIN, des Freundes und Reisebegleiters von GOETHE, den der kunstliebende Herzog von Oldenburg 1808 nach Eutin gezogen hatte.

Auch von den Hochzeiten meiner Urgroßeltern (1753) sowie meiner Großeltern (1797) und ihrer Geschwister sind die gedruckten Festgedichte noch vorhanden. An die Stelle

des Lateinischen im vorigen Jahrhundert tritt hier stellenweise das Französische. Hübsch gezeichnet sind die Vignetten am Rande der Blätter, der meist ganz unpersönlich gehaltene Inhalt in seiner öden Nüchternheit wirkt für unser Gefühl langweilig und durch die schwülstige oder gezierte Redeweise mehr komisch als feierlich. Die „Ode von dem Glücke der Weisheit“ und das 22 Verse lange Gedicht „An die Tugend“ hätten auf jedes andere tugendhafte Brautpaar ebensogut gepaßt wie auf meine Urgroßeltern und sind vermutlich auf Bestellung in einer jener Fabriken von Gelegenheitsgedichten für Familienfeste hergestellt, von denen GOETHE in „Dichtung und Wahrheit“ aus seiner Frankfurter Jugendzeit erzählt.

Hier eine kleine Probe aus dem zuletzt genannten Poem:

1. Begrüße mich mit deinem Lichte,
O Tugend edler Seelen Zier!
Gieß dich hinein in diess Gedichte
Und reiß die Herzen fort mit dir!
2. Dir Göttin klinge meine Flöte,
Erhaben, zierlich, stark und rein!
Und wär' ich immer ein Poete:
So will ich's dir o Tugend seyn.
3. Es eilt vom ewig festen Sitze
Der starken Gottheit englisch schnell
Ein leuchtend Heer entflammter Blitze,
Und selbst die Finsternis wird hell.
6. Du brausest her von deinen Höhen;
Es rauscht die fortgewühlte Last;
Das Laster eilt zum Untergehen
In deinen Wirbel aufgefaßt.
8. Es tönt in deiner ernsten Stimme
Des Weltgerichtes strenger Laut.
Die Bosheit staunt vor deinem Grimme;
Und starrenden Tyrannen graut. — —

13. Dein edles Licht tränkt uns mit Wonne,
Wir streuen güldne Strahlen hin;
Aus unserm Geiste glänzt die Sonne:
Und frohe Hoffnung aus dem Sinn.
20. O Tugend! anmutsvolle Schöne!
Dir wirbelt meiner Opfer Rauch;
Zeig mir nur einen deiner Söhne,
Und eine deiner Töchter auch.
21. Ja sie sind's, die ich dort erblicke;
Am Traualtar schlägt ihre Brust,
Ihr Bund mit dir ist Heil und Glücke
Ihr Bund mit sich ist Himmelslust.
22. Sey ewig ihrem Trieb gewogen!
O Göttin! welch' ein Paar ist dies!
Ja Tugend! du hast sie erzogen:
Ist denn ihr Glück noch ungewiß? —

Mein Vater war der einzige Sohn ADOLF des Postcommissairs. Er wurde geboren 1802, studierte in Kiel, Leipzig und Berlin, war dann 7 Jahre lang Hauslehrer bei Herrn v. NAGLER, Generalpostmeister in Berlin und preußischem bevollmächtigten Minister am Bundestag in Frankfurt a. M., wurde 1833 Professor der Philosophie an der Berliner Universität, 1846 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und verstarb 1872. Eine ausführliche Biographie meines Vaters wurde 1873 von BRATUSCHEK herausgegeben. (Vgl. auch BONITZ: Zur Erinnerung an F. A. TRENDELENBURG, Vortrag am Leibniztage 1872 in der Akademie der Wissenschaften, sowie R. EUCKEN: Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1902/03, und FR. PAULSEN: Nationalzeitung 1902, Nr. 617.) —

Mein Vater war nicht der erste Gelehrte und akademische Lehrer in der Familie. Ein Bruder meines Urgroßvaters, des Lübecker Doktors, ADOLF FRIEDRICH war Professor der Jurisprudenz in Helmstädt, Bützow (an der vorübergehend dorthin verlegten Universität Rostock) und Kiel. Er wurde

geboren 1737 und starb 1803. Der stolze Titel eines Kaiserlichen Hof-Pfalzgrafen, den er von 1769 ab führte, ist in der Familie niemals wieder erreicht worden. Hoffen wir auf die Zukunft! ADOLF FRIEDRICH hat kein größeres juristisches Werk, aber eine Menge kleinerer Schriften veröffentlicht, z. T. in lateinischer Sprache, in der er auch sehr gewandt zu reden verstand. Schon in seiner Schülerzeit in Lübeck hat er mehrere im Druck erschienene deutsche und lateinische Gelegenheitsschriften verfaßt. 1753, also 16 Jahre alt, schrieb er zur Hochzeit seines älteren Bruders eine solche gedruckte Festschrift: „Gedanken über die Frage, ob man den Erfolg einer Ehe aus der Gemütsbeschaffenheit der sich verbindenden Personen schließen könne“.

Aus der nächsten Generation, der meines Großvaters, studierte JOHANN GEORG (1757—1825) Theologie und Philosophie in Göttingen und wurde mit 22 Jahren als Professor an das akademische Gymnasium in Danzig berufen. Er schrieb in mehreren Auflagen erschienene Lehrbücher der hebräischen und griechischen Sprache (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 38). Ein jüngerer Bruder FRIEDRICH ADOLF SCHACK (JACOB) war ebenfalls Sprachgelehrter; schon seine Göttinger theologische Dissertation zeigt, daß er mit der hebräischen, syrischen und arabischen Sprache vertraut war. Er wurde Professor am Catharineum in Lübeck. Während sein Bruder in der Danziger Republik als Senator und Schulrat mitten im öffentlichen Leben stand, lebte er unter dem Druck hypochondrischer Gemütsstimmung nur seinen Büchern. —

Es setzt besonders günstige Bedingungen voraus, wenn sich die Geschichte einer bürgerlichen Familie über 4—5 Jahrhunderte zurückverfolgen läßt. Meist reißt der Faden in der Zeit des 30jährigen Krieges ab, sehr oft reicht die Erinnerung sogar nicht weiter als über 3—4 Generationen zurück. Letzteres ist bei der Familie meiner Mutter der Fall.

Meine Mutter war die jüngste Tochter FERDINANDE des Dr. KARL FERDINAND BECKER in Offenbach am Main, eine sich bescheiden zurückhaltende, geistig hervorragende Frau

von zarter Empfindung und klarem Verstand. Sie wurde geboren 1811 und starb 1893. Aus den Lebenserinnerungen, die sie im hohen Alter niederschrieb, und aus ihren Briefen hat meine jüngste Schwester mit Liebe und Geschick ein Buch zusammengestellt, das ein lebendiges Bild ihrer Persönlichkeit darbietet und nicht nur uns Kindern sowie den Enkeln und Urenkeln, sondern auch vielen Freunden und Bekannten eine immer wieder erquickende Quelle der Freude und Erbauung geworden ist. (FERDINANDE TRENDELENBURG, ein Lebensbild. Als Manuskript gedruckt in der Druckerei des Waisenhauses in Halle a. S. Weihnachten 1896.)

Mein Großvater BECKER stammte aus Lieser an der Mosel. Meine Mutter schreibt von ihm:

„Er hatte dem Stande eines katholischen Geistlichen, zu dem er bestimmt und ausgebildet war, entsagt. Ein geistlicher, aber freisinniger Onkel, bei dem er in Paderborn gelebt, hatte in ihm wissenschaftliches Leben geweckt. Mein Vater hatte sich viel mit Kant beschäftigt und war für ihn begeistert; sein frühes Leben in und mit der Natur hatte ihn dahin geführt, mit 25 Jahren dem geistlichen Stande zu entsagen und in Göttingen Medizin zu studieren. Als ungewöhnlich gereifter Student machte er seinen Kursus rasch durch, gewann eine Preisaufgabe und erhielt bald nach seiner Verlobung eine Stelle als Arzt in Höxter an der Weser. (Die Ärzte waren damals noch Beamte.) Am 2. April 1804 war die Hochzeit, und das junge Paar fuhr, wie mir meine Mutter erzählt hat, ganz idyllisch auf einem Schiffchen die Weser hinab nach Höxter. Die Ansprüche ans Leben waren damals und besonders bei einem so naiv idealen jungen Paare sehr bescheiden. Die äußeren realen Dinge waren wohl nicht viel besprochen worden. Die Mutter hatte ihren Koffer mit Leinenzeug, Betten, etwas Silber und auch ein paar Goldstücke mitbekommen, und sie fanden in dem Schiffchen bequem Raum. Unterwegs fragte die doch immer praktische Frau nach dem Hausrat, der sich in Höxter vorfinden werde, und es wurde allerlei aufgezählt, was dann auch an Ort und Stelle vorhanden war. Leider stellte sich nur heraus, daß

das Mobiliar nicht gekauft, sondern nur gemietet war, wie es bei Junggesellen öfters vorkommt, und mein Vater war so arglos, daß ihm das gar nicht unbehaglich war. Er hatte das Vaterhaus, einen elterlichen Haushalt kaum gekannt. Er war einfach und schonsam, energisch und streng in Erfüllung jeder Pflicht, die ihm klar vor Augen stand; aber dabei eine feine, hochaufgerichtete Natur, die sich nicht von dem kleinen Kram des Lebens und von seinen Sorgen beugen und drücken ließ und Vorteil oder Nachteil zu berechnen verstand oder auch nur zu verstehen versuchte. Er fühlte sich als Mann, der seinen Posten steht, und hatte den guten Glauben: Was ich mit bescheidenen Ansprüchen bedarf, das muß mir werden.“

1812 bekam er eine etwas einträglichere Anstellung in Göttingen unter dem damaligen Könige von Westfalen JEROME BONAPARTE, ging 1813 an ein Kriegslazarett der Alliierten in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. und wurde später als Arzt in Offenbach a. M. angestellt. Als mehrere Kinder geboren waren, wurde es mit den Finanzen immer schwieriger, die Praxis nahm ab, „er war nicht für viele kleine Mittelchen und besonders nicht für Verweichlichung. Ausschlafen und knappe Diät waren seine erste Verordnung. Wer eine wirkliche Krankheit durchzumachen hatte, schätzte ihn hoch.“ Der englische Konsul in Frankfurt, Herr KOCH, schlug dem Großvater, um ihm zu helfen, vor, einen jungen Schotten, ANDREW BANNATYNE, bei sich aufzunehmen und im Deutschen zu unterrichten. Diesem ersten Schüler folgten bald weitere, und so wurde aus dem BECKERSchen Hause eine kleine Erziehungsanstalt für Schotten und Engländer; der Großvater verlegte sich ganz auf das Studium der deutschen Sprache und Grammatik, verfaßte unter anderem ein Buch von grundlegender Bedeutung: „Organismus der Sprache“ und trat in nahe Beziehungen zu den Brüdern GRIMM und anderen Germanisten. Sein ältester Sohn FERDINAND wuchs noch in der katholischen Religion auf, während die jüngeren Kinder der Konfession der Mutter entsprechend protestantisch erzogen wurden.

Ein Zeugnis von dem Eindruck, den der Großvater BECKER auf die Ausländer machte, findet sich in R. P. GILLIES memoirs of a literary veteran including sketches and anecdotes of the most distinguished literary characters from 1794 to 1849 (London 1851). GILLIES hielt sich 1821 auf einer Studienreise durch Deutschland einige Zeit in Frankfurt auf und nahm hier deutschen Unterricht bei BECKER. Er schreibt (vol. III. pag. 31): From this amiable man and profound philologist I received more instruction within one half an hour respecting the practise and principles of his language than years of unassisted study could have afforded. — — I know not of any German philologist, not even excepting the brothers GRIMM, more estimable than Dr. BECKER; and in private life he was as exemplary as in his literary capacity. Having neglected his profession of M. D. (Doktor der Medizin) for the sake of literature and having no fortune to fall upon, he nevertheless avoided debt and difficulties by taking a limited number of English pupils en pension at Offenbach. For himself individually the narrowest circumstances could have no terrors, for one of his favorite maxims was, that bread and water are the sole support necessary for the prolongation of strength and health, a rule which he cheerfully practised.

Meine Großmutter BECKER geb. SCHMINKE, die ebenso wie die Eutiner Großeltern zur Zeit meiner Geburt schon verstorben war, stammte aus Karlshafen an der Weser, wo ihr Vater als Kaufmann lebte. Sie stand dem Großvater bei dem Unterricht und der Erziehung der Zöglinge nach Kräften zur Seite, von den finanziellen Sorgen, die dauernd auf der Hausfrau ruhten, ließ sie sich nicht niederdrücken. Erhebung und Erfrischung brachte ihr die Musik und die Beschäftigung mit Jean Paul, Goethe und Schleiermacher. „Ihr frischer fröhlicher Mut, mit dem sie alles zu beleben wußte,“ schreibt meine Mutter, „war eigentlich das Kapital, auf dem unser Hauswesen und „die ganze Anstalt“ ruhte.“ Bezeichnend ist ein Brief der Großmutter an eine verheiratete Tochter zu Weihnachten 1836:

„Ich kann mir wenigstens die Freude nicht versagen, Dir dies Briefchen auf den Weihnachtsabend in die Hände zu spielen. Der Spaß, den ich Dir zu machen gedachte, kommt etwas später. Wäre ich nur wohlhabend, so suchte ich Dir ein Klavier zu verschaffen — das geht — Gott weiß es — nicht. Mein Sinnen und Dichten ging nun darauf, Dir ohne Geld eine Freude zu machen; auch NANTCHEN (die jüngere Tochter) hätte ich gern bedacht, die muß aber warten und warten. Nun half mir ein günstiger Zufall: Herr R., der ziemlich liebenswürdig, aber wüst war (er hat in 3—4 Monaten etwa 1000 Gulden Schulden gemacht), wurde von dem Vater exiliert. Im Zorn oder Gott weiß welcher Passion zerschloß er seine sehr gute, köstliche Gitarre, welche er, als gar nicht zu benutzen, uns zurückließ. Ich besah mir wehmütig die Trümmer dieser wohltonenden Seele und, da meines Lebens Signatur Reparatur ist, so sann ich und ließ flicken und rücken — und — da bin i! — Ich sehe im Geist Deine kleinen knipeligen Fingerchen darauf herumtrommeln und Dich ein spanisches Liedchen dazu singen. Du bekommst sie Montag wundervoll restauriert und magst den Silvesterabend dazu singen:

Zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen.“

Mache ich nun der Vererbungslehre zuliebe einen schwachen Versuch, vielleicht von den Vorfahren geerbte Eigenschaften aufzuspüren, so sehe ich zunächst von dem Brauergewerbe des Ahnherrn und der Beziehung, die es zu dem Bierkonsum in meiner Studentenzeit haben könnte, ab, ebenso von einigen Studentenstreichen die als atavistischer Rückschlag gedeutet werden könnten, da die Matrikel von Greifswald von einem stud. jur. PETRUS TRENDELENBURG berichtet, der im Jahre 1696 als turbator securitatis viae publicae in strenge Haft genommen wurde, was dann zu einem Streit zwischen Stadt und Universität führte. Sicher ist, daß die kaufmännischen Talente meiner Ahnen nicht auf mich übergegangen sind, und auch von den theologischen Neigungen kann ich dieses nicht behaupten. Was die Gabe

des Redens, die übrigens bei mir weniger entwickelt ist, als für einen Professor wünschenswert ist, bei den Vertretern des Predigtamtes unter den Vorfahren anbetrifft, so ist darüber wenig bekannt. Berichtet wird nur von dem Großvater meiner Großmutter SCHROEDTER, daß er nach Abgang von der Schule, 18 Jahre alt, ehe er sich zur Theologie entschloß, bei seinem Schwager, einem Prediger, die Kanzel bestiegen und „zur Probę der äußerlichen Gaben“ eine Pfingstpredigt gehalten hat, ein Verfahren, das bei der Berufswahl auch heutzutage vielleicht von Nutzen sein könnte. Jener Hexenverfolger OERTHLING im Dorfe Brunn kann kein sehr lebhafter, aufweckender Kanzelredner gewesen sein, denn in seinem Berichte an den Superintendenten in Neubrandenburg, CLINGIUS, vom 16. Juli 1679 führt er als ein die Hexe, ein Schäflein aus seiner Herde, belastendes Moment an, sie habe zwar die Kirche gut besucht, habe aber „mit dem perpetuirlichen Kirchenschlaf an den Tag gegeben, daß sie auf das prophetische Wort nicht groß achte“. Die arme Hexe, die zusammen mit 4 als Hexen verbrannten Frauen aus einem benachbarten Dorfe auf den Blocksberg geritten war, wie diese auf der Folter bekannt hatten, fand übrigens einen Beschützer in dem Bürgermeister von Neubrandenburg KASIMIR, der den Prozeß hinzuhalten wußte, und wurde auf ein Gutachten der juristischen Fakultät in Greifswald hin, das die Möglichkeit der Hexerei aber keineswegs leugnete, wie es scheint, außer Verfolgung gesetzt (vgl. BOLL, FRANZ: Geschichte der Vorderstadt Neubrandenburg, 1875).

Merkwürdigerweise hat der Hexenwahn des 17. Jahrhunderts auch in der Geschichte der Familie meiner Frau eine Rolle gespielt, und zwar eine sehr ernste. Ein direkter Vorfahre meiner Schwiegermutter, der Pfarrer zu Niederwildungen JOHANNES SCHLEIERMACHER war verheiratet mit SUSANNA REBENSTOCK, Tochter des Bürgermeisters BARTHOLOMEUS REBENSTOCK. „SUSANNA“, so heißt es in dem SCHLEIERMACHERSchen Stammbaum, „fiel wie ihre Mutter und Stiefschwester dem im Waldeckschen furchtbar grassierenden Hexenwahn zum Opfer und wurde 1655 enthauptet.“

Von besonderen in der Familie aufgetretenen künstlerischen Neigungen und Talenten habe ich das Zeichentalent meines Großvaters schon erwähnt, sehr ausgesprochen zeigte es sich wieder bei einem Vetter meines Vaters THEODOR TR., der als Kartenstecher an der Plankammer in Dresden lebte. Bei ihm war es verbunden mit musikalischer Begabung, die dann auch bei einem Teil meiner Schwestern wieder aufgetaucht ist, hier wohl zugleich als Erbteil von meiner Mutter, während dieses die dafür Empfänglichen hochbeglückende, die Menschen zu gemeinsamer Empfindung erhebende, nicht selten auch Heiraten stiftende Geschenk der Musen an meinem Vater und mir in schnödesten Weise vorbeigemeldet ist. Zwar bin ich als Knabe immer mit Begeisterung neben der Militärmusik die Friedrichstraße und Linden entlangmarschiert, wenn mittags die Schloßwache aufzog, aber in die Geheimnisse zarterer musikalischer Empfindungen bin ich so wenig eingedrungen, daß mir z. B. bis heute unverständlich geblieben ist, was die Leipziger Allgemeine Musikalische Zeitung (Jahrgang 1823, S. 675) über die Kompositionen des Dresdner Onkels sagt. Es heißt da über sechs von ihm in Musik gesetzte Lieder von H. HEINE: „Den Liebhabern von Heines liebeklagender Muse werden diese Lieder behagen. Sie haben, den Gedichten ähnlich, etwas frisch Gewöhnliches, munter gegen den Gram Ansträubendes, der immer, wie ein blutiger Pfeil, sich tiefer pulsiert. Der Schmerz verhöhnt den Mut und dieser die Schmerzen. Die Lieder müssen ungefähr so vorgetragen werden, wie ein verkohltes Auge lacht. Wessen Auge noch frisch ist, tut besser, er singt sie nicht. Es gibt schon Augen, die ihre Töne finden.“ —

Eine Vererbung von durch Übung und Erziehung erworbenen geistigen Fähigkeiten scheint nicht stattzufinden. Jeder Mensch muß mit der Entwicklung und Verwertung der ihm bei der Geburt mitgegebenen Gaben von neuem anfangen. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Dabei ist dann aber die Familientradition und das Vorbild der Eltern eine wesentliche Beihilfe.

Die Natur sorgt überhaupt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nur selten ist ein geistreicher Mann in der glücklichen Lage wie jener Professor, der in der Unterhaltung über die Frage, wie es komme, daß der Sohn eines Genies sich kaum jemals wieder als Genie erweise, versichern konnte: „O, mein junger Sohn läßt sich bisher sehr gut an.“

2. Kindheit und Schulzeit.

Das Licht der Welt erblickte ich am 24. Mai 1844, von den Eltern, denen ein Söhnchen KARL einige Jahre zuvor durch den Tod entrissen war, als Stammhalter freudig begrüßt. Auch meine 3 Schwestern MARIE, KAROLINE und MINNA werden sich des Ankömmlings gefreut und bald angefangen haben, ihn zu verziehen, was sie dann später um die Wette mit meinen 3 jüngeren Schwestern KLARA, EMMA und NANNA mein ganzes Leben hindurch in treuer Liebe fortgesetzt haben.

Unsere Eltern wohnten zur Zeit meiner Geburt in einem Hinterhause der Luisenstraße auf deren Westseite dicht am Karlsplatz, etwa da, wo die Straße von der Stadtbahn geschnitten wird. Nicht lange nachher siedelte die Familie in die Linienstraße über, wo mein Vater eine geräumigere Wohnung mit Gartenbenutzung mietete. Um uns Kindern bessere Bedingungen für ein gesundes Aufwachsen zu verschaffen, scheute er sich nicht, den für einen Professor ohne Vermögen hohen Preis von 360 Talern — also 1080 Mark — anzulegen. Das jetzt durch Auf- und Anbau vergrößerte und veränderte Haus steht auf der Nordseite der Linienstraße in der Nähe der Oranienburger Straße und trägt wie damals die Nummer 127. Die Wohnung nahm nach der Straße zu den größeren Teil der Beletage ein und setzte sich nach rückwärts in derselben Etage in einem langen Flügel mit Fenstern nach dem Hofe zu fort. Eine Reihe von Mansardenzimmern im Dachgeschoß des Flügels gehörte ebenfalls noch zu unserer Wohnung. Ein dunkler Korridor lief an den Türen zu diesen Mansardenzimmern entlang und stieß hinten auf die querstehende Tür zu

dem Arbeitszimmer des Vaters, von dem man nach Norden zu einen freien Blick hinunter auf den Garten und über die Stadtmauer hinweg auf die Schornsteine der Borsigschen Maschinen- und Lokomotivenfabrik in der Chausseestraße hatte. Von dorther erscholl der gedämpfte Klang der arbeitenden Hämmer und der Glockenschlag der Turmuhr, im übrigen herrschte eine wohltuende Stille, wie sie der Vater für seine Gedankenarbeit brauchte.

Auf dem quadratischen Hof, der dem Flügelbau gegenüber durch eine hohe fensterlose Wand des Nachbargebäudes abgeschlossen war, stand in der Mitte ein schöner, großer Lindenbaum, jetzt noch in ganz verkümmertem Zustande erhalten, ein zweiter Lindenbaum und ein Nußbaum, beide verschwunden, standen in den Ecken. Nach hinten, wo heute ein hohes Quergebäude dem Hofe Luft und Licht wegnimmt, war dieser durch ein zwischen gemauerten Pfeilern angebrachtes hohes eisernes Gitter von dem etwas sandigen Garten abgegrenzt, der sich in Form eines langgestreckten Rechtecks bis an eine der Stadtmauer parallel laufende Mauer erstreckte. Zwei Lauben und ein paar kleine Blumenbeete waren uns von dem Wirt zur Verfügung gestellt.

So fehlte es uns Kindern dank der Fürsorge des Vaters nicht an Luft und Licht und an Raum für unsere Spiele und kindlichen Unternehmungen aller Art. Im Sommer spielte sich bei gutem Wetter ein großer Teil des Tages im Freien ab. Auf dem Hofe saßen wir unter der Linde und lasen Beckers Erzählungen aus der alten Welt oder Campes Robinson, schälten für das Mittagessen die Erbsen aus den Schoten, wobei Volkslieder gesungen wurden, oder wir halfen der Mutter und Tante bei dem Aufhängen der Wäsche und pumpeten an der Hofpumpe Wasser in die Blecheimer, die dann in die Küche hinaufgetragen wurden, oder wir saßen im Garten auf einem Holunderbaum — oder oben auf der kleinen Haselnußlaube und verzehrten hier unser Butterbrot. Von dem hohen Sitz aus konnten wir über den Zaun in den Nachbargarten sehen, was uns vorkam, als wenn wir in die weite Welt blickten, und ein besonderer Spaß war es, die

Kerne der verspeisten Kirschen in das fremde Gebiet hinüber zu spucken.

In der größeren Fliederlaube im Garten saß auch wohl der Vater ein halbes Stündchen, wenn er morgens nach 9 Uhr von seinen beiden Vorlesungsstunden in der Universität zurückkam und bei einem Teller saurer Milch die Spenersche Zeitung las, im Gegensatz zur Tante Voß Onkel Spener genannt. Nicht selten ging Vater in politischen Gesprächen mit dem Hauswirt Dr. SCHULZ den mittleren Gartenweg auf und ab. Dr. SCHULZ war einmal in Italien gewesen — damals noch ein ganz besonderes Ereignis im Leben eines Deutschen —, trug im Garten eine rote Neapolitaner Fischermütze und zeigte als Privatdozent immer ein Kolleg über das Klima von Italien an. Er interessierte sich für die damals noch junge Wissenschaft der Meteorologie, zu der HUMBOLDT durch seine Abhandlung über die Isothermen den Grund gelegt hatte, und nahm mehrere Mal am Tage sorgfältige barometrische und hygrometrische Messungen vor, wie sie seit 1859 in den zahlreichen, auf Grund internationaler Abmachungen auf dem ganzen Erdkreis eingerichteten meteorologischen Stationen vorgenommen werden. Er betrieb eine nicht sehr große ärztliche Praxis in der Stadt, war Stadtverordneter und führte später den Titel Geheimer Medizinalrat. Sein schwerhöriger und daher etwas zurückgebliebener Junge, über den sein Vater oft in maßlosen ungerechten Zorn geriet, war mein Spielgenosse.

Bei Nordwind machte sich im Garten der Ruß aus den Fabrikschornsteinen etwas unangenehm bemerkbar, sonst atmeten wir da eine so frische Luft wie wenige in Berlin aufwachsende Kinder, und der freie Blick auf den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen war uns durch keine Mauer versperrt. Der Vater zeigte uns den großen und kleinen Bären und lehrte uns den Polarstern auffinden und den Weg der Sonne verstehen. Hell strahlte an den herbstlichen Abenden des Jahres 1858 der prächtige Donatische Komet mit seinem ostwärts gewandten langen Schweif am nördlichen Himmel.

Meine eigenen Erinnerungen reichen bis zu dem Alter von 3 Jahren zurück. Vor dieser Zeit scheint das Fixierbad des menschlichen Geistes noch nicht die Kraft zu haben, aufgenommene Bilder für die Dauer festzuhalten. Kurz nach meinem dritten Geburtstag fand die Taufe meiner Schwester KLARA statt. Den ehrwürdigen greisen Professor NITZSCH, der die Taufe in unserer Wohnung vollzog, sehe ich noch vor mir, wie er die Bibel in den vorzeitig zitterig gewordenen Händen hielt, und das Buch auf und ab schwankte. Ich hatte zur Feier des Tages zum erstenmal Höschen an. Ferner glaube ich mich auch unseres Großvaters BECKER zu erinnern, der uns nicht viel später von Offenbach aus besuchte. Er hatte lange, lockige weiße Haare, saß auf dem Stuhl und steckte sich mit einem Papierfidibus seine lange Pfeife an.

In deutlicher Erinnerung sind mir Szenen aus der Revolution von 1848 geblieben, ich war damals 3 Jahre und 10 Monate alt. Neben unserem Hause, da, wo jetzt die Feuerwehr ihr Depot hat, befand sich eine Posthalterei. Die Aufständischen hatten die gelben Postwagen herausgezogen, auf der Straße umgeworfen und so eine Barrikade hergestellt, auf die wir aus unseren Fenstern hinuntersehen konnten. Ob gerade dort auch gekämpft wurde, weiß ich nicht mehr, aber daß in der Nähe Schüsse fielen, und daß unsere Tante uns von den Fenstern wegholte, damit wir nicht das Vorbeitragen von Toten sehen sollten, habe ich in der Erinnerung behalten, ebenso, daß auf Anordnung des vorsorglichen Vaters die Fenster zum Schutze gegen Kugeln mit Woldecken verhängen wurden. Von Vaters Stube aus sahen wir am Abend hinter der Borsigschen Fabrik den Feuerschein der brennenden Provianthäuser, die an der Tegeler Chaussee an der Stelle der nachmaligen Kasernen des sogenannten Maikäferregiments standen. Eines Mittags, als eine Verständigung zwischen Regierung und Volksmassen zustande gekommen war, ertönten Freudenschüsse, Mutter SCHULZEN, unsere Waschfrau, Kinderfrau und Faktotum des Hauses, die brave Witwe eines Invaliden der Freiheitskriege, meinte dazu: „Der Russe is vor's Oranienburger Tor.“

Den Vater mit der schwarzrotgoldnen Kokarde der Bürgerwehr geschmückt und mit dem Säbel an der Seite gesehen zu haben, entsinne ich mich nicht. Der Säbel stand in späteren Jahren in einem Kleiderschrank in Vaters Studierstube, und, wenn der Vater ausgegangen war, pflegte ich mir wohl den Säbel umzuschlallen, die Klinge herauszuziehen und, mich in irgendeine Heldenrolle hineinphantasierend, damit in der Luft herumzufuchteln.

Was die späteren politischen Ereignisse während meiner Kinderzeit betrifft, so brachte uns die Mobilmachung im Winter 1850 auf 51 Einquartierung in das Haus, 4 brave Landwehrlaute, mit denen wir Kinder bald Freundschaft schlossen, sie halfen mir allerlei schnitzen, und ich las ihnen Rübezahlgeschichten vor. Die Freude dauerte aber nicht lange, da Reserve und Landwehr wieder nach Hause ging, nachdem MANTEUFFEL in der Olmützer Punktation vor Österreich kleinbeigegeben hatte. Der Vater war zu der Zeit Mitglied des Abgeordnetenhauses, die Demütigung Preußens empfand er als eine Schmach, und da die Altliberale Partei — etwa den späteren Freikonservativen entsprechend — der Politik der Regierung keinen Widerstand geleistet hatte, er aber andererseits auch nicht zu der Linken übergehen mochte, so legte er sein Mandat nieder. Die ernstesten politischen Gespräche bei Tisch erinnere ich mich mit halbem Ohre mit angehört zu haben.

Als ich 10 Jahre alt war, brach der Krimkrieg aus, dessen Verlauf schon mit einigem Verständnis verfolgt wurde. Von besonderem Interesse waren die immer bald nach den Schlachten erscheinenden, meist wohl schon vor denselben entworfenen, litographierten Bilderbogen von der damals sehr bekannten Firma GUSTAV KÜHN in Neuruppin. Wir verschönerten sie uns durch Antuschen. Die krapproten Hosen der Franzosen, die, wenn ich nicht irre, grünen Röcke der Russen und die feuerroten der Engländer sowie die bunten Uniformen der Türken boten die schönste Gelegenheit, farbenprächtige Bilder herzustellen. Ich mußte lebhaft an diese Bilder denken, als ich am 2. März 1871 im Schloß zu Ver-

sailles vor den großen Wandgemälden von HORACE VERNET und anderen französischen Künstlern stand, welche, ebenfalls etwas bilderbogenartig, dieselben Begebenheiten, die Schlacht an der Alma, die Erstürmung des Malakowturmes, die Belagerung von Sebastopol usw. darstellen.

Meine Spielkameraden in den frühen Kinderjahren waren meine Schwestern, der schon erwähnte Sohn des Wirtes und die Kinder einer im Keller wohnenden Tischlerfamilie, die aber als Mieter zweiter Klasse nicht mit in den Garten gehen durften.

Als ich etwas größer geworden war, dehnte sich das Feld unseres Tuns und Treibens vom Hof und Garten auf die Straße aus, wo wir durch vorüberfahrende Wagen nur selten gestört oder gefährdet wurden. Der Verkehr war so gering, daß das Buchenholz, das mein Vater in der Frühe des Herbstmorgens am Schiffbuerdamm oder auf einem Holzplatz vor der Stadt in der Gegend der jetzigen Roonstraße ausgesucht und gekauft hatte, auf dem Straßendamm vor dem Hause zersägt und gespalten wurde. Erst 1859 hatten die Droschken die erstaunliche Zahl von 1000 erreicht. Sie fuhren jede Tour von einem Ende der Stadt zum anderen für 5 Silbergroshen (50 Pfg.). Die armen Pferde hatten es auf dem sehr holprigen Pflaster recht schwer, sich ihren Hafer zu verdienen. Es wurde erzählt, daß der Kutscher manchmal bei sehr weitem Ziel nach halb zurückgelegter Fahrt plötzlich anhielt und, wenn dann der Fahrgast ihm entrüstet zurief, er solle doch weiterfahren, habe er mit beschwichtigender Handbewegung gebeten, stille zu sein: „Pst, daß Er nichts hört, Er soll ja denken, es fängt eine neue Tour an.“ Auch für den Fahrgast war das Rumpeln und Stoßen kein Genuß, fuhr man zu zweien, so war eine Unterhaltung kaum möglich. In seltenen Fällen konnte es allerdings auch von Nutzen sein. Als ich Assistent in der LANGENBECKSchen Klinik war, kam ein Patient angefahren, der mit einem eingeklemmten Bruch in die Droschke gesetzt worden war, bei dem Rumpeln durch die Ziegelstraße war ihm plötzlich besser geworden, und bei der Untersuchung zeigte sich, daß das gewaltsame Schütteln

den Darm aus der Einklemmung befreit und in die Bauchhöhle zurückgebracht hatte. Bekanntlich setzten die alten Chirurgen die Kranken mit eingeklemmtem Bruch auf eine Schubkarre und fuhren sie auf dem gepflasterten Hof umher. — Es gab damals nur eine Omnibuslinie, die die Friedrichstraße entlang vom Wedding zum Kreuzberg lief, die Fahrt zu 3 Silbergroschen.

Der Vater pflegte zu uns Kindern zu sagen: „Ihr werdet es wohl erleben, daß Berlin eine halbe Million Einwohner hat.“ Die Zahl betrug damals 360000, die halbe Million wurde dann aber schon um 1860 erreicht. Mit der Hygiene war es in den Städten damals schlechter bestellt als im alten Rom, das schon in der Kaiserzeit seine großartigen Aquädukte und Kloaken hatte. Es ist nicht das geringste von VIRCHOWS Verdiensten, daß er als Stadtverordneter die Kanalisierung und die Anlage der Rieselfelder durchgesetzt hat. Ohne sie war der Bau der Wasserleitung durch eine englische Gesellschaft auf Betreiben des energischen Polizeipräsidenten v. HINKELDEY (1852) eine wenig wirksame Maßregel geblieben, da der Anschluß an die Leitung in das Belieben der Hausbesitzer gestellt war, und alle Abwässer nach wie vor in die Spree, die Panke und in den Landwehrkanal gingen. Auf den Höfen stand die Pumpe nicht weit von der Abtrittsgrube, auf den Straßen neben der Gosse, in die das Schmutzwasser aus Haus und Küche hineingeschüttet wurde. Wenn die ersten Cholerafälle gemeldet wurden, herrschte allgemeine Angst, wir Kinder bekamen strenge Anweisungen, kein rohes Obst zu essen und kein Wasser dazu zu trinken, besonders verpönt waren Melonen und Gurkensalat. Bei der Unmöglichkeit einer ausreichenden Bewässerung wäre es ein vergebliches Bemühen gewesen, die freien Plätze in der Stadt, auf denen das Auge sich heute an grünem Rasen und bunten Blumen erfreut, zu bepflanzen. Sie waren wie die Straßen gepflastert. Von der Spree sagte RÜCKERT nicht mit Unrecht, sie ziehe ein in die Stadt wie ein Schwan und gehe hinaus wie ein Schwein. Aber die Gewohnheit macht unempfindlich. Mit Vergnügen erinnere ich mich des Schwimmunterrichts in der

Badeanstalt von ТИЧУ, die unterhalb der Stadt in der Gegend der jetzigen Alsenbrücke lag, wo es manche Bazillen zu schlucken gegeben haben wird.

Die Rinnsteine, so wurden die Gossen gewöhnlich genannt, wurden für mich und die Jungen aus der Nachbarschaft eine Quelle der Freuden, wenn nach einem besonders ergiebigen Gewitterregen das Wasser nicht schnell genug in die oft verstopften Abzugskanäle abfließen konnte, und die Holzplanken, die vor den Haustüren über den Rinnsteinen lagen, um das Hinübergehen auf die andere Straßenseite zu erleichtern, nun auf dem angesammelten See umherschwammen. Das war eine herrliche Gelegenheit zu Gondelfahrten und Seeschlachten. Interessant war es auch, wenn ein sogenannter Naturforscher kam, ein alter gebrechlicher Mann, der mit einer Hacke in der Gosse nach hineingerateten, vielleicht noch verwertbaren Gegenständen herumsuchte. Besonders beliebt bei der Kinderwelt war der Lumpensammler mit seinem kleinen Handkarren, der Lumpen für die Papierfabriken sammelte und zur Belohnung an die Zuträger Bilderbogen, Fingerringe aus Messing und andere kleine Geschenke verteilte. Ein weiterer Freund war der Leierkastenmann mit seinem Stelzfuß, „der Kahlkopf“, ein Veteran aus den Freiheitskriegen, dem wir die aus den Fenstern heruntergeworfenen Dreierstücke sammelten, und der uns dann zum Dank einmal an der Kurbel drehen oder einen Blick in das Innere des wunderbaren Kastens tun ließ.

Sehr aristokratisch ging es auf der Straße nicht her, sie lag eben nicht in dem vornehmsten Stadtviertel. Die Kinder des Volks liefen meist barfuß umher oder auf klappernden Holzschuhen, den sogenannten Pantinen, die, wenn es zur Keilerei kam, gefürchtete Handwaffen und Wurfgeschosse waren.

Die Stadtmauer, die, wie ich schon erwähnte, hinter unserm Garten, in der Flucht der jetzigen Elsässer Straße, herlief und die Stadt rings umgab, sollte nicht etwa zur Verteidigung dienen, sondern war nur eine den Schmuggel verhindernde Schranke für die Schlacht- und Mahlsteuer. Vieh,

Getreide und Backwaren konnten nur durch die Tore in die Stadt gebracht werden. In meiner frühesten Kinderzeit wurden die Tore nachts noch verschlossen, ich erinnere mich, daß wir an einem Sommerabend von einem Spaziergang durch den Tiergarten erst nach 9 oder 10 Uhr an das Brandenburger Tor kamen und am Tor klingeln mußten, der Soldat, der das Tor aufschloß, bekam dann einen Groschen.

Die 16 Tore der Stadt, meist im Barockstil gebaut und einigen noch stehenden Toren in Potsdam ähnlich, sind mit Ausnahme des Brandenburger Tores, der imposanten Nachbildung der Propyläen in Athen, zugleich mit der Stadtmauer 1865 abgebrochen, nur die daneben stehenden kleinen Zollhäuser sind hier und da noch erhalten, z. B. am Potsdamer Platz und am Luisenplatz. In nächster Nähe unserer Wohnung stand das Oranienburger Tor, dann folgten nach Osten zu das Hamburger, das Rosentaler, das Schönhauser, das Landsberger, das Königstor, das wie die Königstraße seinen Namen von dem Einzug des ersten Königs von Preußen nach der Krönung in Königsberg ableitete, usw. Kam ein Wagen mit Säcken in die Stadt gefahren, so mußte er am Tor anhalten, der Zollbeamte trat heraus, einen langen, dünnen Spieß in der Hand, an dessen spitzem Ende sich eine löffelförmige Höhlung befand, und mit diesem Instrument, mit dem er in die Säcke hineinstach, holte er sich eine Probe von dem Mehl oder Grieß heraus. Dieser Probepunktion habe ich oft mit Interesse zugesehen.

Als wir etwas größer wurden, fehlte es nicht an Kommissionen mit zum Teil ziemlich weiten Wegen. Mußten doch alle Postpakete nach der Hauptpost an der Ecke der Poststraße und Königstraße gebracht werden, und wie oft mußte man zum zweiten Male hinwandern, wenn der Beamte die Annahme wegen eines noch fehlenden Siegels verweigert und mit der ganzen Grobheit eines preußischen Unteroffiziers einem ohne ausreichenden Bescheid das Schalterfenster vor der Nase zugeschoben hatte. Briefe konnten nach einem Kaufladen am Tierarzneischulplatz gebracht werden, von wo sie dann zur Post weiterbefördert wurden. Nebenpostämter und Brief-

kästen gab es erst seit 1851. Tinte wurde aus einem kleinen Lädchen in der Nähe der Nikolaikirche geholt, weshalb so weit her, weiß ich nicht.

Einen sehr weiten Weg machte ich aber als kleiner Junge mit Mutter oder Tante CAROLINE, der unverheirateten Schwester meines Vaters, immer sehr gerne, meist Sonntags nachmittags, es war der Weg die ganze lange Markgrafentraße herunter nach der Sternwarte. In dem großen Garten derselben war in einer kleinen Terrainsenkung ein Gebüsch, das Wäldchen genannt, und hier durfte ich mit einer kleinen, zierlich gearbeiteten Postkutsche spielen, die Türen konnte man richtig auf und zu machen, den Postillon vom Bock herunternehmen und wieder daraufsetzen.! Das Spielzeug brachte die freundliche BETTY ENCKE, die Freundin unserer Tante. Als wir etwas größer waren, nahm uns auch der Professor ENCKE, ihr Bruder, mitunter mit hinauf unter die Kuppel der Sternwarte und ließ uns den Mond, den Jupiter und den Saturn durch das Fernrohr betrachten.

Auch mit einigen anderen Häusern von Kollegen unseres Vaters bestand ein Verkehr, an dem wir, wo gleichaltrige Kinder vorhanden waren, Anteil hatten. So bei dem Historiker LEOPOLD RANKE. Des kleinen Mannes mit den lebhaften Kopfbewegungen und klug und schnell blickenden Augen erinnere ich mich aus der Kindheit noch sehr lebhaft. Später habe ich ihn seltener gesehen. Viel öfter wurde ich zu LEOPOLD HELWING eingeladen, dem einzigen Sohne des Professors der Geschichte HELWING, eines an einer schweren Rückenmarkserkrankung leidenden Jugendfreundes von Vater. Hier freute ich mich immer am Struwpeter, der bei uns zu Hause verpönt war, weil Vater dagegen war, der kindlichen Phantasie statt des Schönen die häßliche Karikatur zu bieten. Lästig war bei dem Verkehr, daß ich dem hübschen, etwas verwöhnten und verzogenen Altersgenossen von der Mutter immer als Musterbild vorgehalten wurde, während ich wohl wußte, daß ich auch kein Tugendbold war, eine Erziehungsmethode, die dem zu Erziehenden nicht viel nützen, dem vermeintlichen Musterknaben nur schaden kann,

und dem Verkehr die Harmlosigkeit nimmt. LEOPOLD wurde später schmucker Offizier im Leibgrenadierregiment in Frankfurt a. O., bekam bei Orléans einen Lungenschuß und starb im dortigen Kriegslazarett. Ich sah ihn dort nicht lange vor seinem Tode. Ruhig und gefaßt sagte er: „Wenn ich jetzt sterbe, bin ich der dreißigste Offizier von meinem Regiment, der stirbt.“

Als ich 5 Jahre alt war, machte ich meine erste kleine Reise. Die Tante CAROLINE war mit der Frau des Pastors DUMAS in Zinndorf befreundet, einem Dorf 5 Meilen von Berlin entfernt, und nahm meine Schwester MINNA und mich zu einem Besuch dorthin mit. Wir fuhren im Postwagen, der auf den sandigen Wegen so stark schaukelte, daß Minna-chen seekrank wurde. Unterwegs sahen wir zum erstenmal einen Eisenbahnzug fahren, in dem Garten des Pfarrhauses durften wir nach Herzenslust die Johannisbeerbüsche plündern, das interessanteste der Reise aber war ein Vorfall, der sich eines Sonntagvormittags ereignete. DUMAS' hatten einen etwas älteren Sohn — nach vielen Jahren sah ich ihn in Leipzig als angesehenen Arzt wieder —, wir drei Kinder wollten die Tante und das Pastorenehepaar von der Kirche abholen, da erblickte ich einen Storch in der Luft, den ich bisher nur aus dem Bilderbuch kannte, und guckte staunend zu ihm hinauf. Der Storch muß sich über die Neugier ge- ärgert oder an einer Magen- und Darmverstimmung gelitten haben, denn plötzlich war mein schöner blauer Kittel über und über mit weißen Flecken besät und die umherstehenden Bauernbengel lachten den dummen Stadtjungen gründlich aus.

Den ersten Unterricht bekam ich bei meiner Mutter. Schon früh ließ sie uns allerlei Verschen und kleine Gedichte wie den Uhlandschen Siegfried und Klein Roland und das Rückertsche „Vom Bäumlein, das gern andre Blätter gewollt“, später den braven Mann von Bürger und die Schillerschen Balladen auswendig lernen und hersagen. Zum Lesen und Schreiben kam bald der Unterricht in der Geographie. Vor einer Wandkarte von Europa erzählte sie uns von ihrer schönen Heimat, vom Eisgang auf dem Main, von den Bur-

gen am Rhein, von dem Heidelberger Schloß mit dem Efeu und Goldlack an seinen Mauern und von dem deutschen Straßburg, das wir von den bösen Franzosen eigentlich wieder haben müßten. Die Stunden bei Tante CAROLINE sorgten dafür, daß neben dem Weltlichen der Katechismus, die Psalmen und die schönen Paul Gerhardschen Lieder nicht zu kurz kamen, von denen wir manche auswendig lernten.

Sehr früh führte uns die Mutter, die als junges Mädchen einige Zeit in England gewesen war, in die englische Sprache ein, was mir später von großem Nutzen war, da man eine gute Aussprache des Englischen wohl nur in der Kindheit erlernen kann. Die Rede des Antonius bei dem Begräbnis Caesars: Friends, Romans, countrymen, lend me your ears usw., einige der Hebrew melodies von Byron, wie das: The Assyrian came down like the wolf on the fold, und das kraftvolle Kampflied von Robert Burns: Scots, wha hae wi' Wallace bled, Scots, wham Bruce has aften led, Welcome to your gory bed, Or to glorious victorie! lernte ich auswendig, und sie sind mir mein ganzes Leben hindurch immer besonders lieb geblieben.

Der Vater konnte uns nicht so viel Zeit schenken, doch hat er mich auch im Rechnen und in den Elementen des Lateinischen unterwiesen. Ich entsinne mich, daß er ein Stück aus einer pädagogischen Schrift des ERASMUS VON ROTTERDAM mit mir durchnahm, in dem ein Lehrer seinen Schüler unterweist, wie er sich anständig zu benehmen habe, er solle gerade sitzen, die Knie aneinander schließen, nicht an den Nägeln kauen usw.

Zu dem Unterricht von Mutter und Tante kamen dann bald noch regelmäßige Stunden bei einem Volksschullehrer, der zu uns ins Haus kam. Zuerst war es ein Herr REINBOTH, dann Herr RADEMACHER und zuletzt Herr FISCHER. Letzterer hatte in der Kindheit das Unglück gehabt, durch das Schwungrad einer Maschine den Arm zertrümmert zu bekommen und trug deshalb den linken ausgestopften Ärmel immer in die Rocktasche gesteckt. Dieses Schicksal mochte dazu beigetragen haben, ihn ernster und stiller werden zu

lassen, als für einen Lehrer von Kindern wünschenswert ist, wir hatten aber gern bei ihm Stunde und bemühten uns, ihm beim Überwerfen des Radmantels oder wenn sonst das Fehlen des Armes sich hindernd bemerkbar machte, behilflich zu sein. Das Thema eines Aufsatzes ist mir in Erinnerung geblieben, der uns — wohl noch vom vorigen Lehrer — aufgegeben wurde, als meine jüngste Schwester geboren war: Ist es wünschenswert, kleine Geschwister zu haben oder nicht?

Besonderen Wert legte der Vater auf den Zeichenunterricht, teils nach Vorlagen, teils nach Holzklötzen, die für den Zweck in verschiedenen Formen besonders angefertigt waren. Ich bin ihm dafür immer besonders dankbar gewesen, denn ich habe mich später bei Anderen oft davon überzeugt, daß es ein großer Mangel ist, wenn Auge und Hand die Übung durch das Zeichnen in der Jugend entbehrt haben.

Für Geschicklichkeit der Hände wurde auch noch in anderer Weise gesorgt. In einer abgelegenen, mit Glasfenstern versehenen Veranda, Balkonzimmer genannt, konnte ich mir eine kleine Tischlerwerkstatt einrichten, und wenn das Instrumentarium auch nicht groß war, so lernte ich doch mit Säge, Hammer, Zange, Bohrer und Feile umgehen, wozu viele Knaben keine Gelegenheit finden. Oft habe ich später meine Studenten, wenn sie sich in den Operationskursen gar zu ungeschickt anstellten, gefragt, ob sie schon einmal eine Säge in der Hand gehabt hätten, und manchesmal eine verneinende Antwort bekommen. Meine gute älteste Schwester MARIE interessierte sich immer besonders für meine kleine Werkstatt und hat mir öfters durch einen Beitrag von ihrem Taschengeld zu dem erforderlichen Holz verholfen. Als ich 11 Jahr alt war, wurde ich zu einem Buchbinder geschickt, und, wenn ich es auch nicht gerade zur Meisterschaft in diesem Handwerk brachte, so lernte ich doch so viel, daß ich meinen Julius Caesar selbst einbinden und für den Vater eine ganze Reihe von Mappen für seine Manuskripte anfertigen konnte.

Der Vater suchte auch im Gespräch bei Tisch und besonders auf Spaziergängen für Belehrung zu sorgen und uns zum

Beobachten und Denken anzuregen. Zu Spaziergängen mit ihm kam es freilich meist nur des Sonntags nachmittags. Gern führte er uns auf den Kreuzberg, die damals noch ganz kahle, nach der Stadt zu steil abfallende Sandhöhe im Süden der Stadt, vor das dort nach dem Entwurf von Schinkel errichtete Denkmal zur Erinnerung an die Freiheitskriege. Nach der schweren Kriegszeit hatte es wie heute an Kupfer und Zinn für Bronze gefehlt, und das Denkmal besteht daher ganz aus Gußeisen. Dieses Material, das bisher, besonders in England, nur zu technischen Zwecken in gröberen Formen benutzt worden war, auch für die Kunst und das Kunstgewerbe zur Herstellung von Plaketten, Medaillen, Schmuckgegenständen in durchbrochener Arbeit und dergleichen verwenden zu können, war eine Errungenschaft der später eingegangenen Königlichen Eisengießerei in der Invalidenstraße. Das Gußeisen ist im Kunstgewerbe unter den gleichen Verhältnissen jetzt aufs neue zu Ehren gekommen. Der Vater, der an kurzen aber bezeichnenden Inschriften eine besondere Freude hatte, ließ uns die Inschrift auf dem Denkmal lesen: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung“, und dann auch die Aufschrift an der benachbarten Tivoli-Brauerei: „Genießet in dem Gerstensaft des Weines Geist, des Brotes Kraft“. Am Invalidenhaus lautete die Inschrift: „Saucio et invicto militi“, dort wurde dann auch der dahinter liegende Kirchhof mit dem Grabdenkmal Scharnhorsts, einem sterbenden Löwen, besichtigt.

Nicht selten ging der Weg durch den Tiergarten zu dem Denkmal Friedrich Wilhelms des Dritten mit dem sinnigen, das Leben der Berliner Bevölkerung im Tiergarten idealisiert darstellenden Fries von DRAKE und weiter durch Charlottenburg mit seinen Storchnestern auf den hohen Pappelbäumen zu den marmornen Grabdenkmälern des Königs und der Königin LUISE, welche von dem Lichte der blauen Fensterscheiben umflossen in dem engeren Raum damals einen noch weihvolleren Eindruck machten, als jetzt nach der Ver-

größerung des Mausoleums durch Anbau. Wir Kinder ver-säumten es dann nicht, im Schloßgarten nach der Brücke am Karpfenteich zu laufen und die Fische durch Läuten an der Glocke zur Fütterung mit Brotstückchen an die Oberfläche des Wassers zu locken.

Zur Zeit der reifen Kastanien war auch eine Wanderung nach dem Park des Schlosses Schönhausen beliebt, wo einst-mals die Gemahlin Friedrichs des Großen ihre einsamen Tage verlebt hat. In Potsdam war die Königin zum erstenmal im Oktober 1757, 24 Jahre nach ihrer Verheiratung, auf der Flucht des Hofes nach Magdeburg. Es war eine „eigentüm-liche Fügung des Schicksals, daß die Königin von Ungarn ein Heer nach Berlin schicken mußte, damit die Königin von Preußen die Residenz ihres Gemahls zu sehen bekam.“ (Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tage-büchern des Grafen v. Lehndorff. Herausg. von Schmidt-Lötzen. 1907.)

Weniger erfrischend war der Weg zum Teil durch tiefen Sand nach dem Gesundbrunnen, wo der Freund meines Vaters, BUTTMANN, Pastor war und der Philologe MEINEKE im Sommer eine kleine Villa bewohnte. Das Dörfchen hatte seinen Namen von einer unbedeutenden, wohl etwas Eisen enthaltenden Quelle und erfreute sich auch des Zuspruchs von Kranken.

Innerhalb der Stadt lernten wir an den im klassizistischen Stil gehaltenen Bauten die verschiedenen Formen des grie-chischen Säulenkapitälts, an den alten Backsteinkirchen und an dem Denkmal auf dem Kreuzberg den gotischen Stil kennen, am Hamburger Bahnhof (jetzt Verkehrs- und Bau-museum), dessen weite Einfahrtshalle damals sehr bewun-dert wurde, wies uns Vater auf den Einfluß des Baumaterials auf den Stil hin und betonte die große Bedeutung, die die Eisenkonstruktion in der Architektur noch gewinnen werde. In der Fabrik von March, einer großen Kunsttöpferei in Charlottenburg, die künstlerisch gestaltete Vasen und Terra-kottafiguren herstellte, wurden wir mit dem Kunstgewerbe bekannt gemacht, die Denkmäler der Generäle Friedrichs des

Großen auf dem Wilhelmsplatz und der Helden aus den Freiheitskriegen am Opernplatz brachten uns mit der vaterländischen Geschichte in lebendige Beziehung.

Ein großes Ereignis was es, als im Jahre 1851 das große, sorgfältig in Leinwand eingehüllte Denkmal des alten Fritz im Lauf mehrerer Tage langsam und vorsichtig von der Gießerei her am Zeughaus und an der Universität vorbei nach seinem Standort hinbewegt wurde. Es ruhte dabei auf drei Rollen, von denen die hinterste, wenn sie ihre Schuldigkeit getan hatte, immer fortgenommen und vorne wieder untergeschoben wurde, wie es schon die alten Ägypter bei dem Transport ihrer Kolossalstatuen gemacht haben. Da ich erst 7 Jahr alt war, habe ich die Enthüllung nicht mit angesehen, aber nachher wurden alle Einzelheiten des Denkmals genau studiert.

Einmal im Jahre wurde meistens auch eine Ausfahrt über Land in einem „Kremser“ unternommen, der, wenn es durch tieferen Sand gehen mußte, mit vier Pferden bespannt war. Tegel mit dem Humboldtschen Schloßchen und der Spes von Thorwaldsen an den Gräbern in dem schönen Park, Pichelsberg nicht weit von Spandau, wo man auf der Havel Boot fahren konnte, Grunewald und Schlachtensee waren die beliebtesten Ziele der Fahrt, bei der es immer sehr lustig herging. Fourage wurde mitgenommen, im Walde und auf der Wiese wurden Gesellschaftsspiele gespielt, Frösche wurden gefangen, und Blumen gepflückt, und unter den Klängen von Volksliedern kam man spät im Dunkeln beglückt wieder heim.

Einen kleinen Briefwechsel aus meiner Kinderzeit möchte ich erwähnen, nicht um mit einem etwa besonders früh erwachten Talent zum Briefschreiben, dessen ich mich niemals habe rühmen können, zu renommieren, sondern wegen eines hübschen Briefes meines Vaters, den ich hier einfügen möchte. Die Korrespondenz fand mit dem Berggeist Rübzahl statt, den der Vater auf einer Wanderung durch das Riesengebirge im Herbst 1850 dort angetroffen hatte. Auf einen Brief von mir, in dem ich mich augenscheinlich nach

den wilden Tieren in seinen Bergen erkundigt hatte, antwortete Rübezahl:

„Lieber Friederich! Gestern begegnete ich Deinem Vater in einer Waldschlucht — ganz oben auf dem Berge. Da zog er aus seiner grünen ledernen Tasche einen Brief und sagte: den hat dir mein Friederich geschrieben. Ich brummte, daß die Frauen, die bei ihm waren, erschrakten, und sagte: Mensch, ich kann nicht lesen. Ich lese nur, was der liebe Gott mit seinem Finger in die Berge und Täler schreibt. Lies mir den Brief vor! Er tat es — da freute ich mich, daß Du von meinen Geschichten weißt. Hyänen und Bären und Affen habe ich hier nicht. Aber schicke mir welche her. Denn den Löwen will ich zu meinem Hunde machen, die Hyäne zu meiner Hauskatze, der Bär soll mir was vortanzen, und der Affe soll einmal sehen, ob er mir nachklettern und nachspringen kann. Denn ich kletterte nicht auf einen Baum, sondern auf die Felsen, wo es steil ist, und springe nicht von einem Zweig zum andern, sondern von Bergspitze zu Bergspitze. Das geht lustig — husch, husch. Ich habe auch Deinem Vater gezeigt, wie ich meine Burg baue — mit Granitblöcken. Die werf' ich wie einen Ball in die Luft, und wenn sie niederfallen, liegen sie gerade recht und besser als euer Mauer mann die Steine legt. Wenn Du mir den Löwen und den Affen schickst, so will ich Dir gut sein — und dann soll der heilige Nikolas Dir von mir was mitbringen — und Du sollst Dich nicht fürchten

vor Deinem Rübezahl.“

P. S. Weil ich nicht schreiben kann, bin ich diesen Morgen nach Warmbrunn zu Deinem Vater gegangen und bin bei ihm durch die Weintrauben ins Fenster gestiegen und habe ihm gesagt: Schreib das dem Friederich und grüße auch seine Schwestern.“

Die Antwort lautete: „Lieber Berggeist! Wie geht es Dir? Uns geht es gut. Gestern habe ich Deinen Brief bekommen, ich danke Dir auch vielmals. Diese Tiere kann ich Dir aber nicht schicken, ich will sie Dir aber beschreiben. Der Löwe ist das stärkste von allen Tieren, er ist auch gut und edel-

mütig, aber, wenn man ihn reizt, wird er wütend. Die Hyäne ist eins der fürchterlichsten Tiere in der Welt. Sie ist viel wütender als der Wolf, fürchtet sich vor dem Tiger und Leopard nicht, und wehrt sich sogar gegen den Löwen und geht sowohl bei Tag als bei der Nacht auf den Raub aus. Bären gibt es zweierlei, Landbären und Wasserbären. Die Landbären leben und wohnen immer auf dem Lande, die Wasserbären oder weißen Bären hingegen halten sich mehr im Wasser und auf dem Eise als auf dem Lande auf. Die Affen sind sehr possierlich, sie klettern sehr viel, manchmal klettern sie auf den Baum und schaukeln sich auf den Zweigen. Grüße Vater von Deinem Friedrich. Donnerstag Nachmittag.“

Inhalt, Korrektheit in der Form und einzelne unkindliche Worte verraten die Nachhilfe des Lehrers. — Vater brachte mir bei seiner Rückkehr als Geschenk von Rübezahl dessen Ebenbild mit in Gestalt einer kleinen aus Holz geschnitzten Figur, die, auf einer Spiralfeder angebracht, beim Öffnen des Gehäuses überraschend hervorspringt. Das kleine Spielzeug existiert noch und dient gelegentlich zur Belustigung der Enkel.

Ehe ich mit 10 Jahren auf das Gymnasium kam, nahmen meine Eltern mich in den Universitätsferien nach Misdroy mit, das damals noch ein sehr kleines einfach gehaltenes Seebad war. Bettzeug wurde mit der Fracht vorausgeschickt, wir wohnten bei einem Fischer DOLZ in einem einstöckigen, sauber gehaltenen Häuschen aus Fachwerk. Das Mittagessen bestand, wenn es nicht aus einer Garküche geholt wurde, den einen Tag aus Fludern mit Kartoffeln, und den andern aus Kartoffeln mit Fludern. Sonntags wurde im Deutschen Haus, meiner Erinnerung nach dem einzigen Gasthaus, an der Table d'hotes gespeist, die mit etwa 10 bis 15 oder 20 Personen besetzt war. Eine große Kiste mit Büchern, die mein Vater für seine Arbeiten mitgenommen hatte, wurde in dem engen Wohnstübchen ausgepackt und diente als zweiter Tisch, morgens wurde in der See gebadet und nachmittags in den Buchenwäldern spazierengegangen. Der Vater saß stundenlang fest an seiner Arbeit. Auf der Reede

von Swinemünde lag die „Gefion“ vor Anker, eine den Dänen bei Eckernförde am 5. April 1849 abgenommene hölzerne Segelfregatte mit 2 Masten, später in „Niobe“ umgetauft, eines der wenigen Schiffe der damals im ersten Entstehen begriffenen preußischen Kriegsflotte. Vater und ich segelten eines Tages mit unserem Fischer nach der Gefion hinüber und kletterten aus dem stark schaukelnden Boot an Bord, wo ich an den blanken Kanonen und den schmucken Matrosen meine große Freude hatte.

Nach der Heimkehr von der Reise begann die Schulzeit. In der Nähe unserer Wohnung lag in der Friedrichsstraße das Friedrichsgymnasium. Mein Vater hatte mir im letzten Sommer bei dem Direktor KRECH die Erlaubnis erwirkt, an der dortigen Turnstunde teilzunehmen, beschloß dann aber, mich auf das Joachimstalsche Gymnasium in der Burgstraße zu schicken. Daß ich dorthin einen Schulweg von einer guten Viertelstunde zu machen hatte, wurde gewiß mit Recht als ein Vorzug angesehen, entscheidend für die Wahl des Joachimstalschen Gymnasiums war aber, daß es von allen Berliner Gymnasien am festesten auf dem Boden der humanistischen Bildung stand. Das Lateinische und Griechische, daneben die Mathematik, waren unbedingt die Hauptfächer des Unterrichts und waren durch einige vortreffliche Lehrer vertreten. Mein Vater hätte es wohl gern gesehen, wenn sich meine Neigungen in bezug auf die spätere Berufswahl auch in der Richtung philologischer oder verwandter Studien entwickelt hätten, und auf jeden Fall sollte dem späteren Berufsstudium eine möglichst breite und feste Grundlage klassischer Schulbildung gegeben werden. Wir mußten uns im Gymnasium mit der lateinischen und griechischen Grammatik ziemlich abplagen, aber es wurde mir nicht besonders schwer, mich in die alten Sprachen hineinzufinden, und, wenn sich meine eigentlichen Interessen auch bald mehr anderen Dingen zuwandten, so kann ich doch nicht sagen, daß ich mich durch die Schule jemals beengt oder überbürdet gefühlt hätte, und ich blicke noch heute mit Dank auf die Gymnasialzeit zurück.

In einer Beziehung allerdings war, wie ich glaube, die Wahl der Schule eine für meine Entwicklung nicht besonders günstige. Den Kern des vom Kurfürsten Joachim Friedrich 1607 in Joachimstal in der Uckermark gegründeten und später vom Großen Kurfürsten nach Berlin verlegten Ioachimicum bildete das Alumnat, auf dem die Söhne von Beamten, Predigern und Ärzten aus kleineren, eines Gymnasiums entbehrenden Städten besonders in der Mark Brandenburg gegen geringes Entgelt erzogen wurden. Die Alumnen waren besonders in den oberen Klassen den nicht in der Anstalt wohnenden, Berliner Familien angehörenden Hospiten an Zahl stark überlegen und bildeten diesen gegenüber eine in sich fest geschlossene Genossenschaft. In der Schulklasse war der Verkehr zwischen Alumnen und Hospiten ein ganz freundlicher, wir saßen auf den Bänken bunt durcheinander, halfen uns auch bei den Aufgaben gegenseitig aus, aber in der Zwischenpause um 10 Uhr gingen die Alumnen zum Frühstück auf ihr Zimmer, während wir Hospiten unsere Schrippe in der Klasse oder auf dem Hof verzehrten, und außerhalb der Schulstunden hatten die Alumnen überhaupt ihr Leben für sich, von ihrem Tun und Treiben in und außer dem Hause, von ihren Schlichen und Streichen im Kampf mit einem sie zu streng beaufsichtigenden Adjunkten, von ihren geheimen kleinen Konviven und Tabakskollegien an freien Nachmittagen, ihren Bestrafungen durch mehrtägigen Hausarrest erfuhren wir selten etwas. Auch bei den von der Schulverwaltung veranstalteten geselligen Vergnügungen, den Theateraufführungen und Konzerten, dem Ausflug im Sommer mit den Lehrern und ihren Familien und bei dem Alumnball trat die strenge Scheidung zwischen Alumnen und Hospiten hervor. Von dem Ball und dem Ausflug waren die Hospiten ganz ausgeschlossen, von dem Ball hörte ich nur indirekt durch meine Schwestern, wenn sie von der Frau Direktorin KIESSLING dazu eingeladen waren, bei den Aufführungen durften nur ganz ausnahmsweise Hospiten mitwirken.

Die wenigen Hospiten, mit denen ich zusammen war, wohnten meist in anderen Stadtteilen und hatten einen an-

deren Schulweg, und so kam es, daß ich zunächst ziemlich isoliert blieb und nur ein paar Altersgenossen zu näheren Freunden hatte, was um so bedauerlicher war, als mir das Glück, einen Bruder zu haben, versagt war. An einen so regen kameradschaftlichen, freien Verkehr mit einer größeren Zahl von Altersgenossen, wie ihn besonders meine jüngeren Söhne im Leipziger Thomasgymnasium und im Thomaner Ruderverein zu meiner Freude und zu ihrem großen Nutzen gefunden haben, war im Joachimstalschen Gymnasium nicht zu denken. Wäre jemand auf die Idee gekommen, einen Schülerverein gründen zu wollen, so wäre das als Versuch des Hochverrats angesehen worden, und der Schrecken über ein solches Verbrechen hätte vielleicht einige Schlagflüsse in der Lehrerschaft zur Folge gehabt.

Ein Hospit, KARL STRÜBING, Sohn eines Seminarlehrers, wohnte in unserer Nähe, wir trafen uns auf dem Schulweg und machten auch zusammen Exkursionen in den Grunewald, fingen Eidechsen, Salamander und Ringelnattern und badeten in dem damals noch ganz in der Einsamkeit liegenden Halensee, Hundekehlen- und Grunewaldsee. STRÜBING war später Lehrer am Berliner Kadettenhause.

Ein lieber anregender Schulkamerad wurde mir ALFRED DOVE, ein Sohn des berühmten Physikers Professor DOVE, der im Nebenamt als Lehrer an der Kriegsschule angestellt war und in dem Gebäude derselben neben dem Gymnasium wohnte. ALFRED war ein auffallend hübscher, frischer und talentvoller Junge, poetisch veranlagt und mit dem scharfen Witz begabt, der auch dem Vater eigen war. Mit mir gleichaltrig, war er mir in der Entwicklung immer etwas voraus, er schwärmte schon für die TREBELLI, als mir Sängerinnen und Schauspielerinnen noch recht gleichgültig waren. Seine deutschen Aufsätze in den oberen Klassen waren immer die besten, die Lehrer behandelten ihn mit besonderem Wohlwollen und mit einem gewissen Respekt, ich glaube auch nicht, daß viele von ihnen einen gleich guten Aufsatz zustande gebracht hätten. Er war in der Prima der Zweite, der Primus war, wie wohl nicht bloß zufällig, ein Alumnus,

SCHALLOPP, ein ebenfalls talentvoller junger Mann, der lateinische Verse aus dem Ärmel schütteln konnte, aber an Geist doch hinter DOVE zurückstand.

SCHALLOPP und DOVE spielten in langweiligen Stunden nicht selten unter der Bank Schach, SCHALLOPP wurde dann auch später ein berühmter Schachspieler, als Matador bei Turnieren oft in den Zeitungen genannt, er wurde später Direktor des stenographischen Bureaus im Reichstag.

Mit DOVE bin ich bis zu seinem Tode in freundschaftlicher Beziehung geblieben, er studierte in Heidelberg und Berlin Geschichte und wurde später in Bonn als Professor der Geschichte für einige Jahre mein Kollege an der Universität. Die ihm eigene, schon auf der Schule hervorgetretene Gabe, irgendeine Frage in geistreicher Weise mit Witz und Kritik gewürzt schriftstellerisch abzuhandeln, hatten ihn vorher der Journalistik zugeführt, er war einige Jahre Redakteur der Zeitschrift „Im neuen Reich“ gewesen. Die Tätigkeit als akademischer Lehrer befriedigte ihn nicht ganz, und die Studenten hatten wohl auch nicht so viel von seinen Vorlesungen, wie jeder erwarten mußte, der seiner geistvollen und in seltener Weise fesselnden Unterhaltung zuhörte. Der Vortrag war etwas gekünstelt in der Form und entbehrte daher der leichten Verständlichkeit und der zum Herzen der Jugend unmittelbar sprechenden natürlichen Wärme. In dem Gefühl, dort mehr an seinem Platze zu sein, folgte er einem Ruf an die Redaktion der Münchener Allgemeinen Zeitung nach München, wo er in nahen freundschaftlichen Verkehr mit PAUL HEYSE und mit LENBACH trat, nach einigen Jahren wandte er sich aber wieder dem akademischen Beruf zu und übernahm eine Geschichtsprofessur in Freiburg im Breisgau, wo ich ihn zu meiner Freude noch öfters wieder gesehen habe, ehe er vor einigen Jahren starb.

DOVE gehörte zu den wenigen auserwählten Hospiten, die bei den Theateraufführungen in der Aula mitwirken durften, als Primaner einmal in der Hauptrolle als Zriny, wobei er die Zuhörer, unter denen auch meine Mutter war, wie ein gewiegter Schauspieler in Begeisterung versetzte. Ich selbst

spielte einmal eine der Nebenrollen in Freitags Fabiern, hatte nur wenige Worte zu sagen, dafür aber das Vergnügen, mich in einem stolzen Kostüm aus dem Königlichen Schauspielhaus auf der Bühne umherzubewegen.

Mit SCHALLOPP und DOVE war ich immer nur im Sommersemester zusammen, während sie während des Winters schon in der nächsthöheren Klasse saßen. Es kam dies daher, daß die Versetzungen alle halbe Jahre stattfanden, und daß ich in der Untertertia wegen ungenügender Leistungen einmal sitzen geblieben war, nachdem ich vorher aus der Quarta ausnahmsweise schon nach einem halben Jahre in die Untertertia versetzt worden war, was mir wohl zu Kopf gestiegen war und meinen Eifer gelähmt hatte.

Zu meiner Abteilung gehörte in den oberen Klassen Freiherr CARL VON RICHTHOFEN aus Jauer in Schlesien, ein feiner stiller Mensch, mit dem ich auch als Student und während meiner Assistentenzeit in Berlin freundschaftlich verkehrte. Ich schätzte ihn sehr, hätte aber damals nicht gedacht, daß er bei seinem zurückhaltenden Wesen später als Politiker in der konservativen Partei eine führende Rolle spielen würde.

Zu meinen Freunden kam dann 1859 noch JUSTUS OLSHAUSEN, der spätere Rechtsgelehrte und Oberreichsanwalt v. OLSHAUSEN, als dessen Vater, der Orientalist Professor OLSHAUSEN, von Königsberg als vortragender Rat und Dezernent für Universitätsangelegenheiten in das Kultusministerium berufen war. Der Vater OLSHAUSEN war ein Jugendfreund meines Vaters, bei dem Großvater OLSHAUSEN hatte mein Vater auf der Schule in Eutin Religionsunterricht gehabt, so war es eine alte Familienfreundschaft, die sich in uns beiden gleichaltrigen Knaben fortgesetzt und uns dann durch das ganze Leben begleitet hat. JUSTUS besuchte das Krecsche Gymnasium und brachte häufig die Mittagsstunden bei uns zu, da die Eltern ziemlich weit entfernt in der Schellingstraße wohnten, und ich fand abends im Hause OLSHAUSEN jederzeit freundliche Aufnahme und anregende Unterhaltung. —

Als ich, den neuen Schulranzen auf dem Rücken, in die Quinta eingetreten war, mußte ich zunächst den üblichen Empfang der Neugekommenen durchmachen, der darin bestand, daß die Schüler einen Kreis bildeten und der Ankömmling in demselben möglichst unsanft hin und her gestoßen und geworfen wurde. Der Ordinarius der Quinta war nicht gerade das Ideal eines Lehrers. Er saß gern schräg auf dem Katheder mit über die Tür desselben heraushängenden Beinen, verzehrte sein dickes Butterbrot und las die Zeitung, während wir schriftliche Arbeiten machen mußten. Einen sehr peinlichen Eindruck machte es mir, wenn er einen armen Jungen, der immer wieder seinen Zorn erregte, mit dem Rohrstock bearbeitete. War der Lehrer guter Laune, so ging es manchmal auch ganz lustig her, besonders wenn wir, auf den Bänken stehend, die Schulmappe vor uns auf dem Tisch, die lateinischen Zahlen aufsagen mußten, und zwar jeder eine Zahl, jeder folgende immer die nächstfolgende Zahl in möglichst großer Geschwindigkeit. Bei jedem Fehler kam man um einen Platz herunter, der Nachbar dafür um einen Platz herauf, so daß es ein andauerndes Gerutsche und Getrampel gab.

Von den übrigen Lehrern in den verschiedenen Klassen waren einige bei dem sich immer wieder in gleicher Weise wiederholenden Einpauken der lateinischen und griechischen Grammatik im Lauf der Jahre ganz verknöchert und herzlich langweilig. Der Typus eines solchen Pedanten war der Ordinarius von Unter- oder Obertertia, ein hektisch aussehender, immer hüstelnder dürrer Mann von etwa 40 Jahren, unermüdlich und streng gegen sich selbst in der Erfüllung seiner Pflicht, uns den Unterschied von *εἰ* und *ἐάν* beizubringen, aber auch den Schülern gegenüber nur der strenge Tyrann ohne jedes freundliche Mitempfinden mit der Jugend, die Gott sei Dank ihr Heil nicht ausschließlich in der griechischen Grammatik zu finden meint.

Zu den trockensten gehörten die Unterrichtsstunden im Deutschen in der Prima. Goethes Iphigenie ist mir dadurch auf Jahre hinaus verleidet worden. „Hinaus in eure Schatten,

rege Wipfel des alten heil'gen, dichtbelaubten Haines“ — ohne jeden Ausdruck, in geschäftsmäßigem Ton und mit sandiger Stimme las der Lehrer uns diese Strophen vor, brach ab und ließ seinen tiefsinnigen Kommentar folgen, etwa so: „Sie müssen sich also denken, daß Iphigenia, die Priesterin der Diana, aus dem Tempel heraustritt, die Stufen des Tempels hinabschreitet und unter die grünen Bäume des den Tempel umgebenden heiligen Haines tritt.“ — „Tret ich mit heil'gem Schauder ein.“ — „Weshalb und wovor schaudert es die Priesterin?“ — Wieder Kommentar, wieder 1—2 Strophen und so weiter in erbarmungslosem Zerpflücken. Derselbe Lehrer erteilte den Religionsunterricht. Daß er die Existenz eines zweiten seelischen Leibes, den jeder Mensch neben dem körperlichen habe, durch die Tatsache wahrscheinlich zu machen suchte, daß Amputierte in dem fehlenden Körperteil Schmerzen empfinden, wollte mir schon damals, obgleich ich noch von Physiologie nichts wußte, nicht recht einleuchten.

Aber wir hatten auch einige ganz hervorragende Männer zu Lehrern, vor denen wir den größten Respekt hatten: SEYFFERT, RASSOW, KIRCHHOFF, RÜHLE u. a.

SEYFFERT war ein berühmter Lateiner, ein langer, hagerer, schon ergrauter Mann, ernst, gemessen, wohlwollend. Sein Streben ging dahin, uns in die dichterischen Schönheiten der horazischen Oden und in die Feinheiten des ciceronianschen Stils einzuführen, das Grammatische stand in zweiter Linie. Würdevoll auf dem Katheder thronend, in der linken Hand die Schnupftabaksdose, bekräftigte er seine Auseinandersetzungen mit nachdrücklichen Bewegungen der rechten Hand, die duftende Prise über das Pult hinweg bis auf die Hefte der vordersten Schülerreihe austreuend. Wem es nicht schwer wurde, den alle vier Wochen fälligen lateinischen Aufsatz, mit ciceronianschen Wendungen gehörig geschmückt, nach dem Schema der *Chrie Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando* kunstgerecht zu bauen, hatte bei ihm gewonnenes Spiel und durfte sich auch einige schlimme grammatische Schnitzer erlauben, ohne sich die Zensur zu verderben. Auf den Inhalt kam es weniger an als auf die sti-

listische Form. Nicht selten gelang es mir, ein optime oder perbene zu erzielen. Sein kleines Buch, die Palaestra Musarum, lehrte uns schrittweise die Kunst, lateinische Worte und Wortgruppen wie ein Geduldspiel zu regelrechten Hexametern und Pentametern zusammensetzen.

In der Oberprima wurde bei dem fürsorglichen humanen Direktor des Gymnasiums KIESSLING unsere Ausbildung im Lateinischen durch kleine Vorträge vervollständigt, die wir vom Katheder herunter in lateinischer Sprache halten mußten. Stümperhaft genug fielen sie allerdings meistens aus. Er selbst sprach bei dem Unterricht lateinisch, die kurzen zögernden Satzteile oft durch ein eingeschobenes Igitur und einige knurrende, in keiner Sprache wörtlich wiederzugebende Naturlaute unterbrechend.

So kam ich im Lateinischen immerhin so weit, daß ich später meine Doktordissertation de veterum Indorum chirurgia gleich lateinisch niederschreiben und den Friedrichsdor sparen konnte, den meine Kommilitonen dem Übersetzer BLAUBACH in Berlin opfern mußten. Ich bat nur einen Zuhörer meines Vaters, die Arbeit durchzusehen und von schlimmen Fehlern zu befreien.

Eine imponierende Persönlichkeit war KIRCHHOFF, der Lehrer im Griechischen, im Deutschen und in der Geschichte in den obersten Klassen, später als BOECKHS Nachfolger an die Berliner Universität berufen. Sein stattlicher Wuchs, sein geistvoller Kopf mit dem etwas lockigen Haar und dem rötlich blonden Vollbart rief den Eindruck eines germanischen Zeus hervor. Im Zorn konnte er auch donnern wie der Olympier. Ein paar besonders indolente alte Knaben, welche, in jeder Klasse ein- oder zweimal sitzen bleibend, endlich die Unterprima erreicht hatten und hier die letzte Bank besetzt hielten, wettete er eines Tages an: „Ihr verschlafenen Sumpfalligatoren dahinten, Ihr denkt, Ihr wollt es Euch ersitzen, aber ich sage Euch, auch wenn Ihr Euch mit Weib und Kind da auf die Bank setzt, ich versetze Euch nicht.“

Auch an komischen Figuren fehlte es unter den Lehrern nicht. Von einem alten gelehrten Herrn, bei dem wir den

Homer lasen, und dem z. B. das Diktum nachgesagt wurde: „Hektor, eingedenk jenes alten Lutherwortes: Hier stehe ich und kann nicht anders usw.“, könnte ich verschiedene Anekdoten erzählen, aber ich will es unterlassen, da mein Gewissen noch heute zu schlagen anfängt, wenn ich an den Schabernack denke, den wir dem alten Herrn, der seine Autorität ganz verspielt hatte, angetan haben.

Die modernen Sprachen traten den alten gegenüber sehr zurück. Französische Stunden hatten wir bei einem Lehrer, der mit Hilfe eines Stipendiums ein Jahr lang in Paris gelebt hatte, sich darauf etwas zugute tat und sich in seinem Benehmen einer französischen Glätte befleißigte. Der englische Unterricht war fakultativ, der Lehrer war sicher nie in England gewesen, denn seine Aussprache war recht schlecht.

Auch für Unterricht im Hebräischen war gesorgt. Daß ich nicht Theologie studieren würde, wie manche meiner vielfach aus Pastorenhäusern stammenden Kameraden, stand bei mir fest, auch mein Vater wird daran sicher nicht gedacht haben, aber er pflegte zu sagen, was man gelernt hat, ist niemals eine Last, und riet mir entschieden, mich an den hebräischen Stunden zu beteiligen. So wanderte ich denn von Sekunda ab, wenn ich nicht irre, zweimal in der Woche, und zwar im Winter wie im Sommer schon früh um 7 Uhr in die Schule. Im Winter war das Klassenzimmer mit einigen schlechten offenen Gasflammen, sogenannten Schwalbenbrennern, nur sehr mangelhaft erleuchtet, die Alumenen, die immer schon um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr aufstehen mußten, benutzten die Stunde nach Möglichkeit, eine kleine Nachruhe zu halten, wozu auch die einschläfernde Stimme des vorher erwähnten Theologen gut paßte, und so erinnerte das Ganze an einen verschlafenen Wartesaal auf dem Bahnhof zu nächtlicher Stunde. Dementsprechend blieben meine Kenntnisse des Hebräischen recht bescheiden, aber ich habe den Einblick in die wohlklingende, von den klassischen alten Sprachen besonders in der Konjugation gänzlich abweichende altehrwürdige Sprache der Bibel doch immer zu schätzen gewußt.

Von anderen freiwilligen Unterrichtsstunden beteiligte ich mich noch am Planzeichnen bei BRUCKNER — ich glaube, so hieß das freundliche Männchen mit dem chronischen Alterströpfchen an der Nasenspitze —, da mir eine Zeitlang als Zukunftsbild der Beruf des Architekten vorschwebte. Das subtile Zeichnen mit Zirkel und Feder in dem nicht sehr hellen Klassenzimmer trug nicht gerade dazu bei, die Augen zu verbessern.

Die hygienischen Verhältnisse im Joachimstal waren überhaupt nicht die besten. Das Gebäude stammte aus der Zeit des Großen Kurfürsten und hatte manche Übelstände, wie die meisten alten Häuser besonders aus der Zeit, ehe man in die Mauern etwas oberhalb des Erdbodens eine Isolierschicht aus Asphalt einfügte, die das Aufsteigen der Feuchtigkeit verhindert. Es stand in der an der Spree entlang laufenden Burgstraße, nicht weit von der jetzigen Börse, die 19 Fenster breite Front blickte auf den Fluß, nach hinten erstreckte sich der Bau bis zur Heiligengeiststraße. Über der Tür zum Haupthof stand als Inschrift: *Dic cur hic*. Die Zimmer der unteren Klassen lagen im Erdgeschoß und hatten sehr feuchte Mauern, so daß die Luft schlecht war. Daß ich oft an Kopfweh litt, möchte ich der stagnierenden, verdorbenen, feuchten Luft in den Klassenräumen schuld geben.

Jenseits der Spree sah man auf die sogenannten Domruinen, d. h. die unfertig stehengebliebenen Grundmauern einer großen Basilika, die FRIEDRICH WILHELM DER VIERTE an Stelle des alten, damals noch stehenden Domes hatte errichten wollen. Auf den Grasflächen zwischen dem Gemäuer weidete eine angepflöckte Ziege. Den Fluß etwas weiter aufwärts blickte man jenseits auf die malerische Hinterseite des ältesten Teils des Königlichen Schlosses und in etwas größerer Entfernung sah man die Brücke mit der Schlüterschen Reiterfigur des Großen Kurfürsten.

Auf der Spree lagen vor der Schule häufig einige von den langen geräumigen Kähnen, welche das Obst aus Böhmen die Elbe herunter nach Berlin brachten. Auf einer Planke konnte man von der Straße aus an Bord gelangen,

und der gutmütige Pförtner BUSSE, ein alter würdiger Veteran, der 1812 mit in Rußland gewesen war, drückte meist ein Auge zu, wenn wir in der Freiviertelstunde aus der Tür schlüpften, um uns für einen Sechser oder Groschen Obst zu kaufen. Die Kerne der sehr beliebten getrockneten Pflaumen verschwanden in der Quinta und Quarta dann während der nächsten Stunde in den großen in die Tische eingelassenen Tintenfassern.

Über den Fluß führte eine hölzerne, nur für Fußgänger bestimmte Brücke, die Sechserbrücke genannt, weil jeder Passant einen Sechser entrichten mußte. Besonders dreiste und flinke Jungen versuchten es im Dunkeln wohl gelegentlich, am Schalter vorbei über die Brücke zu laufen, ohne zu zahlen. Jetzt steht dort die stattliche breite Kaiser Wilhelm-Brücke.

Mein Schulweg führte die ziemlich stille Oranienburger Straße entlang, dann an dem Portal des Schlößchens Monbijou vorbei über den Monbijouplatz und über die einen alten Festungsgraben überbrückende Herkulesbrücke. Sie war mit den großen Sandsteinfiguren des Herkules mit dem Löwen und der Sphinx von SCHADOW geschmückt, welche später, als der Graben bei Erbauung der Stadtbahn zugeschüttet wurde, nach der jetzigen Herkulesbrücke am Lützowplatz wanderten. Ging ich hinwärts zur Schule, so lag rechter Hand in der Oranienburger Straße das Wohnhaus ALEXANDER VON HUMBOLDTS. Stand gerade seine Kutsche vor der Tür, so wartete ich ein Weilchen, um den berühmten Mann herauskommen und einsteigen zu sehen. Daß an derselben Stelle König FRIEDRICH WILHELM DER VIERTE mit mir gesprochen hat, war einige Jahre vor der Schulzeit. Seine Majestät fuhren vor, um den greisen Gelehrten zu besuchen, ich bildete mit einigen anderen Neugierigen Spalier, und als ich vergaß, mein kindliches Haupt in Ehrfurcht zu entblößen, rief der König mir zu: „Junge, willst du wohl die Mütze abnehmen!“

Was neben der Schule und den häuslichen Arbeiten, mit denen ich es nicht allzu genau nahm, an Zeit übrig blieb,

wurde allerlei Liebhabereien gewidmet. Wie bei den meisten Knaben wandte sich das Interesse zunächst der Tierwelt zu. Mäuse wurden in der Falle lebend gefangen, wobei sie oft den Schwanz verloren, und in einen großen flachen Glaskasten gesperrt, kleine Fische wurden aus einem Rinnsal vor dem Tor herausgeholt, Ringelnattern im Grunewald erjagt, die giftigen Kreuzottern totgeschlagen. Ein Paar Lachtauben vervollständigten die Menagerie. Schweigsamere, aber um so unheimlichere Gäste waren die Schlangen, die freiwillig wochenlang fasteten und dann mit grausamer Langsamkeit einen Frosch herunterwürgten. Sie wurden bald so zahm, daß ich sie mir um den Arm oder den Hals wickeln konnte, blieben aber der Schrecken meiner Schwestern. Eines Tages kam ich vom Schwimmen nach Hause und fand die Familie in großer Aufregung. Meine kleine Schwester EMMA hatte zu Bett gehen wollen und zu ihrem Entsetzen die dem Kasten entsprungene Ringelnatter auf ihrem Bette sitzend gefunden. Die Dienstmädchen und Mutter SCHULZEN waren mit Schrubbern und Besen bewaffnet zu Hilfe geeilt, hatten aber keinen energischen Angriff gegen das Untier gewagt, das sich in seiner Gemütsruhe nicht stören ließ und den Belagerern nur ab und zu die lange schwarze, vorn gespaltene Zunge entgegenschlechte.

Tschudis Tierleben der Alpenwelt, ein zoologisches Lehrbuch von Eichelberg, der Besuch des damals noch recht bescheidenen zoologischen Gartens und des zoologischen Museums in der Universität, dessen Direktor, Professor PETERS, mit dem Vater befreundet war, dienten zur Ergänzung der Kenntnisse auf diesem Gebiet. Dem Eichelbergschen Buch waren einige kolorierte Tafeln beigelegt, und auf den ersten war ein Muskelmensch, ein Mensch mit freigelegten Eingeweiden und ein menschliches Skelett abgebildet. Die gute Tante CAROLINE hatte diese Tafeln, als ich das Buch zu Weihnachten geschenkt bekommen sollte, in frommer Scheu mit Streifen von Briefpapier so zusammengeklebt, daß man nur mühsam durch die freigelassenen Spalten schielend einen Blick auf die anstößigen Bilder werfen konnte.

Aber die Papierstreifen widerstanden der Neugierde nicht lange, und der böse Junge ist später doch Mediziner geworden.

Fruchtbringender, weil mit mehr Arbeit und Nachdenken verbunden, waren dann die physikalischen Studien und Experimente, denen ich mich mit Eifer zuwendete. Die Physik von Müller-Pouillet war lange eines meiner Lieblingsbücher. Harzkuchen wurden gegossen und mit dem Fuchsschwanz in den elektrischen Zustand gepeitscht, Leidener Flaschen wurden konstruiert, deren Entladungen dann den erwartungsvoll geschlossenen Kreis der Hausgenossen durchzuckte, einen alten kupfernen Kessel erlaubte mir die Mutter in kleine Kupferplatten umzutauschen, so daß auch bald eine Voltasche Säule fertig war, mit der ich galvanoplastische Abdrücke von Medaillen zu machen versuchen konnte. Recht gut gelang etwas später die Herstellung eines Barometers mit Schraubvorrichtung zum Einstellen und mit Nonius zum genauen Ablesen des Standes der Kuppe der Quecksilbersäule. Dagegen wollte ein brauchbarer Thermometer nicht zustande kommen. Das Anblasen der Kugel an das untere Ende der feinen Glasröhre, das Luftleermachen des Quecksilbers in der Röhre durch Kochen, das Zuschmelzen des oberen Endes der Röhre, ohne daß eine Spur von Luft in derselben bleiben durfte, erforderte zu viel Geschicklichkeit. In Erinnerung an meine vergeblichen Bemühungen habe ich in späteren Jahren immer besonders die zierlichen, die Temperatur schnell und genau anzeigenden Krankenthermometer bewundert, die noch dazu die Eigenschaft haben, daß der feine Quecksilberfaden auf dem erreichten Höhepunkt stehenbleibt. Die nicht einmal teureren Instrumente werden in Thüringen angefertigt, und vor kurzem hörte ich, daß vor dem Kriege die ganze Welt von hieraus mit solchen Krankenthermometern versorgt wurde. Während des Krieges sollen dann die Franzosen durch kriegsgefangene Arbeiter aus Thüringen die Fabrikationsgeheimnisse erfahren und die Technik ihnen abgesehen haben, so daß dieser Industriezweig für Deutschland zum Teil verlorengegangen sein wird.

Was die Beschäftigung mit der schönen Literatur betrifft, so spielten unter den Romanen, die ich las, längere Zeit die *Quitows von Klöden* eine Hauptrolle, die ich durch *ALFRED DOVE* kennenlernte. Das Buch weckte das Interesse für die lokale heimische Geschichte, ich kletterte auf den Turm der Marienkirche, um einen Überblick über die früheren Grenzen des alten Berlin und Cölln zu gewinnen, und durchstöberte die alten Kirchen mit ihren Bildern und Grabdenkmälern, vor allem den schönen frühgotischen Backsteinbau der Klosterkirche.

Besonders belebt wurden solche historische und architektonische Neigungen durch meine erste selbständige Reise als Sekundaner in die Heimat meines Vaters nach Lübeck und Eutin (1858). In Lübeck fand ich gastliche Aufnahme im Catharineum bei dem Rektor *BREIER*, einem Eutiner Landsmann meines Vaters, seiner freundlichen Frau und den zwei munteren Töchtern. Sie zeigten mir alle Sehenswürdigkeiten der alten Hansestadt, das in den massiven Formen seine einstige Bestimmung zu Schutz und Trutz gut ausdrückende Holstentor, die Marienkirche mit ihrem schönen gotischen Gewölbe und der kunstvollen Uhr, auf der um 12 Uhr Kaiser und Kurfürsten an dem Heiland vorbeimarschieren und sich vor ihm verneigen, und das Memlingsche Passionsbild in der Domkirche. An Grabsteinen und Kirchenstühlen zeichnete ich für einen Freund von Vater, den Obertribunalsrat Professor *HOMÉYER*, der solche Dinge sammelte, die angebrachten Hausmarken ab, einfache, den Runen ähnliche Zeichen, welche z. B. als Zeichen des Besitzes, wie sonst Wappen, von Bauern und Bürgern benutzt wurden. In Eutin schloß ich Freundschaft mit meinem Vetter *ADOLF PANSCH* (unsere Mütter waren Schwestern) und verlebte in dem alten Voßhause, das der Onkel *PANSCH* als Rektor des Gymnasiums bewohnte, sehr vergnügte Ferientage. Wir wanderten zusammen durch die herrlichen holsteinischen Buchenwälder, ruderten auf dem Eutiner See und vermaßen mit selbstgefertigtem trigonometrischen Apparat die Bucht des Sees, an welche der Garten stieß. *ADOLF* war etwas älter

als ich, er begann in Berlin Medizin zu studieren, als ich noch die Schule besuchte, sein sehnlicher Wunsch war lange, als Entdeckungsreisender in die weite Welt zu gehen, wozu er sich wissenschaftlich und körperlich vorzubereiten suchte. Der Wunsch ging in Erfüllung. 1869 begleitete er als Arzt und Naturforscher die deutsche Nordpol-Expedition unter Führung des Kapitäns KOLDEWEY. Nach $1\frac{1}{2}$ Jahren kamen die kühnen Seefahrer glücklich zurück, auf der Nordsee in der Nähe der deutschen Küste waren merkwürdigerweise alle Seezeichen verschwunden, da kommt ihnen ein deutsches Schiff entgegen, und es wird ihnen durch das Sprachrohr zugerufen, daß Krieg ist und daß unsere Armee vor Paris steht. ADOLF starb leider schon 1887 in Kiel, wo er als außerordentlicher Professor der Anatomie und sehr beliebter Lehrer eine schöne Wirksamkeit hatte. Beim Segeln auf dem Hafen, das er eifrig betrieb, brachte bei stürmischem Wetter ein plötzlicher Windstoß das Boot zum Kentern, sein Knabe, den er mitgenommen hatte, wurde gerettet, ADOLF selbst war, als Hilfe kam, schon in den Wellen verschwunden. —

Zur Zeit als ich die Unterprima absolviert hatte, am 4. April 1861, feierten wir die silberne Hochzeit der Eltern und zugleich die Hochzeit der Schwester MARIE mit PAUL SCHMIEDER, Lehrer am Gymnasium in Cleve, später in Barmen und Kolberg, zuletzt Direktor in Schleusingen. Der Polterabend verlief sehr lustig, wir hatten allerlei Späße vorbereitet, und ich glaube ohne Überhebung sagen zu dürfen, daß die damaligen Produkte unserer Dichtkunst einen Vergleich mit den oben erwähnten Hochzeitsgedichten für unsere Vorfahren wohl aushalten konnten. Was ihnen an erhabenen Gedanken abging, war durch frischen Scherz und jugendlichen Humor ersetzt, die wir in jenen alten Carmina meist vermissen. Ich erschien in einem großen, nur den Kopf, die Arme und die Füße freilassenden schweinsledernen Folianten als Apollonius Dyskulus, ein Schriftsteller, zu dessen Studium PAUL als Freier sich vorgeblich in Berlin aufgehalten hatte.

Nun begann das letzte Schuljahr, und bald rückte das drohende Gespenst des Abiturientenexamens immer näher.

Wenn ich auch unter etwa 40 Mitschülern gewöhnlich den 5. oder 6. Platz behauptete und immer zu leichtsinnigem Optimismus geneigt war, so war mir in den letzten Wochen doch nicht sehr wohl zumute. Ich hatte auch allen Grund, über den Ausfall der Prüfung in einigen Fächern besorgt zu sein. In der Geschichte z. B. kannte ich, wie wir scherzend zu sagen pflegten, wohl alle Jahreszahlen, aber ich wußte meist nicht, was in den einzelnen Jahren passiert war. Für die mündliche Prüfung wurde noch in den letzten Tagen die Reihenfolge der deutschen Kaiser und der Schlachten des siebenjährigen Krieges auswendig gelernt. Die schriftlichen Arbeiten waren zur Zufriedenheit ausgefallen, aber meine Überraschung und Freude war doch groß, als uns vor der mündlichen Prüfung in der Aula verkündet wurde, daß 6 Abiturienten, zu denen auch ich gehörte, die mündliche Prüfung erlassen sei. So konnte ich gehobenen Hauptes nach Hause gehen, wo Eltern und Geschwister sich mit mir des erreichten Zieles freuten. Als künftiges Studienfach gab ich für das Abgangszeugnis die Naturwissenschaften an.

Einige Tage später rief mich der Vater auf sein Zimmer und eröffnete mir seine Pläne für meine nächste Zukunft. Für die Universität und um etwa nach Heidelberg zu gehen, wohin sich meine Gedanken in der Stille gerichtet hatten, sei ich mit $17\frac{3}{4}$ Jahren noch zu jung, er schlage mir vor, entweder noch ein Jahr nach Schulpforta oder in eine Familie nach Schottland zu gehen. Natürlich wählte ich ohne Besinnen das letztere. Bei dem anderen eigenartigen Vorschlag dachte der Vater wohl an seine eigene Jugend. Weil er sich noch nicht reif für die Universität fühlte, hatte er, als seine Schulzeit in Eutin beendet war, seinen Vater gebeten, noch einige Zeit auf der Schule bleiben zu dürfen. Er benutzte die Zwischenzeit dann, um sich noch gründlicher für die Universitätsstudien vorzubereiten und sich zugleich als Hilfslehrer an der Schule im Unterrichten zu versuchen. Erst im 20. Jahre ging er auf die Universität nach Kiel. Man wird aber selten einen Mann finden, der von früher Jugend auf mit so tiefem Ernst und so klarem Urteil über sich

selbst seinen Lebensweg plant und vorzeichnet und mit so unentwegter methodischer Konsequenz bis zu dem vorgetzten Ziel verfolgt, wie mein Vater es getan hat. Daß ich mit meinem ganz anders gearteten Temperament bereit sein werde, seinem Beispiel zu folgen und mich nochmals für ein Jahr auf die Schulbank zu setzen, um meine klassische Bildung zu vertiefen, wird der Vater selber nicht zu hoffen gewagt haben.

Der Plan, mich nach Schottland zu schicken, stammte gewiß in erster Linie von meiner Mutter, bei der ebenso wie bei dem Vater Jugenderinnerungen nachwirkten. Ihr innig geliebter ältester Bruder FERDINAND war seinerzeit, 15 Jahre alt, von dem oben erwähnten (vgl. S. 14) ersten Zögling des Großvaters, ANDREW BANNATYNE, in das Haus seiner Eltern in Glasgow gebracht, wo er, liebevoll aufgenommen, einen jüngeren Bruder von ANDREW im Deutschen unterrichtete und das College besuchte. Er wandte sich dem Studium der Medizin zu, beendete es in Edinburg und kehrte nach 5 jährigem Aufenthalt in Schottland in die Heimat zurück. Später wurde er Assistent von HORN an der Charité in Berlin und habilitierte sich als Privatdozent an der Universität, erlag dann aber, erst 29 Jahre alt und seit kurzem verheiratet, einer Typhusinfektion. Er war der Stolz und die Freude seiner Eltern, beim Niederschreiben ihrer Erinnerungen weilte meine Mutter bei dem Andenken des Bruders mit ganz besonderer Liebe.

Das Haus in Edinburg, in das ich gehen sollte, war das des Verlagsbuchhändlers und Druckereibesitzers THOMAS CONSTABLE, dessen Sohn ARCHIBALD sich vor kurzem zu seiner Ausbildung einige Zeit in Berlin aufgehalten und in unserem Hause verkehrt hatte. Wir waren gut Freund miteinander geworden. Er war ein groß gewachsener, breit-schultriger junger Mann mit kastanienbraunem lockigen Haar, mit zart geröteten Wangen, weicher Stimme und freundlichem Ausdruck, eine auffallende Erscheinung, nach der sich die Leute auf der Straße umdrehten, wenn er, die kleidsame schottische runde Mütze auf dem Kopf, an ihnen

vorbeigegangen war. Er hatte zu Hause einen mehrere Jahre jüngeren Bruder THOMAS, diesem sollte ich Unterricht im Deutschen und Nachhilfestunden in den Schulfächern geben.

3. Aufenthalt in Schottland.

Am 25. April 1862 fuhr ich vom Vater begleitet nach Hamburg, die Eisenbahnfahrt nahm damals noch 8 Stunden in Anspruch. Wir wohnten in Streits Hotel am Alsterbassin. Am nächsten Tage zeigte mir Vater den Hafen, das naturhistorische Kabinett und die Börse, wir besuchten einige entferntere Verwandte und fuhren nach Uhlenhorst. Abends brachte mich der Vater an Bord des kleinen Dampfers Best-Bower, der regelmäßig zwischen Hamburg und Leith, der Hafenstadt von Edinburg, hin und her fuhr, und wir nahmen Abschied voneinander. Die Flut war noch nicht hoch genug gestiegen, um das Auslaufen zu erlauben, später hüllte sich der Hafen in einen dichten Nebel und zwang den Kapitän zu warten. Ich ging lange am Deck auf und ab, um den Moment der Abfahrt nicht zu verpassen, endlich um 3 Uhr nachts stieg ich sehr müde in meine Koje hinunter und schlief fest ein. Die Luft in der Kajüte war recht beklommen, und als ich morgens erwachte, war mir so schlecht zumute, daß ich seekrank zu sein glaubte. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich durch das kleine runde, fest verschraubte Fenster in nächster Nähe Häuser erblickte. Das Schiff stand still. Sollten wir schon in Leith angekommen sein, und sollte ich die ganze Seereise verschlafen haben? Das Rätsel löste sich schnell, wir lagen noch an der alten Stelle im Hamburger Hafen, der Nebel hatte bis zur Zeit der Ebbe angehalten, und nun mußte die nächste Flut abgewartet werden. So betrat ich denn noch einmal den vaterländischen Boden und frühstückte in einem kleinen Schiffergasthaus. Nachmittags wurden endlich die Taue gelöst, und wir dampften in langsamer Fahrt durch den Mastenwald des Hafens in den breiteren Teil der Elbe und bei Kuxhaven vorbei in die offene See hinaus.

Unterwegs machte ich die Bekanntschaft eines jungen Landwirts SCHUBART aus Mecklenburg, der auf eine Farm bei Edinburg gehen wollte, um die schottische Landwirtschaft kennenzulernen, ein anderer dänischer Landwirt war mein Kabinengenosse. Er eiferte gegen Deutschland und für eine Union der nordischen Staaten, war im übrigen aber ganz liebenswürdig. Zu den wenigen anderen Passagieren kam dann noch eine Reihe stattlicher Ochsen, deren Gebrüll bald recht störend wurde. England und Schottland wurden damals noch von Deutschland aus mit Vieh und Getreide versorgt, amerikanisches und australisches Geflügel gab es noch nicht. Am Abend des zweiten Tages erschien in der Ferne die Küste von Northumberland, und bald tauchte auch der Bass rock auf, ein etwa 100 Meter hoch aus dem Meere frei aufragender steiler unzugänglicher Felsblock, die Brutstätte zahlloser wilder Gänse und anderer Seevögel, die zu Tausenden auf ihm sitzen und ihn in dichten Schwärmen umflattern. Dann liefen wir in den Forth of Firth ein, in der Ferne erschien die Silhouette des Arthur's seat genannten Berges, der dicht neben Edinburg aufragt, oft mit einem über die Stadt wachenden Löwen verglichen. Es war schon Nacht, als das Schiff in Leith anlegte. Am nächsten Morgen fuhr ich mit SCHUBART zusammen in einer Droschke nach Edinburg.

CONSTABLES Haus lag in der Royal Terrace, einer vornehmen Straße, welche an dem nördlichen Abhang des Calton hill, einer Berghöhe am nordöstlichen Rande der Stadt, in halber Höhe entlang läuft. In den benachbarten Häusern wohnten zwei Brüder von Frau CONSTABLE, Mr. JAMES und JOHN COWAN mit ihren Familien und dann noch weitere Verwandte, meist wohlhabende Papierfabrikanten und Kaufleute. Mein geräumiges Zimmer lag im dritten Stock neben dem von ARCHIBALD, hatte einen hübschen Kamin, auf dessen Sims ich mir die Photographien meiner Eltern und Geschwister aufbaute, und einen über den ganzen Fußboden gespannten dunkelgrünen Teppich, für meine deutschen Augen damals ein imponierender Anblick ebenso wie die Teppichläufer auf

den Treppen, die sauberen Klosetts mit Wasserspülung und manches andere. Prächtigt war der freie Ausblick vom nordwärts gerichteten Fenster über Gärten und Felder (jetzt längst von den vorstädtischen Häusermassen eingenommen) auf das Hafenstädtchen Leith, auf den breiten Meerbusen, die gegenüberliegende Küste der Grafschaft Fife und die blauen Berge in der Ferne. Bei bewegter See sah man in der Mitte der Bucht die Wellen an dem felsigen Ufer der kleinen Insel Inchkieth branden, nachts glänzte dort das Blinklicht des Leuchturms, jetzt ist schon seit längerer Zeit das Felseninselchen mit starken Befestigungen gegen die bösen Deutschen versehen.

Die Royal Terrace setzt sich, in scharfem Winkel um den Berg herumbiegend, in gleicher Höhe in die Regent Terrace fort. Geht man auf dieser weiter, so enthüllt sich eins der großartigsten Städtebilder der Welt. Man blickt hinunter auf die geradlinig verlaufende Flucht der breiten Princes Street, der vornehmsten und belebtesten Straße, mit dem hochragenden, in gotischem Stil erbauten Walter Scott-Monument. Rechts von der Straße breitet sich der moderne Teil der Stadt aus, links ist die Straße durch ein Gitter gegen eine ziemlich tiefe Taleinsenkung abgesperrt, welche sich an ihr entlang zieht und mit grünen Rasenplätzen und Gartenanlagen besetzt ist. Das Tal wird quer überbrückt durch einen die Nationalgalerie tragenden Damm, der zur alten Stadt hinüberführt. Diese zieht sich mit ihren nach dem Tal zu bis zu 10 Stock hohen Häusern auf einem schmalen Berg Rücken in die Höhe, der der Princes Street parallel läuft und in einem fast senkrecht abstürzenden Felsen seinen Abschluß findet. Auf dem Felsen steht das Castle, der alte Sitz der schottischen Könige, jetzt eine Kaserne. Der Blick ist meist durch den Dunst und Rauch der vielen Kaminfeuer, in denen die Kohle nur sehr unvollständig verbrannt wird, etwas verschleiert, ein alter Volksname für Edinburg ist sogar old reeky, das alte Rauchnest —, aber an klaren Sommertagen und auch bei Mondschein ist das Bild zauberhaft schön.

Eine Wanderung durch die alte Stadt führt vom Castle aus die lange Highstreet entlang an der alten gotischen Kathedrale St. Giles church und dem Haus des Reformators John Knox vorbei nach Holyrood Palace hinunter, dem wohlhaltenen Schloß, in dem MARIA STUART Hof hielt. Noch zeigte man dort im Vorraum des Audienzimmers auf dem Fußboden den Blutfleck von der Ermordung des Sängers RIZZIO, zu dessen Wiederauffrischung, wie behauptet wurde, alljährlich ein Schwein sein Leben lassen mußte. Von Holyrood aus führt dann ein ziemlich steil ansteigender Weg an einer Felswand von Basaltsäulen, den Salisbury crags, entlang nach der Spitze von Arthur's seat hinauf, von wo man dann den Meerbusen, die Stadt und das umgebende Land mit den Pentlandhills weithin überschauen kann.

Die Bevölkerung der Altstadt wurde zum großen Teil von einem Proletariat gebildet, so abgerissen und verkommen, wie wir es in Deutschland kaum kennen. Wie in Neapel durfte man sich in die Quergassen der High Street, die kaum so breit sind, daß sich zwei Personen ausweichen können, wenigstens im Dunkeln nicht hineinwagen. Jetzt wird es nicht viel anders sein, wenn auch durch die Einführung der Schulpflicht in den sozialen Zuständen einige Besserung erreicht ist. Am Abend entwickelte sich, besonders Sonnabends, in der High Street ein buntes Volksleben, hier stand ein Quacksalber und pries seine Ware an, dort wurden unter einem Mikroskop Läuse demonstriert, ein Dudelsackpfeifer in abgetragendem Nationalkostüm ließ seine eintönigen Weisen erschallen, und an einer Straßenecke ermahnte ein Straßenprediger, irgend ein Mann, der sich dazu berufen fühlte, auf einem kleinen Schemel stehend in längerer eindringlicher Rede eine andächtige Gruppe, dem Schnapsteufel zu entsagen und sich rechtzeitig vor den drohenden Strafen der Hölle zu retten, dann nahm er seinen Schemel unter den Arm und verschwand in der Volksmenge, um an einer anderen Stelle wieder aufzutauchen und die Predigt zu wiederholen, dazwischen torkelten trunkene Männer und Frauen herum.

Die vornehme Welt bekam man am besten in der Princes Street nachmittags, wenn in den Gartenanlagen die Kapelle des Highländer-Regiments spielte, und Sonntags nach der Kirchzeit auf den Hauptstraßen des neuen Stadtteils zu sehen und konnte seine Freude an den vielen stattlichen aristokratischen Gestalten haben. Der Abstand zwischen Reich und Arm, zwischen Bildung und Roheit ist in Schottland und England wesentlich größer als bei uns.

Der Vater THOMAS CONSTABLE, 50 Jahre alt, war ebenso wie ARCHIBALD ein stattlicher großgewachsener Mann, von großer Güte und Menschenfreundlichkeit, etwas weich, besonders im Verkehr mit seinen Kindern, a man of worth and light and sweetness, wie ein Nekrolog vom Jahre 1881 von ihm sagte. Er war mit der deutschen Sprache und Literatur einigermaßen vertraut, in seinem Verlag war eine Übersetzung von PERTHES' Leben erschienen. Sein liebenswürdiger Humor machte ihn zu einem beliebten Gesellschafter. Als Geschäftsmann hatte er vielleicht nicht die wünschenswerte kaufmännische Energie und Rücksichtslosigkeit, der Verlag ging auf jeden Fall allmählich zurück, und die Geschäftstätigkeit beschränkte sich mehr auf die Druckerei. Später wurde die Familie durch den Bankerott einer Bank betroffen, und Herr CONSTABLE gab sein schönes Haus auf dem Caltonhill auf. Mrs. CONSTABLE war eine ebenfalls sehr liebenswürdige, feine, fromme Frau. Von den Töchtern war die älteste LIZZIE eine young lady, MARY, gewöhnlich MAIMIE genannt, ein sehr hübsches heranwachsendes Mädchen von stiller Anmut. Dann folgte die 9jährige KATIE, ein gewecktes und munteres zutrauliches Kind. TOM, mein Schüler, war etwa 14 Jahre alt. Zwei jüngere Knaben ALEXANDER und JAMES, ALEX und JAMIE oder JIM genannt, vervollständigten den schönen friedlichen Familienkreis. KATIE und JIM wurden schnell meine speziellen guten Freunde, sie nannten mich TRENDY, und in einem Brief aus jener Zeit finde ich den Ausspruch von JIM berichtet: I am never happy but when TRENDY is with me. Die Familie war aber selten ganz beisammen, da die Erwachsenen und auch TOM

häufig irgendwo auf dem Lande oder auf weiteren Reisen begriffen waren. Mit meinem Freunde ARCHIBALD war ich nicht so viel zusammen wie ich gehofft hatte, er ging bald mit einem Onkel hinüber nach Norwegen, um Lachse zu fangen, und später unternahm er eine Reise nach dem holy land.

KATIE sah ich bei meinen späteren Besuchen in Schottland als Mrs. BRUCE, Frau eines Papierfabrikanten, wieder, und als unser Sohn FERDINAND in dem letzten Sommer vor Ausbruch des großen Krieges in Edinburg war, fand er in ihrem behaglichen Heim in der Nähe der Stadt die freundlichste Aufnahme.

Schwieriger als bei den jüngeren Kindern war es, in ein richtiges Verhältnis zu TOM zu kommen. Ich hatte mich 4 Stunden täglich mit ihm zu beschäftigen, nach dem Frühstück von 10—12 und nachmittags von 4—6. Drei von den Stunden kamen auf den Unterricht im Deutschen, Lateinischen und Griechischen, und in der vierten Stunde hatte TOM unter meiner Aufsicht schriftliche Arbeiten zu machen, Übersetzungen und dergleichen. Bei den alten Sprachen machte die von der unsrigen ganz verschiedene englische Aussprache einige Schwierigkeit. Allmählich kam ich mit meinem Schüler in ganz guten Zug, und er schien auch mehr Freude am Unterricht zu gewinnen, aber ich glaube nicht, daß er über mich jemals ein so schmeichelhaftes Diktum abgegeben hat wie sein kleiner Bruder. Nachträglich habe ich die Empfindung, als sei ich für einen Lehrer selbst noch zu jung und unreif gewesen.

Nach 3 Monaten hörte der Unterricht auf, da am 1. August die Ferien begannen, und dann wurde von den Eltern beschlossen, daß TOM mit seinem Onkel JAMES den Winter in Rom zubringen sollte. Was die Pläne für die Zukunft betraf, so hörte ich schon damals, daß TOM für das theologische Studium bestimmt sei und später einen Posten in der Englischen Staatskirche bekommen sollte, obgleich die Familien CONSTABLE und COWAN eifrige Mitglieder der schottischen Free church waren. TOM wurde später Pfarrer in einem kleineren Ort der Grafschaft Kent.

Wie in den meisten den gebildeten Ständen angehörigen schottischen Familien standen bei CONSTABLES die kirchlichen Interessen sehr im Vordergrund. Sie gehörten, wie gesagt, zur Free church, die sich 1843 von der Established Church, der von dem Reformator JOHN KNOX in der Mitte des 16. Jahrhunderts begründeten schottischen Staatskirche abgelöst hatte. Die Free Church unterschied sich von dieser nicht in dogmatischer Beziehung, war vielmehr ebenso streng, vielleicht noch strenger puritanisch als jene. Sie hatte aber eine andere, mehr demokratische Verfassung, war unabhängig vom Staat und wußte nichts von Patronatsrechten. Die zur Free Church zusammentretenden Gemeinden verzichteten auf das Kirchengut der Staatskirche, besoldeten ihre Pfarrer und bauten ihre Kirchen aus eigenen Mitteln, und den Gemeindegliedern erwachsen dadurch natürlich sehr erhebliche Kosten. In neuerer Zeit hat sich das Verhältnis zwischen den beiden Kirchen wohl wieder geändert, auch sind Sitten und Gebräuche in kirchlichen Dingen nicht mehr so streng und tyrannisch wie früher.

Das Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen wurde damals in fast alttestamentarischer Weise befolgt, sagte man doch auch statt sunday häufig Holy Sabbath. Wenigstens zweimal, vormittags und nachmittags — in einigen Familien auch dreimal — ging man zur Kirche, auch die kleineren Kinder wurden mitgenommen und, wenn sie laut zu werden drohten, durch mitgenommene Bonbons zum Schweigen gebracht. Den Kirchen fehlte jeder innere Schmuck, sie hatten kein Bild, kein Kreuz und auch keine Orgel. Ein Vorsänger intonierte den Choral oder den in Verse gebrachten Psalm, und die Gemeinde fiel mit großem Eifer und mit kräftiger Stimme ein, der Takt der Musik — oft waren es deutsche Choräle — war ein wesentlich schnellerer als bei uns, so daß ein recht lebhafter Eindruck zustande kam. Auch im Hause war Sonntags das Klavier verschlossen. Die Erwachsenen saßen träumend auf den Wiegestühlen oder lasen ganz unterhaltende, aber religiös gefärbte Geschichten in einem für den Sonntag bestimmten Journal, wie „Good Words“, oder

studierten die neuesten Missionsberichte aus China und Afrika. Man frühstückte eine Stunde später als an Wochentagen, und aß meist nur kalt zu Mittag und zu Abend, um auch den Dienstmädchen die Sonntagsruhe zu verschaffen. Den Kindern wurde das gewohnte Spielzeug weggeschlossen. Sie bekamen dafür Geduldspiele zum Zusammensetzen mit Bildern aus der heiligen Geschichte, auch Ratspiele waren wohl erlaubt, wenn das im stillen gewählte und zu ratende Ding oder die Person in der Bibel vorkam. Der kleine JAMIE zeichnete an einem Nachmittag einige Soldaten zu Pferde und ein Dampfschiff, und, als ihm gesagt wurde, daß sich dieses nicht für den Sonntag schickte, zeichnete er schnell eine Kirche vor die Soldaten und sagte, sie ritten alle zur Kirche, und auch in der Kajüte des Schiffes werde gerade Gottesdienst gehalten. Und der kleine JAMIE fühlte sich seinerseits berufen, den Aufpasser bei Erwachsenen zu spielen. Ich schrieb des Sonntags meist auf meinem Zimmer meine Briefe nach Hause, was eigentlich nicht statthaft war, als der Knabe mich aber einmal am Mikroskop überraschte, rief er vorwurfsvoll durch das ganze Haus: „O! TRENDY looking threw the microscope on Holy Sabbath!“ Und ich hatte dabei sogar noch ein Liedchen gepfiffen, was vielleicht ein noch größeres Verbrechen war. Es fuhrn am Sonntag keine Eisenbahnzüge, abgesehen von wenigen nach England gehenden, wo eine wesentlich mildere Praxis der Sonntagsruhe herrschte. Von Edinburg nach Glasgow konnte man Sonntags nicht kommen, und wer auf irgendeiner schottischen Station den letzten Zug am Sonnabend abend verpaßte, mußte bis zum Montag morgen dort bleiben, wer Sonntags etwa eine Fußtour hätte unternehmen wollen, würde in den Gasthäusern nichts zu essen bekommen haben. In Edinburg war ein schöner botanischer Garten, der Sonntags geschlossen gehalten wurde. Einige liberal denkende Männer brachten eine mit ziemlich vielen Unterschriften versehene Petition zusammen, es möchte der Garten zwischen den Kirchzeiten für die Arbeiterbevölkerung, die ihn an Wochentagen nicht besuchen könnte, geöffnet werden. Eine große Gegenpetition brachte den An-

trag zu Fall. Als ich den Direktor des Gartens, den Professor der Botanik BALFOUR, auf einer Exkursion darüber interpellierte, sagte er: „Ja, sehen Sie, wenn die Leute das dritte Gebot nicht halten, und den Feiertag nicht heiligen, werden sie auch das siebente Gebot nicht halten und mir meine Pflanzen stehlen.“ Sehr häufig hatten CONSTABLES Geistliche vom Lande zu Gast, die zu einer assembly der Free Church in die Stadt gekommen waren. Dann übernahm der Gast die sonst von dem Hausherrn geleitete tägliche Hausandacht. Bei einer solchen Gelegenheit hielt einmal der Pfarrer, der gehört hatte, daß ich der Sohn eines Berliner Professors der Philosophie sei, es für richtig, die Philosophen Deutschlands mit dem Wunsche in sein Gebet einzuschließen, auch sie möchten durch das Licht des rechten Glaubens erleuchtet werden!

Es ist verständlich, daß ich mich in einer solchen Atmosphäre trotz aller großen Freundlichkeit der Familie und trotz des Verständnisses für freiere Anschauungen und deutsche Sitten, das ich bei meinem Freunde ARCHIBALD fand, nicht auf die Dauer ganz wohl fühlen konnte und daß ich hier und da mit Heimwehgefühlen auf die aus dem Firth of Forth absegelnden Schiffe blickte.

Aber es würde ein falsches Bild von der schottischen Kirchlichkeit entstehen, wenn ich nicht auch die guten und schönen Seiten und die Betätigung praktischen Christentums hervorheben würde, wie sie in der menschenfreundlichen Gesinnung und in der Fürsorge für die Armen zutage trat. In dieser Beziehung ist mir besonders das Weihnachtsfest in Erinnerung geblieben, das die Gebrüder COWAN den Kindern einer Armenschule in Canongate, einer Straße im ältesten und ärmsten Teil der Stadt, veranstalteten. Geschäftliche Beziehungen hatten sie öfters nach Deutschland geführt, und der deutsche Weihnachtsbaum war ihnen wohlbekannt. So prangte eine große Tanne mit Lichtern in dem Schulzimmer, das mit kleinen Knaben und Mädchen dicht gefüllt war. Einige Lieder wurden gesungen — eines davon nach der Melodie: Wir hatten gebauet ein stattliches Haus — und

dann ging es an die Verteilung der Spielsachen, die großen Jubel hervorrief.

Für den weltlichen Teil unseres deutschen Sonntags bieten dem Briten der Sonnabend- und Donnerstag nachmittag Ersatz, an denen alle Geschäfte geschlossen sind, am Sonnabend von 2, am Donnerstag von 4 Uhr ab. Das Herumsitzen bei Kaffee und Bier in öffentlichen Gartenlokalen oder in räucherigen Wirtschaftsstuben kennt man drüben nicht, Familien und Pärchen gehen vor der Stadt spazieren und lagern auf Bergabhängen und Rasenplätzen, es wird gewandert und gerudert und allerlei Sport getrieben, wie er sich glücklicherweise auch bei uns jetzt mehr und mehr eingebürgert hat. Fährt man im Sommer des Sonnabends im Schnellzug durch England, so sieht man auf dem ganzen Wege, in der Nähe jeder größeren Ortschaft in zunehmender Fülle, rechts und links von der Bahn auf den saftig grünen Wiesen die lustigen Gruppen junger und auch älterer Leute beim Golfspiel, beim Fußball und beim Cricket.

Im Gegensatz zu den stillen, melancholisch stimmenden Sonntagen fehlte es in Edinburg an den Wochentagen nicht an frischem Leben und allerlei Kurzweil. Die Zeit vom 1. Mai bis Ende Juli, wo dann jeder, der zur guten Gesellschaft gehört, in die Berge oder an die See geht, zur Hühnerjagd, zum Fischfang, zu Jachtfahrten und sonstigem Sport, ist ja dort die Hauptzeit des geselligen Verkehrs. Da gibt es neben steifen dinners mit stereotyper oberflächlicher Unterhaltung und gemütlichen einfacheren Essen im Freundeskreise Landpartien und Picknicks, Bälle, Tänzchen und kleine Abendgesellschaften, in denen Scharaden aufgeführt und Gesellschaftsspiele arrangiert werden, häufig auch Musik zum besten gegeben wird, über deren Qualität ich mir als Unmusikalischer kein abfälliges Urteil erlauben will. Jeder Deutsche gilt übrigens drüben als ein verkappter kleiner MOZART oder BEETHOVEN, daß ich nicht Klavier spielen könne, mußte ich immer wieder versichern, ohne daß man es mir ganz glaubte. Amüsant war es, wenn irgendwo die Tochter des Hauses dem fremden Gast zuliebe ein deutsches

Kommersbuch herbeiholte und, ohne eine Ahnung von der Bedeutung der Worte zu haben, die Verse von „Was kommt dort von der Höh?“ heruntersäuselte: „Er fangt das Vater Fleh, er fangt das Vater Fleh, er fangt das Vater lederne Fleh, si sa lederne Fleh“. Es klingt mir noch in den Ohren, wenn ich daran zurückdenke.

Bei den Tanzgesellschaften erschienen die Herren aus alt-schottischen Familien oft in der Nationaltracht mit dem kurzen Rock in den Farben ihres Clans, mit bloßen Knien und farbigen gemusterten Strümpfen, und, wenn dann zum Schluß der wilde Schottische Riel getanzt wurde, bei dem dem ungeübten Deutschen bald der Atem ausging, gab es ein sehr eigenartiges buntes Bild. Ehe man in die Gesellschaftsräume eintrat, sagte man dem Dienstmädchen im Vorplatz seinen Namen, den das Mädchen dann durch die geöffnete Tür in den Saal hineinrief. Mein langer exotischer Name machte natürlich immer einige Schwierigkeit. Bei einem Ball rief das Mädchen einmal mit lauter Stimme: „Mr. TREMBLINGHEART“, was mir viel Neckerei einbrachte. Ich besitze noch eine Gratulationskarte zu Weihnachten 1862 von einer anonymen Schönen, auf der eine ausgestreckte Hand dem Herrn TREMBLINGHEART ein hochrotes, ebenfalls zitterndes Herz darbietet.

Sehr angenehm wurde der Fremde von dem freieren harmlosen Verkehr berührt, der bei der Jugend zwischen den beiden Geschlechtern bestand. Der Unterschied zwischen englischer und deutscher, man kann auch sagen kontinentaler Sitte war damals noch wesentlich größer als jetzt, wo sich auch bei uns ein freierer Ton eingebürgert hat. Dort fand man nichts Besonderes darin, wenn ein junger Mann mit einer jungen Dame allein Spaziergänge durch Feld und Wald machte; sobald er in die Familie eingeführt und etwas bekannt geworden war, galt er als ein Gentleman, auf dessen Takt man sich verließ, seine Stellung zu den Töchtern des Hauses war etwa so, wie wir sie damals höchstens einem Vetter zugebilligt haben würden. Bei solchem freieren Verkehr lernte man sich bald gut kennen.

Eine der ersten Einladungen außerhalb des CONSTABLEschen Familienkreises führte mich in das Haus von Mrs. WILLIAM THOMSON, 14 Alvastreet. Sie war die Witwe des früheren inneren Klinikers in Edinburg WILLIAM THOMSON und die Schwester von NINA THOMSON, der Frau des Anatomen ALLEN THOMSON in Glasgow, in dessen Hause ich später Aufnahme fand. Die beiden Männer waren Brüder gewesen, die Frauen waren Schwestern. Mrs. WILLIAM THOMSON hatte drei Töchter, LIZZIE, HELEN und GEORGIE. LIZZIE war oder vielmehr ist wesentlich älter als ich, soviel ich weiß, ist sie noch am Leben, und ich hoffe, daß wir beide noch die Friedensglocken läuten hören werden. (Niedergeschrieben im Jahre 1918.) Auf ein Wiedersehen ist nicht zu hoffen, es würde auch kein erfreuliches sein können. Auch HELEN, die vor einigen Jahren als Mrs. GRAHAM starb, war älter, GEORGIE, die Krone der Familie, mit mir etwa gleichaltrig. Ein noch jüngerer Sohn WILLIAM besuchte die Schule.

Was mir das THOMSONSche Haus öffnete, waren die alten Freundschaftsbeziehungen zum BECKERSchen Hause in Offenbach (vgl. S. 53). Der verstorbene WILLIAM THOMSON war in seiner Jugend in Edinburg mit meinem Onkel FERDINAND BECKER nah befreundet gewesen und hatte mit ihm zusammen eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Deutschland gemacht.

GEORGIE wurde mir bei häufigem Zusammensein im Hause ihres Onkels ALLEN während des nächsten Winters und Sommers in Glasgow und Skelmorlie eine liebe Freundin und ist es bis zu ihrem Lebensende vor 10 Jahren geblieben. Ihre warmherzige Zuneigung wendete sich später auch meiner Frau und den Kindern zu, in Bonn, in Edinburg und auf der Insel Eigg hatten wir wiederholt ein schönes Wiedersehen. Sie verheiratete sich mit einem älteren entfernten Vetter, Professor der Jurisprudenz NORMAN MACPHERSON in Edinburg, der als alter Mann erblindete und fast vollkommen taub wurde, und für den sie, selbst von zarter Gesundheit, in rührender Weise sorgte. Er erreichte ein selten hohes Alter und hat sie noch um mehrere Jahre überlebt. Ich sah die

Freundin zum letztenmal im Herbst 1906 gelegentlich einer Reise zum Jubiläum der Universität Aberdeen in einem Sommeraufenthalt am Fuße der mit Heidekraut und Ginster (Scotch whin) malerisch bunt überzogenen Pentland hills bei Edinburg.

An einem der ersten Tage nach meiner Ankunft in Edinburg ließ ich mich als Student inskribieren und belegte das Kolleg über Botanik bei dem vorhin schon erwähnten Professor BALFOUR, außerdem nur noch eine einstündige Vorlesung über vergleichende Anatomie bei GOODSIR. BALFOUR war ein alter Herr, den die Studenten wie Schuljungen in der unwürdigsten Weise mißhandelten. Am Eingang in das Auditorium bekam jeder Zuhörer ein paar Pflanzen eingehändigt, über die im Kolleg gesprochen werden sollte. Sobald der Professor sich dann umdrehte, um etwas an die Tafel zu zeichnen oder zu schreiben, flogen Teile der Blumen zu Klümpchen zusammengeballt von den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen zu ihm hinunter. Einmal fiel, als er sich umdrehte, auch ein Hut neben ihm nieder, entrüstet schleuderte er ihn mit dem Fuß wie einen Fußball wieder hinauf, aber o wehe! es war sein eigener Hut, den er selbst, ohne es zu bemerken, vom Tisch heruntergestoßen hatte. Der Spitzname des Professors war woody fibre, und sobald diese Worte im Vortrag vorkamen, erscholl der Refrain eines Spottliedes: woody fibre, woody fibre, wie es weiterging, weiß ich nicht mehr. Auf den botanischen Exkursionen am Sonnabend wurde mancherlei Unsinn getrieben. Doch auch die Wissenschaft kam nicht ganz zu kurz, und vor allem lernte man die schöne Umgegend kennen.

Von BALFOURS Engherzigkeit in kirchlichen Fragen habe ich schon vorher gesprochen, auch seine wissenschaftlichen Anschauungen standen unter dem Bann der Rechtgläubigkeit. Es war die Zeit, wo in England LYELL in seinem Buch: On the antiquity of Man und CHARLES DARWIN in dem bekannten Werk: On the origin of species by means of natural selection Theorien aufgestellt und durch wissenschaftliche Untersuchungen begründet hatten, die mit der biblischen

Schöpfungsgeschichte nicht vereinbar waren. Diese Bücher zusammen mit der Schrift des Bischofs COLENSO, in der er die Echtheit und Geschichtlichkeit der fünf Bücher Mosis anzweifelte, und mit den Oxforder freisinnigen Essays and Reviews erregten großen Anstoß bei allen Rechtgläubigen. BALFOUR ließ es sich nicht nehmen, in der Schlußvorlesung vor den Herbstferien seine Stellung solchen Ketzereien gegenüber zu wahren und vom Standpunkt des Naturforschers für die biblische Schöpfungsgeschichte einzutreten. Die Zuhörer spendeten ihm lebhaften Beifall.

Eines Tages besuchte mich bei CONSTABLES Herr LEYSON LEWIS, der zufällig irgendwo meinen Namen hatte nennen hören. Er war in seiner Jugend im Offenbacher Hause gewesen und hing mit rührender Verehrung an der Erinnerung an den Großvater BECKER und ebenso an meinem Vater, bei dem er philosophische Vorlesungen gehört hatte. Dankbar erinnerte er sich des Weihnachtsabends 1848 in Berlin. Einsam und mit dem Gefühl des Heimwehs war er durch die Straßen gewandert und hatte überall die Vorbereitungen für das Fest und hier und da schon in den Fenstern die Lichter der Weihnachtsbäume gesehen, beim Nachhausekommen hatte er eine Einladung meiner Mutter vorgefunden und dann den Abend bei uns zugebracht. Ich erinnere mich dunkel, daß wir Kinder an dem wunderlichen Deutsch des Gastes unsern Spaß hatten. Er war nicht Schotte, sondern Engländer und lebte jetzt als Besitzer eines Landgutes in East Farleigh bei Maidstone in der Grafschaft Kent. Auf dem Gut wurde besonders Hopfen gebaut für die Londoner Brauereien. Er betrieb die Landwirtschaft mit großem Eifer und Erfolg, dabei war er aber ein Mann von umfassender allgemeiner Bildung und eingehendem Interesse für die verschiedensten Zweige der Wissenschaften, ein Original, auch in der äußeren Erscheinung, von echt englischem Typus, unabhängig in seiner Gesinnung, stolz auf sein Recht als freier Mann, menschenfreundlich, freigebig und ritterlich, immer bereit, persönlich den Kampf aufzunehmen gegen Unrecht und Ungesetzlichkeit, wo immer sie ihm im Leben

entgegraten. Er und seine Frau waren Dissidenten und zwar Unitarier, Anhänger jener schon in der Reformationszeit in Italien begründeten und durch die Inquisition verfolgten Sekte, die die Dreieinigkeit leugnet, weshalb meine Freundschaft mit ihnen von CONSTABLES und den Töchtern THOMSON immer mit mißtrauischen Augen angesehen wurde. Die Politik nahm in seinem Gedankenkreis einen breiten Raum ein, seine späteren Briefe an mich behandeln mit Vorliebe die Tagesfragen. Er stand auf Seite der Tories, immer wieder beklagte er sich darüber, daß GLADSTONE, den je nach ihrer politischen Stellung die einen als the grand old man, die andern als this old wretch zu bezeichnen pflegten, England mehr und mehr in das demokratische Fahrwasser hineingleiten lasse, mit Mißtrauen überwachte er jedes Ereignis, das die Macht Englands schmälern könnte, so z. B. 1893 die Entente cordiale zwischen Rußland und Frankreich, die er als gegen England gerichtet ansah und von der er die Preisgabe Konstantinopels an Rußland fürchtete. In der Überzeugung, daß die Briten das auserwählte Volk seien, dessen Macht der ganzen Menschheit zugute komme, war der Dissenter mit den Puritanern, der Tory mit den Whigs in der Stille vollständig einig. Die deutschen Verhältnisse beurteilte er ganz nach der Schablone des englischen Parlamentarismus, BISMARCKS Größe, die er nicht ohne Neid offen anerkannte, war ihm unheimlich. Frau ISABELLA LEWIS, die Tochter des Bischofs der Unitarier MARTINEAU in London, war eine selten gebildete Frau, sie sprach die hauptsächlichsten modernen Sprachen geläufig und las den Homer und das Neue Testament in der Ursprache. Sie schrieb uns deutsche Briefe mit deutschen Buchstaben, nur selten schlich sich ein komischer Fehler ein., wenn sie z. B. von ihrer Schwester schrieb, sie sei sehr linkisch, womit sie sagen wollte: politisch radikal gesinnt.

Beide LEWIS sind uns zeitlebens die besten Freunde gewesen; er starb 1896 in Rom und seine Frau nicht lange nachher. Sie hatten keine Kinder und nahmen an unseren Kindern das wärmste Interesse. In ihrem Gutshause, vor dem

ein stattlicher alter Zedernbaum prangte, ging es etwas steif und altväterlich zu, bei Tisch standen immer 2 Dienstmädchen an der Wand, was die Behaglichkeit nicht gerade förderte.

Als ich Herrn LEWIS das erstmal in East Farleigh besuchte, stand er auf dem Bahnsteig und deklamierte mir zum Empfang mit lauter Stimme die Anfangssätze aus einem Kolleg meines Vaters über Ethik vor, das er vor Jahren in Berlin gehört hatte. Charakteristisch war auch eine Geschichte, die er von seiner Hochzeitsreise erzählte. Er fuhr mit seiner jungen Frau auf der Bahn an der Nahe entlang, und zwar in einem Kupee erster Klasse, in dem man bekanntlich nur mit Zustimmung der Mitreisenden rauchen durfte. Es stiegen zwei junge Leute ein, die trotz seiner Bitte die Zigarren nicht fortwarfen. Entrüstet stieg Herr LEWIS in Kreuznach aus und wandte sich an den Bahnhofsinspektor, der die Achseln zuckte und die beiden Raucher unbehelligt ließ. Darauf entwickelte sich etwa folgende Unterhaltung: „Ich habe für die erste Klasse bezahlt, damit meine Frau keinen Tabaksrauch einzuatmen braucht, wenn in dem Kupee trotz der Bestimmung geraucht wird, so bin ich um mein Geld betrogen, die Eisenbahn betrügt mich!“ — „Mein Herr, ich muß Sie bitten, sich zu mäßigen, von Betrug ist keine Rede.“ — „Ja, man betrügt mich, man bestiehlt mich. Und wenn Sie es zulassen, bestehlen Sie mich auch.“ — „Beleidigen Sie mich nicht, ich bin Beamter im Dienst.“ — „Das ist mir ganz gleich, Sie sind ein Betrüger, ein Dieb.“ — Dem Inspektor wollte diese Logik, die Herr LEWIS wohl auch nicht dem Kolleg meines Vaters entnommen haben konnte, nicht einleuchten, und er drohte, ihn zu verhaften. — „Ja wohl,“ sagte dieser, „tun Sie das, ich lasse mich nicht von Ihnen bestehlen, verhaften Sie mich nur, Sie sind ein Dieb.“ — Dem Inspektor blieb nun in der Tat nichts übrig, als ihn für verhaftet zu erklären und an die Bürgermeisterei abzuliefern. Dem Bürgermeister war die Sache aber natürlich sehr unangenehm, da man nicht wissen konnte, was für politische Folgen die Verhaftung eines Engländers haben konnte, und

legte dem Gefangenen nahe, sich doch zufrieden zu geben und das Gefängnis wieder zu verlassen. Dieser aber bestand auf seinem Recht. „Nein, ich gehe nicht heraus, ich will keine Gnade, ich will mein Recht.“ Er blieb in dem engen und schmutzigen Gefängnis, und erst am anderen Tage gelang es den vereinten Bitten seiner Frau, des Bürgermeisters und eines von auswärts herbeizitierten Konsuls, Herrn LEWIS zum Verlassen des Lokals zu bewegen.

Nach Edinburg war Herr LEWIS mit seiner Frau nur für kurze Zeit gekommen, um den berühmten Chirurgen und Gynäkologen JAMES SIMPSON zu konsultieren. Er führte mich bei diesem ein, und ich wurde auf früh um 8 Uhr zum breakfast eingeladen. Es interessierte mich sehr, den Mann kennenzulernen, dem die Chirurgie die Einführung des Chloroforms als Anästhesierungsmittel verdankt (1847. Die Äthernarkose war schon etwas früher von JACKSON in Boston angewandt). Jetzt hatte er viel über die Ursachen der Pyämie nach Amputationen nachgedacht und war zu der Ansicht gekommen, daß sie besonders in der herrschenden Methode des Abbindens der großen Gefäße mit einem Seidenfaden zu suchen seien, weil das abgebundene Stück nekrotisch werde und in der Wunde faule. Er ersetzte die Unterbindung durch die sogenannte Akupressur, ein Verfahren, bei dem eine lange gerade Nadel in die Wunde so eingestochen wurde, daß sie die Arterie schonend seitlich zusammendrückte. Wenn sie nach 24—48 Stunden den Zweck der Blutstillung erfüllt hatte, wurde die Nadel wieder herausgezogen. Darauf bezog sich die Frage, die SIMPSON an mich richtete, ob bei uns zu Lande noch immer ein Stück faulendes Fleisch in die Amputationswunden eingenäht würde. Als Student im ersten Semester und ohne alle medizinischen Kenntnisse konnte ich ihm die Frage natürlich nicht beantworten. Beiläufig möchte ich bemerken, daß ich eine solche Einladung zum breakfast auch sonst einige Male bekommen habe und die Sitte nicht übel fand. Die Tasse Tee, die gebackenen Heringe, die Hammelrippchen, ham and eggs usw. waren nicht zu verachten, und das Zusammensein kostete

nicht viel Zeit, da jeder bald an sein Tagewerk gehen mußte. Herr LEWIS war ein begeisterter Verehrer von SIMPSON und hatte eine hohe Meinung von dem ärztlichen Beruf, er redete mir sehr zu, mich für das medizinische Studium zu entscheiden.

Er ging auch mit mir in die Nationalgalerie und zeigte mir die Porträts von GAINSBOROUGH, machte mich auf einem Spaziergang auf das üppige Grün der Rieselfelder von Leith aufmerksam, der ersten erfolgreichen Anlage dieser Art, und fuhr mit mir nach Falkirk zu dem Graham dike, den Resten des römischen Walles und Grabens, der sich zur Abwehr der nach Norden verdrängten Pikten und Skoten an der schmalsten Stelle des Landes zwischen dem Firth of Forth und dem Clyde-Meerbusen vom Meer zum Meer in gerader Linie hinüberzog. TACITUS sagt: *Clota et Bodotria diversi maris aestibus per immensum revectae, angusto terrarum spatio dirimuntur: quod tum praesidiis firmabatur atque omnis propior sinus tenebatur, summotis velut in aliam insulam hostibus.*

Als LEWIS' nach 8 Tagen wieder abreisten, nahmen sie mich bis Melrose mit. Dort steht in dem freundlichen Tal des sich stark schlängelnden Tweed die Ruine einer Klosterkirche aus der spätgotischen Zeit, von der der Chor mit reichem Maaswerk in den Fenstern noch ziemlich gut erhalten ist. In der Nähe liegt das Schlößchen Abbotsford, das WALTER SCOTT gehörte, und die Ruine der Abtei Dryburgh, wo der Dichter in einem offenen Seitenschiff der zum größten Teil zerstörten Kirche unter Efeu und Tannen seine stimmungsvolle Ruhestätte gefunden hat. Auf den nahen Eildon hills befinden sich die Grundmauern eines römischen Kastells.

Für Geschichte und Altertümer hatte Herr LEWIS besonderes Interesse, er gab mir später gute Winke für die Rückreise, auf der er mir die alte Stadt York zu besuchen empfahl. Aber auch mit naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigte er sich gern, so mit der damals viel umstrittenen Frage der generatio aequivoca, der Entstehung der Infuso-

rien aus unorganischer Materie, für die ein französischer Forscher POUCHAT neue Beweise ausfindig gemacht zu haben glaubte.

Da die Zeit im Hause CONSTABLE mit dem 1. August zu Ende ging, mußte ich mich nach einer anderen ähnlichen Stelle umsehen, wobei mich der Rektor der High School, Dr. SCHMITZ, ein seit Jahren in Edinburg ansässiger Deutscher, freundlich unterstützte. Die Ferienzeit brachte ich teils mit CONSTABLES in einem kleinen Örtchen Broughty Ferry zu, teils in St. Andrews, der alten Universitätsstadt mit den malerischen Ruinen einer großen Kathedrale und eines alten Schlosses am felsigen Ufer der Nordsee. Eine Empfehlung führte mich in das gastliche Haus des Professors der Philosophie FERRIER ein, wo ich auf dem Bücherbord gleich die Werke meines Vaters stehen sah. Ich beschäftigte mich dort besonders mit dem Studium von NEWTONS Optik und der Werke von DARWIN und ADAM SMITH, dem berühmten Verfasser von Wealth of Nations.

Aus den Zweifeln, was nun weiter aus mir in Schottland werden sollte, wurde ich bald in erfreulichster Weise durch ein an meine Eltern und an mich gerichtetes Anerbieten von Professor ALLEN THOMSON befreit, nach Glasgow in sein Haus zu kommen, seinen Sohn JOHN zu unterrichten sowie bei den Schularbeiten zu beaufsichtigen und meine eigenen Studien fortzusetzen. Es war ein gütiges Geschick, das mir dieses Haus öffnete. Denn ich fand dort nicht nur eine warmherzige, auf die alten Familienbeziehungen gegründete Freundschaft, sondern auch die richtige Wegweisung für meinen weiteren Lebensgang und einsichtigen Rat für meine Studien, die sich unter THOMSONS Einfluß nun ganz der Medizin zuwandten.

Er war ein hervorragend begabter und kluger Mann, von größerer Lebendigkeit und Beweglichkeit, als man bei Schotten gewöhnlich findet. Wenn er über den Kies des College-Hofes ging, erkannte man schon an dem eigenartigen Geräusch seine schnellen, geschäftigen, elastischen Schritte. In allen praktischen Dingen bewandert, nahm er regen An-

teil an den allgemeinen Universitätsangelegenheiten. In der Wissenschaft hat ALLEN THOMSON nicht gerade Schöpferisches geleistet, sich aber durch wertvolle Einzelbeobachtungen, durch seine erfolgreiche Lehrtätigkeit und durch die Neubearbeitung des vortrefflichen Lehrbuchs der Anatomie von QUAIN, in dem er besonders die embryologischen Kapitel bearbeitete, um die Anatomie sehr verdient gemacht. In der deutschen medizinischen Wissenschaft war er wohl bewandert, die Autoritäten in der Anatomie und Physiologie in Deutschland, wie SÖMMERING, TIEDEMANN, HENLE, JOHANNES MÜLLER, REICHERT, KÖLLIKER, die er zum Teil auf Reisen persönlich kennengelernt hatte, standen bei ihm in hoher Achtung. Ohne andere in ihren Empfindungen zu stören oder die kirchlichen Gebräuche abzulehnen, wahrte er sich doch die Freiheit des Denkens und ließ sich nicht so von der herrschenden Sitte tyrannisieren, wie es eigentlich zum guten Ton gehörte. Er hatte Freude an Humor; eine Anekdote, die er gern erzählte, ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Vor dem Clyde-Meerbusen liegen zwei kleine Inselchen Groß- und Klein-Comrie genannt, deren spärliche Bewohner zusammen eine kirchliche Gemeinde bilden. Wenn der Ortsgeistliche das Kirchengebet sprach, soll er immer gesagt haben: O Lord, bless our Comries, both the greater and the lesser Comrie, and also the adjacent islands of Great Britain and Ireland.

Mrs. NINA THOMSON, eine schlichte, feine Frau von selbener Herzensgüte, lebte fast ganz der Sorge für ihren Mann und ihren einzigen Sohn, sie verzog JOHN etwas und bald auch mich mit ihm. Sie wollte gern etwas Deutsch lernen, das ihr ganz fremd war, wir kamen mit dem Unterricht aber nicht weit. Schon das Entziffern der deutschen Buchstaben machte einige Mühe, „these cranky letters“, die jedem Ausländer gleich zu Beginn ein Stein des Anstoßes sind.

JOHN war ein frischer, munterer Knabe. Man merkte es ihm an, daß er einziges Kind war, etwas mehr Konsequenz und Strenge wären bei seiner Erziehung ebenso angebracht gewesen wie bei meinem ersten Schüler. Das Lernen wurde

ihm nicht besonders leicht, die Namen der Schiffe auf der Clyde und die Zahl und Farbe ihrer Schornsteine waren ihm auch interessanter als das Deutsche, die alten Sprachen und die Mathematik. Er wandte sich später dem Studium der Chemie zu und wurde 1887 Professor am Kings College in London.

Die kleine Familie hatte eine Amtswohnung in dem alten Universitätsgebäude, dem College, inne. Dieses stand mitten in dem ältesten Teil der Stadt, später wurde es abgerissen, um einem Bahnhof, der St. Enoch Station, Platz zu machen, und in dem vornehmen westlichen Teil der Stadt wurde ein großer moderner Prachtbau in gotischem Stil errichtet. Über den rings um den Hof des alten College sich aneinanderreihenden etwas engen Amtswohnungen der Professoren schwebte eine klösterliche Behaglichkeit, um so unwirtlicher sah es in den umliegenden Straßen aus, die von dem niedrigsten, meist aus Irland herübergekommenen Fabrikproletariat bewohnt waren. Was ich in der High Street und der Cannongate von Edinburg gesehen hatte, das wiederholte sich hier in gesteigerter Form. Des Abends lockten überall hell leuchtende, mit blendenden Spiegeln versehene Gaslampen über den Türen der Schnapskneipen zum Eintreten in einen langen Gang, zu dessen beiden Seiten kleinere Türen in enge kajütenartige Stübchen führten, in denen ein Kreis von 4—6 Personen um den Tisch mit der Whiskyflasche darauf Platz finden, oder der einzelne Gast sich stumpfsinnig dem Trunk ergeben konnte. Besonders an Sonnabenden sah man nicht selten eine ganze Familie schwankend und lallend wieder zum Vorschein kommen, die Frau mit einem Säugling an der Brust und die älteren Kinder an der Hand, nicht selten sah man, wie zwei zerlumpte Weiber sich prügeln und in den Haaren rauften, oder wie die Polizei eine sinnlos betrunkene Frau aus dem Rinnstein auf eine dafür besonders konstruierte Schubkarre, wie sie die Rollkutscher benutzen, auflud und abtransportierte, während der treue Mann daneben hertaumelte.

Low Irish people, sagte in verächtlichem Ton der vorübergehende behäbige Bürger zu seinem Begleiter, aber hatte

er wohl jemals darüber nachgedacht, daß diese verkommenen Menschen einem einstmals hochkultivierten Volke angehörten, dem Schotten und Engländer die Einführung des Christentums verdankten, und daß es der nationale Egoismus der angelsächsischen Eroberer, die puritanische Unduldsamkeit und Grausamkeit eines CROMWELL, die Habgier von britischen Großgrundbesitzern und Kaufleuten gewesen sind, die das geknechtete Volk in diesen Zustand der Verarmung und Verelendung herabgedrückt und es trotz mancher Reformversuche einsichtiger und wohlwollender Staatsmänner bis heute noch in demselben niedergehalten haben? Seit der Zeit der Römer hat es ja keine Nation so gut wie die Briten verstanden, ein ihnen im Wege stehendes Volk mit Waffengewalt oder durch wirtschaftliche Maßregeln sich zu unterwerfen, zu fesseln und lahm zu legen.

Als ich nach etwa 25 Jahren wieder nach Glasgow kam, und eines Abends die Stadtgegend besuchte, wo das alte College gestanden hatte, strahlten die Gaslampen an den Schnapskneipen noch ebenso hell wie früher, noch ebenso wie früher rauchten alte, zerlumpfte Weiber ihre schmutzigen Tonpfeifen, und ebenso sah man Männer, Frauen und Kinder familienweise in trunkenem Zustande einerschwanke, es war die neue Generation, die es ebenso trieb wie die alte, und jetzt werden es die Enkel sein, die dafür sorgen, daß das Bild des sozialen Elends ungefähr dasselbe bleibt, wenn auch eine gewisse Besserung der Zustände im Laufe der Jahre erreicht sein mag.

Nicht anders als in Glasgow war und ist der irische Pöbel in den übrigen großen Städten, besonders auch in London. Hier lernte ich ihn später auf dem Gute unseres Freundes LEWIS kennen. Bei der Hopfenernte kam es darauf an, das Hopfenpflücken zur richtigen Zeit möglichst schnell zu bewerkstelligen, und es wurden durch einen Agenten in London dazu einige hundert männliche und weibliche Tagelöhner bestellt, fast sämtlich Irländer, die ein paar Tage auf dem Gute blieben. Sie schliefen in einigen abgelegenen Scheunen. Bei der Rückfahrt nach London waren sie mehr oder weniger

betrunken, auf dem Bahnsteig sah ich ein junges kräftiges Weib, welches sich wie eine antike Bacchantin geberdete und ihren kleinen Knaben abwechselnd in die Luft warf und wieder auffing — ein Bild für einen Maler oder Bildhauer. Der Bahnhofsbearbeiter ließ sie gewähren, schützte aber dann die mitreisenden, nicht zu den Arbeitern gehörigen Personen vor Belästigungen, indem er die Kupees dieser Reisenden bis zur Ankunft in London zuschloß, man wurde also sozusagen in Schutzhaft genommen. —

Wie in allen großen Industriestädten in England und Schottland mischte sich in Glasgow der vielfach herrschende Nebel mit dem Rauch der Schornsteine zu einer schmutziggelben, das Licht kaum durchlassenden, die Atmosphäre ganz ausfüllenden und allmählich auch in die Häuser eindringenden Nebelmasse. Bei einem Konzert in einer großen Konzerthalle konnte ich einmal, weit hinten sitzend, von den vorn spielenden Musikanten überhaupt nichts sehen. Erblickte man des Morgens beim Frühstück die Sonne als matte, gar nicht blendende Scheibe am Himmel, so trat Professor THOMSON mit dem freundlichen Gruß ins Zimmer: A bright day, is n't it?

Um an den geschäftsfreien Tagen eine frischere Luft atmen zu können, hatten die meisten Bessersituierten außer der Stadtwohnung eine Wohnung auf dem Lande, mit Vorliebe an der Küste, sei es einen umfangreichen Landsitz, sei es eine kleinere eigene Villa oder eine bescheidene Mietwohnung für die Sommerzeit. Thomsons hatten ein solches Häuschen in Skelmorlie gemietet, einem kleinen Örtchen am Clydemeerbusen mit einem Landungsplatz der lokalen Dampfschiffahrt. Das Häuschen stand auf dem felsigen Ufer dicht am Meere und nur wenige Meter über dem Niveau der Flut. 30—40 Meter höher oben auf einer ebenen Stelle des Ufergeländes, das nach der See zu in einer Felswand steil abfällt, hatte der Professor einen Bauplatz gekauft. Eine geräumige Villa aus roten Sandsteinen nach seinen eigenen Bauplänen war im Rohbau fertig, ein dahinter stehendes Haus für den Gärtner war schon bewohnbar. Hier

verlebten wir im Oktober 1862 und im darauffolgenden Sommer schöne Tage.

Wählte man, um nach Skelmorlie zu gelangen, die Dampfschiffahrt die Clyde hinunter, so bekam man bei dem Vorbeifahren an den ausgedehnten Werften einen imponierenden Eindruck von dem schottischen Schiffsbau. Hölzerne Schiffe wurden nur noch selten gebaut, die Hellinge mit den großen eisernen Schiffskerippen darauf, von denen ein ohrenbetäubender Lärm der zahllosen emsigen Hämmer herüberschallte, standen alle möglichst parallel zueinander in der Richtung des magnetischen Meridians. Man hatte nämlich, wie uns der Physiker WILLIAM THOMSON in seiner Vorlesung auseinandersetzte, die Beobachtung gemacht, daß der eiserne Schiffskörper durch das Hämmern in einen bleibenden magnetischen Zustand versetzt wird, und daß die magnetische Achse des fertigen Schiffes der Linie entspricht, in der der Meridian während des Hämmerns durch dasselbe hindurch lief. Ferner ließ sich feststellen, daß die durch den Magnetismus des Schiffes hervorgerufene Deviation der Kompaßnadel je nach der Fahrtrichtung des Schiffes eine verschieden große ist, daß sie aber am kleinsten ist und die Sicherheit der Orientierung am geringsten gefährdet, wenn die magnetische Achse der Längsachse des Schiffes entspricht.

Hat man die Schiffswerften und den Hafen von Greenock passiert, so ist man aus dem Rauch und Qualm und Getöse bald heraus, das Fahrwasser wird breit, und es öffnet sich ein prächtiger Ausblick auf die Insel Arran und mehr rechts auf die Berge der Hochlande. Denselben Blick, nur noch umfassender und über einen hübschen Vordergrund von Gebüsch und Bäumen hinweg, hatte man von dem Landhause in Skelmorlie aus. Die Hochlandsberge sind ohne Baumwuchs, nur mit niedrigem Heidekraut bewachsen. Das läßt ihre Konturen wie scharf geschnittene Silhouetten sehr deutlich hervortreten, wie man es unter gleichen Bedingungen auch in Italien und Griechenland findet. Nicht ganz mit Unrecht hat man daher von einer Ähnlichkeit der Landschaftsbilder an der schottischen Westküste mit denen des griechischen

Archipels gesprochen. Aber es kann davon nur unter der selten zutreffenden Bedingung die Rede sein, daß auch den Schotten einmal die klare Sonne Homers leuchtet, und die Plastik der Bergformen nicht durch den nordischen Dunstschleier verhüllt, verwischt und verflacht wird. *Caelum crebris imbris ac nebulis foedum* heißt es von Britannien schon bei TACITUS. Häufig genug muß man auf alle vergleichende Naturbeobachtung verzichten und froh sein, wenn man ein vor Sturm und Regen schützendes Plätzchen in der Kajüte gefunden hat.

Von der übrigen Westküste von Schottland und von den Hochlanden bekam ich während meines Aufenthaltes in Schottland nicht viel zu sehen. Die Fahrgelegenheiten waren billig, aber die Hotels sehr teuer. Doch konnte ich einige sehr hübsche kürzere Touren unternehmen, nach dem idyllischen Loch Katrine, durch Walter Scotts *Lady of the Lake* berühmt geworden, durch die Schluchten der Trossachs nach dem Loch Lomond und auf den unwirtlichen, 1000 Meter hohen Ben Lomond, wo ich mit meinem Kameraden, einem Mediziner STARK aus Kanada, stundenlang in dichtem Nebel im Moor umherirrte, um dann unten fast an derselben Stelle wieder anzukommen, von der wir ausgegangen waren, während wir den Abstieg auf der anderen Seite des Berges gesucht hatten, — eine ermüdende Wanderung durch echt Ossiansche Szenerie.

Von Land und Leuten an der Westküste bekam ich ein vollständigeres Bild, als ich 30 Jahre später einer freundlichen Einladung meiner Freundin GEORGIE MACPHERSON folgend, sie und ihren Mann mit unseren drei ältesten Söhnen auf der kleinen, zu den Hebriden gehörigen Insel Eigg besuchte. Auf den meisten dieser Inseln gehört Grund und Boden seit Hunderten von Jahren den Nachkommen der früheren Clan-Häuptlinge, dem Herzoge von ARGYLE, den MACLEODS, den MACDONALDS usw. So war Professor MACPHERSON durch Erbschaft der Grundherr von Eigg geworden und bezog dort im Sommer ein kleines Landhaus. Der Zeit voreilend möchte ich hier einen kurzen Bericht über unsere

Reise einschieben. Meine eigenen Erinnerungen konnte ich aus den hübschen Briefen der Söhne an die Mutter ergänzen.

In den Herbstferien des Jahres 1893, als das Bonner Gymnasium Mitte August seine Pforten geschlossen hatte, fuhr ich mit den drei Söhnen, welche im Alter von 17, 15 und 14 Jahren standen, über Rotterdam nach Hoek von Holland und von da bei ruhiger See in der Nacht nach Harwich. Die Jungen hatten ihre Freude am silbernen Leuchten des Meeres am Bug des Dampfers. Der Schnellzug brachte uns von Harwich des Abends nach Glasgow. Von hier ging es am nächsten Morgen mit dem Dampfer auf der Clyde hinunter an Dumbarton, Greenock und den anderen altbekannten Plätzen vorüber, Arran kam in Sicht, und das Schiff bog nach rechts in die malerische Meerenge der Kyles of Bute und den Loch Fyne ein, der sich ähnlich wie die norwegischen Fjords zwischen hohem felsigen Ufer weit in das Land hinein erstreckt. In Ardrishaig wurde ein kleineres Schiff bestiegen, das uns durch den Crinan-Kanal und seine 12 Schleusen über eine niedrige Landzunge hinüber an die Westküste brachte. In zweistündiger weiterer Fahrt auf einem Seedampfer kamen wir dann nach Oban, dem malerisch gelegenen Hafenstädtchen und Zentralpunkt für alle Touren an der Westküste. Der Hafen und die Meeresbucht lag voll von schmucken Privatjachten.

Den nächsten Tag benutzten wir zu einer Seefahrt rund um die vorgelagerte Insel Mull, um Staffa und Iona zu besuchen.

Das felsige Inselchen Staffa birgt die berühmte Fingalshöhle, deren Eingang von mächtigen, bis 1 Meter dicken und 13 Meter hohen, regelmäßig gestalteten, schwarzen Basalt-(Pechstein-) Säulen ausgekleidet ist. Nach der See zu offen, dringt sie etwa 70 Meter weit in die Insel hinein, ihren Boden bildet das mit Donnergetöse hineinbrandende Meer. Das kleine Boot, das uns zum Eingang brachte, konnte der hohen Wellen wegen nicht hinein fahren und setzte uns daneben ab, von wo wir auf einem mit Geländer versehenen Steg über die Felsblöcke und die Kuppen von Basalt hinweg seitlich in

die Höhle hineingehen konnten. Das Wasser im Innern hat eine tiefblaue Farbe, aber wegen der weiten Öffnung der Höhle kommen keine so magischen Beleuchtungseffekte zustande wie in der blauen Grotte zu Capri, bei der man sich in dem kleinen Boot niederbücken muß, um durch die niedrige Öffnung hineinschlüpfen zu können.

Der Touristendampfer fuhr dann weiter nach dem anderen an der Südwestspitze der Insel Mull gelegenen kleinen Eiland Iona. Von dem dortigen Kloster aus entfaltete im 6. Jahrhundert der später heilig gesprochene Stifter des Klosters COLUMBA, ein irischer Mönch, seine Missionstätigkeit unter den Pikten und Skoten. Von dem Kloster stehen noch einige aus späterer Zeit stammende Überreste und eine teilweise restaurierte Kirche. Man zeigt die angebliche Grabstätte des heiligen COLUMBA. Auch schottische Könige sollen hier begraben sein. Von den 360 großen, eigentümlich geformten, einen Kranz tragenden, steinernen Kreuzen romanischen Stils, den Iona crosses, die von alter Zeit her als Wahrzeichen des Christentums auf der Insel standen, ist nur eines erhalten geblieben, die übrigen sind von den puritanischen Bilderstürmern zerstört und ins Meer geworfen worden. Während das Wetter bis dahin unfreundlich war, brach über der friedlichen Landschaft die Sonne durch, und wir hatten eine sehr schöne abendliche Rückfahrt in die Bucht von Oban mit farbenreicher Beleuchtung der Berge und des Meeres.

Am nächsten Morgen fuhren wir auf einem nordwärts nach der Insel Skye laufenden Dampfer nach dem Ziele unserer Reise. Schon von weitem sahen wir den mächtigen Felsrücken des Scuir, der im südlichen Teil der Insel Eigg etwa 400 Meter hoch aufragt. Die ganze Insel ist nur 7 Kilometer lang und 4 Kilometer breit. Auf der Höhe der Insel angelangt, stoppte der Dampfer, und ein uns erwartendes Boot brachte uns an Land, wo der alte freundliche Professor MACPHERSON uns begrüßte und in sein gastliches Haus führte. Es stand 10 Minuten vom Ufer in einer nach der See zu sanft abfallenden Talmulde, umgeben von Gebüsch, aus

dem die kleinen purpurfarbenen Blüten von wild wachsenden Fuchsienbäumchen hervorleuchteten, war einstöckig, hübsch weiß gestrichen, innen mit Holztäfelung versehen und recht behaglich. Es hieß Nead na Feannaig, was, wenn ich nicht irre, Rabenhorst bedeutet. Der Blick aus den Fenstern ging über eine mit niedrigen Fichten und blauem Heidekraut bewachsene Anhöhe hinweg auf das Meer und die jenseits liegende Bergkette des Schottischen Hochlandes, immer wechselnd in Farbe und Beleuchtung, oft aber auch ganz in Wolken gehüllt.

Der Scur ist eine mächtige Felsmasse, die einem ziemlich steil ansteigenden, sich von Osten nach Westen hinziehenden Bergrücken aufgelagert ist. Die aus Basaltsäulen zusammengesetzte Felsmasse hat senkrechte, etwa 130 Meter hohe Seitenflächen, erscheint von Osten gesehen wie ein dicker Turm, von Süden und Norden wie eine lange Mauer, nach Westen fällt sie schräger ab und ist von hier aus zu ersteigen. Geologisch interessant ist, daß sich unter der Felsmasse, wie man an der Westseite sehen kann, eine dünne Schicht von Geröll befindet, welche Stücke von versteinertem Holz von Koniferen enthält. Der Fels ist demnach erstarrte Lavamasse, die bei dem Durchbruch aus dem Erdinnern in ein damals bestehendes waldiges Flußtal hineingelaufen und hier erstarrt ist. Später sind die die Wände des Flußtales bildenden älteren Bergmassen durch Verwitterung ganz zum Verschwinden gebracht, während der harte, glasartige Pechstein der Verwitterung standgehalten hat. Die Form, so zu sagen, ist verschwunden, der sie füllende Guß ist stehen geblieben (vgl. GEIKIE, ARCHIBALD: The scenery of Scotland viewed in connection with its physical geology, pag. 150 ss. London 1887.).

Der Scur ist umgeben von niedrigeren, breiten, sich terrassenförmig erhebenden Berghöhen, die mit frischgrünem Gras und Heidekraut bewachsen sind oder einen moorigen Boden haben. Hier und da sieht man ein kleines Feld mit Hafer oder mit Gerste, die Gerste wird von den Bewohnern zum Brennen von Whisky und zum Backen des sogenannten

shortbread verwendet. Aber der bei weitem größte Teil der Insel ist unkultiviert.

Ähnlich sind die Verhältnisse auf den anderen Inseln und in allen westlichen und nördlichen Teilen des schottischen Festlandes. In der Gegend von Aberdeen rechnet man 43% der Bodenfläche, in Argyleshire 92 und im Norden in Sutherland sogar 94% als Ödland. Der Grund liegt zum Teil in der Bodenbeschaffenheit, zum Teil aber auch in dem Verhalten der reichen Großgrundbesitzer, besonders in früheren Zeiten. Ihnen lag hauptsächlich daran, sich ihre Jagdgründe zu erhalten und sie womöglich noch zu vergrößern, und sie suchten daher die Zahl der Erbpachtstellen zu vermindern und die Auswanderung nach Amerika zu befördern. Auf der Insel Arran, welche dem Duke of Hamilton gehörte, sah man manche verlassene und ganz verfallene frühere Wohnstätten.

Wege sind auf der Insel Eigg kaum vorhanden, das Wandern ist recht ermüdend, da das bis über die Knie hinaufreichende sehr dichte Heidekraut dazu nötigt, die Füße hoch in die Höhe zu heben — die Schotten nennen diese Art zu gehen heatherstep — und das Moor den tief einsinkenden Stiefel festzuhalten sucht.

Die ganze Insel beherbergte damals nur 280 Einwohner, meist leben sie noch fast ganz in dem primitiven Zustande der Naturalwirtschaft, so daß man sich um 1000 Jahre in der Kultur zurückversetzt glauben könnte. Vor MACPHERSONS Haus lag sogar noch eine freilich nicht mehr benutzte Handmühle zum Mahlen des Hafers, aus zwei aufeinanderpassenden scheibenförmigen, dicken, runden Steinen von 30 cm Breite bestehend, wie man sie in gleicher Form in Pompeji findet. Ein kümmerliches kleines Kauflädchen barg einige Manufakturwaren, Nähnadeln, Handwerkszeug und dergleichen, Zigarren waren nicht zu haben. Fast alles, was sie brauchten, machten sich die Bewohner selbst. Der Verkehr mit den größeren Inseln und dem Festlande war sehr erschwert, nicht jeden Tag kam ein Dampfer vorbei, und bei stürmischem Wetter und im Winter war die Insel von der Außenwelt fast ganz abgeschlossen. 3000 bis 4000

Schafe lieferten die Wolle für die Kleidung sowie für die wunderbar feinen schottischen Shawls, die auf den Hebriden von den Männern in den langen Winterabenden gestrickt werden und einen geschätzten Ausfuhrartikel bilden. Die zartesten Gespinnste der Art sollen so fein sein, daß man einen ganzen Shawl durch einen Trauring ziehen kann. Die Hebridenschafe, die zu den gehörnten kurzschwänzigen Rassen gehören, haben eigentümlich gezeichnete schwarze Nasen, bleiben, wie alles Vieh, in dem milden Klima immer im Freien und sind daher scheu und halb verwildert. Der Winter bringt selten Schnee. Zum Färben der Wolle dient eine besondere Art Flechte, die man von den Felsen absucht. Das ebenfalls zahlreiche Rindvieh ist von kleiner Statur, braungrau, das Fell langhaarig und zottig, die Hörner sind lang und spitz, die Tiere sehen wild und gefährlich aus, sind aber ganz gutmütig. Auch die kleinen Pferde, Ponies, über 100 an der Zahl, die die Leute brauchen, um sich den Torf aus den Mooren in Sattelkörben nach ihren Behausungen bringen zu lassen, sind immer draußen auf der Weide und haben ein langhaariges, zottiges Fell.

Die Eingeborenen wohnen in meist nur sehr kleinen, roh gebauten Häuschen, die nur an einer Seite Fenster haben. Die Mauern werden durch große Feldsteine verstärkt, um sie widerstandsfähiger gegen die Sturmwinde zu machen, das Dach wird mit Drähten überspannt, damit das Stroh oder bei besseren Häusern die Schiefer nicht heruntergeweht werden. Da lebt der Crofter mit seiner Familie als Erbpächter in recht ärmlichen Verhältnissen. In neuerer Zeit hat sich das Parlament der Leute angenommen und ihre Lage zu verbessern gesucht.

Die Einwohner sind, wie überhaupt auf den Inseln und in dem gebirgigen Teil von Schottland, Kelten und sprechen gälisch, verstehen aber mit Ausnahme einiger ganz alter Leute auch englisch. Nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch die dunkle Haarfarbe und Eigentümlichkeiten der Tracht und Sitte unterscheiden sie sich scharf von den ganz germanischen Bewohnern der fruchtbaren lowlands, d. h. der

Gegend zwischen Edinburg und Glasgow und weiter südwärts. Hier sind die keltischen Ureinwohner von den angelsächsischen Eroberern vollständig verdrängt, und die Sprache ist hier das broad Scotch, d. h. ein Dialekt des Englischen, der dem Deutschen noch näher steht als das andere Englisch, was sich dadurch erklärt, daß im 11. und 12. Jahrhundert unter Wilhelm dem Eroberer und seinen Nachfolgern das Normannisch-Französische nicht so weit nach Norden vorgedrungen ist. So hat sich z. B. das deutsche ch, das aus dem Englischen ganz verschwunden ist, im Schottischen erhalten, der Bauer in den lowlands sagt nicht: „good night, my daughter“, sondern: „good necht, my dochter“. Ein schottischer Matrose, der mich in Rostock aufsuchte, konnte sich mit den Leuten dort, wenn sie plattdeutsch sprachen, leidlich verständigen.

Wie ihre Stammverwandten, die Irländer, sind die Gälen auf den Hebriden zum großen Teil Katholiken geblieben, auf der Insel Eigg war eine ganz alte verfallene Kapelle, wo sie ihre Toten begruben. Einfache Steine ohne Inschrift bezeichneten die Grabstätten. Die Protestanten gehörten der Presbyterianer oder der Free Church an. Dementsprechend waren für die 280 Einwohner 3 Geistliche tätig, von denen aber nur einer, wenn ich nicht irre, der Prediger der Presbyterianer, auf der Insel wohnte. Die anderen kamen von dem Festlande oder einer der größeren Inseln herüber, bei stürmischem Wetter nicht ohne Lebensgefahr. Gepredigt wurde nacheinander gälisch und englisch.

Sehr reich und mannigfaltig ist das Tierleben auf der Insel und auf dem Meere in der Nähe der Küste. Besonders die Vogelwelt ist so reichlich vertreten wie vielleicht sonst nirgends in Europa. In Schwärmen kreisen Möwen aller Art über dem Wasser und schießen pfeilschnell herab, um einen Fisch zu erschnappen, auf dem Rande der Uferfelsen stehen Kraniche oder Fischreiher in gleichen Abständen unbeweglich wie Schildwachen aufgepflanzt, auf den Wellen Schaukeln wilde Enten, Tauchervögel, schwarz-weiße Austernfischer, große Albatrosse und Kormorane. Letztere haben

wie die Pelikane einen dehnbaren Beutel unter dem Schnabel und würden früher gezähmt und zum Fischfang benutzt, indem man ihnen einen Ring um den Hals legte, der sie am Herunterschlucken der erschnappten, im Beutel angesammelten Fischchen verhinderte. Am besten konnten wir die Seevögel beobachten, wenn wir auf MACPHERSONS Boot am Ufer entlang ruderten. Dann tauchten oft auch mehrere Meter lange Wale mit ihren dicken Rücken aus dem Wasser auf, die dort auf Heringe Jagd machten. Wir wurden gewarnt, nicht mit den Rudern nach ihnen zu schlagen, weil sie, gereizt, unter das Boot schwimmen und es umwerfen könnten.

Auch an anderem niederen Getier war das Meer reich. Kletterte man während der Ebbezeit auf den Felsen am Ufer umher, so fand man überall zwischen den Steinen kleine Tümpel mit von der Flut zurückgelassenem Seewasser, und sah man hinein, so wimmelte es darin von Seesternen, Einsiedlerkrebsen, kleinen Krabben und allerlei Gewürm, und die Wände des kleinen Aquariums waren mit Algen und Seeanemonen in den prächtigsten Farben besetzt.

Ofters gingen wir schon frühmorgens spazieren und warteten dann vor dem Hause auf das Frühstück zusammen mit den Rotkehlchen und Finken, die sich prompt zur richtigen Stunde einfanden und auf die Brosamen lauerten, die ihnen die Hausfrau mit einigen liebevollen Worten Stückchen für Stückchen zuwarf.

In patriarchalischer Weise sorgten Herr und Frau MACPHERSON für die Bewohner der Insel und für ihre Kinder. Im Jahre 1872 war durch Gesetz die allgemeine Schulpflicht bis zum 14. Lebensjahre eingeführt. Lokale School-boards überwachen den Unterricht in den Volksschulen, der unentgeltlich ist. Als Lehrerin funktionierte auf der Insel eine junge Dame Miß SCOT, die auch im Winter in der Einsamkeit dort blieb und ihres Amtes waltete. Als eines Tages der Schulinspektor herüber kam, veranstaltete Frau GEORGIE für die 40—50 Schulkinder ein Schulfest im Freien hinter dem Hause, wobei es sehr lustig herging. Knaben und Mäd-

chen spielten getrennt Sacklaufen, Topf schlagen und Laufspiele, dann gab es Thee, in Ermangelung so vieler Tassen aus leeren Sardinenbüchsen, und Kuchen. Interessant war es, das Wettklettern an einer Fahnenstange zu beobachten. Die Knaben, die zum größten Teil immer barfuß herum liefen, kletterten nicht wie bei uns, sondern so, wie ich es wohl auf Bildern von den Negern gesehen hatte, sie klemmten sich nicht mit den Beinen fest, sondern stemmten sich, die Knie in Streckstellung, mit den Füßen gegen die Stange und umgriffen sie förmlich mit den Zehen; die Greiffähigkeit des Fußes und die isolierte Tätigkeit der großen Zehe, die unseren von früh auf beschuhten Kindern bald ganz verloren geht, war ihnen bis zu gewissem Grade erhalten geblieben.

Am 4. September mußten wir Abschied nehmen. Herr MACPHERSON brachte uns mit einem Boot auf das von Skye kommende Schiff, bald bog dieses um eine Felsecke, und das gastliche Eiland, auf dem wir so schöne Tage verlebt hatten, war unseren Blicken entrückt. Das Wetter hellte sich endlich auf, und wir machten noch einen Abstecher von Oban nach Ballachulish am Loch Leven, von wo wir, oben auf der im Galopp fahrenden highcoach sitzend, die wildromantische Talschlucht von Glencoe besuchten. Hier wurden 1692 die MACDONALDS von verräterischen königlichen Soldaten, die sie gastfreundlich aufgenommen hatten, heimtückisch ermordet. Dann ging es mit der Bahn über die großartige Forthbrücke nach Edinburg, das den Söhnen zeigen zu können mir eine besondere Freude war, und durch England zu einem kurzen Besuch bei Herrn und Frau LEWIS in East Farleigh. In London waren wir nur wenige Stunden, die Heimfahrt ging über Dover—Ostende. —

Nach dieser Abschweifung kehre ich die 30 Jahre rückwärts zu meinem Aufenthalt bei THOMSONS in Glasgow zurück.

Mit dem Wintersemester 1862/63 begannen neben den Unterrichtsstunden mit JOHN auch meine eigenen Studien, die in erster Linie der Anatomie galten. ALLEN THOMSON war ein ausgezeichnete Lehrer. Der klare lebendige Vor-

trag wurde durch Demonstrationen an einer Menge von Wandtafeln ergänzt, die er selbst mit großem Geschick gezeichnet und gemalt hatte. Der Unterricht glich mehr dem Schulunterricht, als sich unsere Studenten gefallen lassen würden. Der regelmäßige Besuch der Collegien wurde kontrolliert, ein Assistent JAMES WILSON unterstützte den Professor durch wöchentliche Repetitionsstunden, mehrere Male im Semester wurden mündliche und schriftliche Examina abgehalten und Zensuren erteilt. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese Einschränkung der akademischen Freiheit, wie sie bei uns besteht, eine durchschnittlich bessere Ausbildung aller Zuhörer erreicht wurde, und daß sie der im allgemeinen etwas niedrigeren Altersstufe und der minderwertigeren allgemeinen Bildung der Medizinstudierenden gut angepaßt war. Ein Abiturientenexamen gab es auf den schottischen Schulen nicht, einzelne Studenten aus gebildeten Familien gingen vor dem Eintritt in die medizinische Fakultät durch die philosophische, die arts classes, deren Lehrgang etwa dem unserer Sekunda und Prima des Gymnasiums entsprach. Die übrigen hatten nur ein kurzes Aufnahmeexamen zu bestehen, das sich im wesentlichen auf etwas Latein und Mathematik, d. h. Rechnen nach der Regel de Tri, erstreckte. Das Griechische fehlte, und in den Collegien wurden Tafeln aufgehängt, auf denen die vorkommenden, aus dem Griechischen abgeleiteten wissenschaftlichen Bezeichnungen erklärt wurden, z. B. in der Botanik: *ἀ* ohne, *πέταλος* Blumenblatt, *apetalous* ohne Blumenblätter. Das Sezieren wurde sehr eifrig betrieben mit sorgfältiger Ausnutzung des spärlich zugemessenen Materials. Ich bekam bald Präparate für die Vorlesungen und die Doktor-examina herzustellen, dann hatte ich auch für das Aufhängen der Wandtafeln für die Vorlesungen zu sorgen und Listen zu führen, kurz meine Stellung war die eines Famulus, wie wir es nennen würden.

Der Lieblingszweig der Anatomie war für THOMSON die Embryologie, eine damals im wesentlichen deutsche Wissenschaft, auf den Arbeiten von RATHKE, v. BAER, REMAK,

REICHERT aufgebaut. Mit KÖLLIKER in Würzburg war THOMSON eng befreundet und beabsichtigte eine englische Übersetzung seiner Entwicklungsgeschichte herauszugeben. Bei der Übersetzung, die durch den nicht sehr durchsichtigen, der Schlichtheit entbehrenden Stil des Buches erschwert war, half ich meist des Abends, wenn der Professor in seinem Lehnstuhl am Kamin von den Anstrengungen des Tagewerkes ausruhte. Die Arbeit ging aber langsam vorwärts und kam schließlich ganz zum Stocken, da er durch mancherlei Geschäfte im Interesse der Universität und durch den Bau seines Landhauses in Skelmorlie zu sehr in Anspruch genommen war.

Im Mikroskopieren übte ich mich unter Anleitung eines jungen Arztes, Dr. REID, der für Professor THOMSON mikroskopische Präparate anfertigte. Er wollte sich gern im Deutschen vervollkommen, und so konnte ich ihm nützlich sein wie er mir. Bei Dr. REID, einem sehr strebsamen, aus kleinen Verhältnissen stammenden Mann, lernte ich das Leben eines nicht durch Vermögensbesitz und vornehme Konnexionen begünstigten praktischen Arztes in Schottland kennen. Er hatte an einer Straßenecke mitten im Proletarierviertel einen kleinen Droguerieladen und dahinter ein consulting-room, seine Privatwohnung lag in einem anderen Teil der Stadt. In dem Schaufenster prangten große Flaschen mit rot und blau gefärbter Flüssigkeit, daneben Zahnbürsten, Bruchbänder, Seifenstücke und dergleichen, im Laden waren die hauptsächlichsten Ingredienzien einer Apotheke in Flaschen und Büchsen an der Wand aufgestellt. Unsere wechselseitigen Studien spielten sich in der sehr engen consulting-room ab. Auf einem Tischchen stand das Mikroskop mit dem zum Anfertigen von Präparaten gehörenden Zubehör, ein Sofa diente zur Lagerung der zur Konsultation kommenden Patienten. Da saßen wir zusammen und lasen Goethes Reineke Fuchs, an dem Dr. REID großen Spaß hatte, oder machten mikroskopische Schnitte, bis wir durch einen Käufer oder Patienten unterbrochen wurden. Während der Konsultation ging ich in den Laden und erfreute mich an dem Anblick

seiner Schätze, die Unterbrechung dauerte aber meist noch etwas länger, weil der Doktor die verordnete Medizin gleich selber zusammengoß. Der Betrieb erinnerte etwas an die mittelalterlichen Quacksalber, aber das lag nur an der bei uns seit lange verpönten Verbindung von ärztlicher Tätigkeit mit dem Apothekergewerbe; Dr. REID war ein durchaus wissenschaftlich gebildeter und kenntnisreicher Arzt mit mannigfachen geistigen Interessen.

Auf Rat des Professor FORBES in St. Andrews, des bekannten Physikers und Gletscherforschers, meldete ich mich auch als Zuhörer bei WILLIAM THOMSON, Professor of natural philosophy, zu deutsch Professor der Physik. Er stammte aus Belfast in Irland und war kein Verwandter von ALLEN THOMSON. Wegen seiner großen Verdienste um die mathematische und experimentelle Physik und ihre praktische Verwertung wurde er später als Präsident der Royal Society in London geadelt, bekam nach einem Nebenflüßchen der Clyde den Titel LORD KELVIN und ist unter diesem Namen als einer der bedeutendsten Physiker des vorigen Jahrhunderts bekannt. Damals 38 Jahre alt, war er schon mit 24 Jahren Professor in Glasgow geworden. Seine Unterrichtsmethode war weniger schulmäßig als die von ALLEN THOMSON, sein Vortrag sehr anregend und von großer Lebhaftigkeit.

Einige Jahre vorher hatte er das erste telegraphische Kabel durch den Atlantischen Ozean von Irland nach Neufundland legen helfen, das aber nach wenigen hinüber-telegraphierten Sätzen versagte und dann zerriß. Es wurde erzählt, daß er selbst von Irland, und sein Diener und Faktotum MACFARLANE von drüben her mit je einer Hälfte des Kabels ausgefahren sei, und daß die Beiden sich nach glücklicher Vereinigung der Kabelhälften in der Mitte des Ozeans gerührt um den Hals gefallen seien. Der mißglückte Versuch hatte viel Geld gekostet, und man wagte es nicht, ihn zu wiederholen. THOMSON glaubte fest an das Gelingen, und nicht selten wurde ein großer Teil der Vorlesungsstunde mit den Erörterungen über die wahrscheinlichen Ursachen des Versagens und mit lebhaften Klagen über den Kleinmut und

die Philisterhaftigkeit der Menschen ausgefüllt. Dann bemerkte der Professor plötzlich, daß big Tom, die alte große Glocke auf dem Turm des College, binnen kurzem den Schluß der Stunde anmelden würde, und rief nun mit lauter Stimme nach dem in einer Ecke des Saales sitzenden MACFARLANE, um mit seiner Hilfe schnell vor Toresschluß noch die vorbereiteten Experimente zeigen zu können. MACFARLANE hielt es mit dem schottischen Sprichwort: Da nought in a hurry but gripping flees (Nie in Eile, nur beim Flöhefangen!), nahm zuerst noch eine Prise Schnupftabak und kam dann langsam und gemächlich heran. Der Gegensatz zwischen dem erregt hinter dem Experimentiertisch sich hin und her bewegendem Professor (er hinkte etwas infolge eines beim Sport erlittenen Beinbruchs) und der unerschütterlichen Ruhe seines Dieners gab ein sehr dramatisches Bild. MACFARLANE war in seiner Art ein Genie wie sein Meister, die Studenten behaupteten wenigstens, der im übrigen ganz einfache ungebildete Mann beteilige sich an ganz komplizierten mathematischen Rechnungen.

Für die Hauptursache des Versagens des Kabels hielt THOMSON den Umstand, daß die verschiedenen Stücke, aus denen es zusammengesetzt war, obgleich scheinbar ganz gleichartig, aus verschiedenen Fabriken stammten und sich wegen kleiner Unterschiede in der Herstellung der Kupferdrähte in physikalischer Beziehung verschieden verhalten könnten. Um darüber Klarheit zu gewinnen, beschloß er, vergleichende Untersuchungen über die Elastizität von Kupferdrähten anzustellen. Er benutzte für diese Versuche den Turm des College, bohrte, ohne viel zu fragen, in die Fußböden der verschiedenen Etagen senkrecht übereinander stehende genügend weite Löcher und ließ durch diese den 42 Fuß langen oben befestigten Draht herunterhängen. An dem unteren Ende des Drahtes wurde ein schwerer horizontal balancierender Eisenstab angebracht. Um ein Maß für die Elastizität zu gewinnen, wurde der Draht nun mit Hilfe des Eisenstabes, der gewissermaßen als Griff diente, um seine Längsachse gedreht, und zwar bis zu einer bestimmten Winkel-

stellung des Eisenstabes, z. B. einem Quadranten, dann wurde der Stab losgelassen, er schnellte zurück und machte nun eine Zeitlang in der Horizontalebene hin und her pendelnde Schwingungen, deren Zeitdauer bestimmt wurde. 100 Schwingungen brauchten etwas mehr oder weniger als 330 Sekunden, jede Schwingung nahm also etwa 3,3 Sekunden in Anspruch. Auch die Länge des Drahtes und seine Dehnung durch das Gewicht des Stabes wurde genau gemessen. Wie die festgestellten Zahlen nachher miteinander verrechnet wurden, ist meinem Gedächtnis leider entschwunden.

Da ich mich nicht nur zur Vorlesung sondern auch für das Laboratorium gemeldet hatte, konnte ich bei dem Herichten des Torsionspendels, wie das Ganze genannt wurde, helfen, wobei es viel Lauferei zu Besorgungen in der Stadt gab, und dann auch bei den Versuchen selbst, bei denen man allerdings von Physik nicht allzu viel lernte.

Um die elektrische Spannung in der Luft zu messen, hatte THOMSON ein besonders empfindliches kleines Elektrometer konstruiert, von dessen messingner Hülse ein mehrere Fuß langer dünner Messingstab in die Luft hinaufragte, an seiner Siptze mit einer Spiritusflamme versehen, die nach THOMSON besonders geeignet war, die atmosphärische Elektrizität aufzufangen. Wenn ein Gewitter drohte, gingen wir Laboranten mit diesen Apparaten auf dem großen Spielplatz hinter dem College, den sogenannten College greens, spazieren und notierten die Ausschläge der Nadel. Es ist mir leider nicht bekannt geworden, ob sich bei diesen Beobachtungen, wie auch bei den Bestimmungen der Elastizität von Kupferdrähten, Resultate von Wert ergeben haben.

Aus dem Kolleg ist mir unter manchem anderen ein hübsches Experiment in Erinnerung geblieben, welches die hemmende Wirkung der Reibung einer in einem hohlen Körper befindlichen Flüssigkeit auf diesen Körper demonstriert, wenn derselbe in rotierende Bewegung versetzt wird. Der unter solchen Bedingungen eintretende Verlust an Energie war besonders von HELMHOLTZ studiert worden. Legt man ein rohes und ein hartgekochtes Ei je auf einen Teller und

versetzt sie mit den Fingern nach Art eines Kreisels in Bewegung, so verhalten sich beide sehr verschieden, das gekochte Ei als fester Körper dreht sich mit großer Geschwindigkeit lange herum, und berührt man es für einen Augenblick mit der Fingerspitze, so steht es sofort ganz still, das rohe Ei dagegen ist nur mit Mühe in eine träge Bewegung zu bringen, berührt man es aber mit der Fingerspitze, so bewegt es sich beim Loslassen wieder etwas weiter, weil die einmal in Bewegung gesetzte Flüssigkeit sich inzwischen weiter bewegt hat und die Schale nun wieder mitnimmt. THOMSON erzählte, daß er in Italien, als der Führer an einer heißen Quelle der Reisegesellschaft zeigen wollte, wie man darin ein Ei kochen könne, mit Hilfe des einfachen Experimentes den Betrug festgestellt und dem entrüsteten Führer ad oculos demonstriert habe, daß das Ei schon vorher im heimischen Kessel gekocht war.

Das rohe Ei verglich THOMSON dann mit der unter der Kruste wahrscheinlich flüssigen Erdkugel und schloß aus dem Experiment, daß, wenn das Innere flüssig sei, dieses einen Einfluß auf die Rotation der Erde haben müsse. Bei Besprechung der Schwerkraft wies er darauf hin, daß bei flüssigem Inneren der Erde auch die verhältnismäßig dünne nachgiebige Erdkruste infolge der Anziehungskraft des Mondes einer Flut und Ebbe unterworfen sein müsse. Niemals verlor sich die Darstellung in bedeutungslosen Einzelheiten, von hoher Warte aus wurde das Walten der Naturgesetze an den kleinen Erscheinungen des täglichen Lebens wie in der Bewegung der Himmelskörper betrachtet, erklärt und möglichst auf mathematische Formeln gebracht.

Und wie die meisten Erfindungen und Entdeckungen mit einfachen Mitteln in einfachen Laboratorien gemacht worden sind, so war es auch hier. Die Arbeitsräume waren von sehr bescheidenen Dimensionen, und ich erinnere mich nicht, daß THOMSON außer seinem getreuen MACFARLANE noch einen Assistenten gehabt hätte. Das Auditorium war ein enger, altmodischer, düsterer Saal mit kleinen Fenstern, der mit seinen vielen an den Wänden und an der Decke ange-

brachten Apparaten (darunter das bekannte THOMSONSche Spiegelgalvanometer), den hin- und hergespannten Drähten und dem großen Kamin mit loderndem Feuer und einem darüberhängenden großen schwarzberußten Kessel an die Werkstatt des Dr. FAUST erinnerte.

Als Lord KELVIN in hohem Alter von seinem Amt in London zurücktrat, wurde bei dem Festessen von dem einen Ende der Tafel um die ganze Erde herum zum anderen Ende des Tisches eine Depesche geschickt, welche dank einer Vorausbenachrichtigung der verschiedenen Stationen schon nach 7 oder 8 Minuten ankam, eine hübsch ausgedachte Ovation, wie sie nur das die Welt mit seinem Kabelnetz umspannende und auch zum großen Teil beherrschende England einem Physiker damals darbieten konnte.

Ein weiteres Kolleg war die Zoologie und vergleichende Anatomie bei HENRY D. ROGERS, Professor of natural history, einem Amerikaner von Geburt, dessen Hauptfach die Geologie war. Am ersten Tage brach er die Vorlesung nach einer halben Stunde ab und sagte, die Herren hätten jetzt genug gehört, um sich ein Urteil über das Kolleg zu bilden, er wolle daher schließen und bitte diejenigen, die das Kolleg hören wollten, das nächste Mal ihr Honorar mitzubringen. Die Zahlung des Honorars geschah in Glasgow immer an den Professor persönlich, da es eine Quästur an der Universität nicht gab. Aber so naiv wie bei Herrn ROGERS spielte sich der Vorgang sonst doch nicht ab. In der nächsten Stunde saß er auf dem Katheder: „Well, Gentlemen, have you brought your fees?“ und einer nach dem anderen trat heran, um ihm seine 3 Pfund und 3 Schillinge (3 guineas) einzuhändigen — alle Vorlesungen waren so teuer —, und als der liebliche Ton der Gold- und Silbermünzen endlich verstummt war, ging es wieder an die Wissenschaft. Die Vorlesung war gut, nur etwas nüchtern.

In schöner Erinnerung ist mir eine dreitägige Exkursion nach der Insel Arran mit seinen geologischen Zuhörern, denen ich mich anschließen konnte. Arran ist eine 32 km lange, halb so breite, geologisch interessante Insel, dem Clyde-Meer-

busen einige Kilometer von der Küste entfernt quer vorge- lagert. Granit, Sandstein, Durchbrüche von Basalt sind die hauptsächlichsten geologischen Bestandteile. Das felsige Innere der Insel ist zum großen Teil un bebaut, der höchste Berg, der Goatfell, erhebt sich bis über 800 Meter, am Meere zieht sich ein schmaler Streifen fruchtbaren Bodens herum, auf dem der wärmende Golfstrom manche sonst nur im warmen Süden überwinternde Pflanzen, wie Lorbeer, Rhododendren und Fuchsien wild im Freien wachsen läßt. Zu meiner Freude konnte ich Arran 25 Jahre später mit meiner Frau zusammen noch einmal besuchen, wir verlebten in einem kleinen Gasthaus im Örtchen Corrie, dicht am Meere gelegen, mehrere glückliche Tage.

Mein väterlicher Freund ALLEN THOMSON gab mir wieder- holt den Rat, ich solle als Ziel meiner Studien die Dozenten- laufbahn, und zwar auf einem rein theoretischen Gebiet, wie Anatomie oder Physiologie in das Auge fassen, und schrieb auch an meine Eltern, er halte mich dazu für besonders be- fähigt. Gegen die praktische Medizin, die sich nie ganz von Humbug freihalten lasse, hatte er eine entschiedene Ab- neigung. Ich brauchte mich ja noch lange nicht für das eine oder das andre zu entscheiden, aber es lag mir daran, schon jetzt einen Einblick in die praktische Medizin und in die Chirurgie zu gewinnen. Ich besuchte zu dem Zweck ge- legentlich die klinischen Vorlesungen in der alten, bald dar- auf durch LISTERs epochemachende Arbeiten berühmt ge- wordenen Infirmary. JOSEPH LISTER, dem ernstesten und stillen Mann, im Quäkerrock mehr wie ein Prediger als wie ein Chirurg aussehend, war ich schon im THOMSONSchen Hause vorgestellt worden, und oft hatte ich ihn, das Ader- laßbecken mit frischem Blut für seine Fäulnisversuche in der Hand, über den Hof des College schreiten sehen. Er stand bei den Studenten trotz seines nicht besonders gewandten durch einen an leichtes Stottern erinnernden Sprachfehler behinderten Vortrags in hohem Ansehen; welche Bedeutung seine Untersuchungen bald gewinnen würden, ahnte wohl noch niemand. Bei LISTER sah ich zum erstenmal einer

Operation zu. Das unheimliche Gefühl, das wohl jeden beschleicht, der zum ersten Male menschliches Blut im Strahle spritzen sieht, war schnell überwunden, und bald hatte die Chirurgie es mir gründlich angetan. Auch bei den übrigen Chirurgen des Hospitals, besonders bei GEORGE BUCHANAN, einem kleinen behenden Mann und sehr geschickten Operateur, sah ich einige Male zu und besuchte einmal auch die innere Klinik bei GAIRDENER, dann wurde mir aber angedeutet, daß ein Hospitieren in Vorlesungen ohne Belegen, wie es in Deutschland gestattet ist, hier nicht üblich sei.

Was meine Kommilitonen anbetrifft, so war das Verhältnis zu ihnen ein durchaus freundliches. Zu einem näheren Verkehr kam es aber nur wenig, da ich an das Haus gebunden war. Etwas nähere Beziehungen knüpften sich an außer mit JAMES WILSON, einem etwas älteren Mediziner, der bisher JONNYS tutor gewesen war, und dem mit mir auf der Anatomie beschäftigten JAMES MACALISTER, einem sehr hübschen leichtlebigen Irländer, der leider früh zugrunde gegangen ist, mit MARCUS BECK, später Chirurg am University Hospital in London, der auch schon lange verstorben ist, und mit HECTOR CAMERON, der Assistent bei LISTER wurde, und den ich nach Jahren als sehr geschätzten Chirurg in Glasgow wiedergesehen habe. Er wurde später Sir HECTOR und ist, wie ich hoffe, noch am Leben.

Die schottischen Studenten wohnen nicht wie in Oxford und Cambridge in Colleges zusammen, sondern jeder für sich in der Stadt. Die zur philosophischen Fakultät gehörenden, meist jüngeren Studenten trugen von alter Zeit her und tragen gewiß auch heute noch wie kleine Talare gestaltete Überwürfe, gowns, sonst fehlt es an allen äußeren Abzeichen. Verbindungen in unserem Sinne giebt es nicht, wohl aber wissenschaftliche Vereine, von denen ich die einige Jahre zuvor gegründete Medical Society kennen lernte. Die Gesellschaft zählte etwa 100 Mitglieder und erfreute sich besonderen Ansehens bei den Professoren, wie es z. B. bei dem jährlichen Festessen am 17. April 1863 zutage trat, an dem die meisten Fakultätsmitglieder teilnahmen. Nachdem

viele andere Toaste auf die Königin, auf Prinz und Prinzessin von Wales, auf die Gesellschaft, auf die Alma mater, auf die Ärzteschaft, auf die Geistlichkeit usw. der dortigen Sitte entsprechend nach beendetem Essen und Abräumen der Tischtücher in einer Tour heruntergeredet waren, mußte auch ich in Erwiderung eines Toastes auf die ausländischen Universitäten das Wort ergreifen. Dann kamen noch die Commercial interests of Glasgow, die University Rifle-Volunteers und endlich in einem launigen Toast die Ladies an die Reihe, obgleich keine Dame anwesend war.

Ich wurde dann bald auch aufgefordert, einen Vortrag in der Gesellschaft zu halten, oder wie es dort heißt, to read a paper, ein Ausdruck, der wörtlich zu nehmen ist, da in der Tat nicht frei gesprochen, sondern der geschriebene Aufsatz vorgelesen wird. Diese Sitte rührt aber nicht etwa von einer allgemeinen Unfähigkeit, frei zu sprechen, her, im Gegenteil wird auf die Ausbildung rhetorischer Fähigkeiten bei der dortigen Jugend viel größerer Wert gelegt als bei uns, und nach Beendigung der trockenen Vorlesung pflegte die Debatte manchen recht gewandten Redner auf den Plan zu rufen. Als Thema meines papers wählte ich ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte, Development of the heart, und konnte mit dem Erfolg zufrieden sein.

Neben der Wissenschaft war der Sport ein wichtiges Bindemittel für die Studierenden untereinander. Die aus England stammenden betrieben das Cricket, ein komplizierteres Ballspiel, zu dem zwei Gruppen von je 11 miteinander eingespielten Personen gehören, die Schotten bevorzugten das damals in Deutschland noch kaum bekannte Fußballspiel und das Hammerwerfen. Des Sonnabends herrschte auf den weiten grasbewachsenen Spielplätzen hinter dem College immer ein sehr buntes munteres Treiben. Als vollständiger Neuling in solchen Künsten habe ich auf eine Teilnahme an den Spielen außer dem Fußball, bei dem man sich weniger leicht kompromittiert, lieber ganz verzichtet.

Ein besonderes Ereignis im Leben der Glasgower Studentenschaft war die Wahl eines Lord Rector im Jahre 1862, und es

war ein glücklicher Zufall, daß die alle 3 Jahre einmal stattfindende Wahl gerade in die Zeit meines Dortseins fiel. Das Rektorat ist ein Ehrenamt, oder eigentlich handelt es sich nur um einen Ehrentitel, der irgendeinem besonders verdienten Manne, meist einem hervorragenden Staatsmann oder hohen Beamten, verliehen wird, und zwar durch freie Wahl der Studenten. Mit Rektoratsgeschäften hat der Lord Rector nichts zu tun, sie werden von dem sogenannten Principal aus dem Kreise der Professoren versehen. Der Lord Rector wird bei der Übernahme des Rektorats vereidigt, aber er verspricht dabei wohl nur, die Interessen der Universität, z. B. im Parlament, nach Möglichkeit zu fördern. Im übrigen ist seine Hauptverpflichtung, vor der versammelten Studentenschaft eine Antrittsrede zu halten. Der Wahl geht eine mehrwöchentliche Wahlagitation voraus, die ein Abbild oder auch eine Karikatur der Agitationen vor den Parlamentswahlen ist.

Die Studentenschaft spaltete sich in zwei große Parteien, die Conservatives und die Liberals, die Konservativen setzten sich blaue, die Liberalen rote Mützen auf. Die Konservativen wollten einen Nationalschotten, und zwar den Lord Justice Clerk JOHN INGLIS gewählt haben, die Liberalen stellten den Premierminister Lord PALMERSTON als Kandidaten auf, den damals einflußreichsten Politiker in Europa neben NAPOLEON III. Jede der Parteien bekam Auditorien für ihre Vorstandssitzungen und Wahlversammlungen zur Verfügung gestellt. Ich schlug mich zu der Partei der Roten, weil es mich natürlich mehr interessierte, den berühmten OLD PAM reden zu hören, als den mir unbekanntem schottischen Justizbeamten. So ging ich auch einmal in eine Wahlversammlung der Liberalen, aber nicht zum zweitenmal. Denn es ging dort recht albern zu. Die Gegenpartei hatte die hinteren Bänke des Auditoriums schon lange vor Eröffnung der Versammlung besetzt, und sobald der Redner sein erstes „Gentlemen“ ausgesprochen hatte, wurde seine Stimme durch einen betäubenden Lärm von Knarren, Pfeifen und Trompeten vollständig übertönt. Zugleich flog dem Redner aus kleinen

Blasröhren ein Hagel von Erbsen und Papierkügelchen in das Gesicht, er kniff die Augen zu, schüttelte sich, sagte wieder „Gentlemen“, wurde wieder durch Lärmen und Beschießen zum Schweigen gebracht, und so ging es einige Zeit weiter, ohne daß es überhaupt zum Reden kam. Dann wurde die Sitzung geschlossen. Mitunter kam es in den Versammlungen auch zu einer kleinen Prügelei. Was sich die Parteien mit gegenseitigem Hohn und Spott zu sagen und vorzuwerfen hatten, das las man auf den roten und blauen Wahlzetteln, die am Tor des College verteilt wurden und an der Mauer prangten. Da hieß es z. B.: Gentlemen, to catalogue Lord Palmerstons claims to the highest honour, it is in our power to bestow, would be an insult to the mind of any one but a Conservative. The eyes which can discover the microscopic virtues of Mr. Inglis could not possibly comprehend the bulk of our Premiers grandness usw.

Die allgemeine Aufregung und Spannung erreichten den Höhepunkt, als sich die Studenten am Wahltage auf den Höfen des College versammelt hatten, die Tore geschlossen wurden, und in der Aula die Wahlhandlung unter Leitung einiger Professoren begann. Für jeden der Wahlkandidaten war ein Waschkorb aufgestellt, in welchen der für ihn stimmende Wähler seine Immatrikulationskarte warf. Nachmittags wurde das Resultat in der Aula vom Principal verkündet, PALMERSTON war gewählt. Tosender Beifall von der einen, Zischen von der anderen Partei, beim Herausgehen hier und da lebhafter Wortwechsel, auch eine kleine Prügel-szene. Dann aber war Frieden und Ruhe vollständig wieder hergestellt, rote und blaue Kappen verschwanden von der Bildfläche.

Lord PALMERSTON erklärte sich in einem verbindlichen Schreiben zur Annahme der ihm zugedachten Ehre bereit und stellte sein Kommen für später in Aussicht. Als Termin wurde der 30. März 1863 festgesetzt. Da die Aula zu klein war, um alle Studenten zu fassen, so wurde die St. John's church als Festraum gewählt. Hier wurde der 77jährige, aber noch jugendlich frische Greis von der dichtgedrängten Menge der Stu-

dierenden, die sich vorher die Zeit des Wartens mit dem Absingen von Nationalliedern verkürzt hatten, begeistert empfangen; die seine Wahl bekämpft hatten, enthielten sich jeder Gegendemonstration. Dann hielt PALMERSTON eine nicht sehr tiefe Gedanken enthaltende, aber recht hübsche und gewandte Rede, in der er uns seinen Dank aussprach und uns unter Hinweis auf die verschiedenen Zweige der Wissenschaften und ihre Bedeutung für Volk und Staat zu fleißigem Studium sowie zu einer vernünftigen Gestaltung unseres Lebens ermahnte. Als Mann des öffentlichen Lebens und als Meister der Rhetorik betonte er besonders auch die Kunst zu reden, deren Pflege leicht vernachlässigt werde. Fast jeder Satz der Ansprache löste begeisterte cheers aus, und der Beifallssturm wollte nicht enden, als PALMERSTON zum Schluß in launiger Weise verkündete, er habe uns bei dem Principal einen kollegienfreien Tag erwirkt nach dem Vorbilde der indischen Göttin SVI, der Schutzheiligen des Lernens, an deren Festtage alle Bücher und Federn beiseite gelegt werden müßten.

In dieselbe Zeit etwa fiel die Vermählung des Prinzen von WALES mit der Prinzessin ALEXANDRA, Tochter CHRISTIANS IX. von Dänemark. Von der Studentenversammlung, die eines Vormittags beratschlagte, in welcher Weise eine Ovation zu Ehren des Hochzeitspaares veranstaltet werden sollte, blieb ich natürlich fern, denn was ging mich der Prince of Wales und was vor allem eine dänische Prinzessin an! Aber groß war mein Erstaunen, als ich nachmittags in das Kolleg kam, und die Kameraden mir mitteilten, ich sei in das Komitee zur Veranstaltung eines Fackelzuges gewählt worden, sie wüßten damit nicht Bescheid, und ich als Deutscher müsse ihnen unbedingt helfen, denn in den deutschen Universitäten seien die Fackelzüge ja allgemein gebräuchlich. Nach einigem Widerstreben erklärte ich mich bereit, mitzutun, und in den ersten Komiteesitzungen wurde es mir klar, daß ich die Leitung im wesentlichen übernehmen mußte, wenn etwas Ordentliches dabei herauskommen sollte, denn die anderen Komiteemitglieder kannten einen Fackelzug

nur vom Hörensagen. Fackeln wurden von der Feuerwehr besorgt, Fahnen angeschafft, einige Rapiere für die Rottenführer gekauft. Zur Ehre des Prinzen sollte jeder Teilnehmer ein kleines versilbertes Abzeichen — ich glaube es war ein Wappen mit Federn auf dem Helm — im Knopfloch des Rockes tragen, der natürlich überhaupt gentlemanlike aussehen sollte. Ich sagte, das Abzeichen würde in dem Qualm kaum jemand bemerken, und der gute Rock würde ruiniert werden, in Deutschland drehte man deshalb den Rock um, das Futter nach außen, es half nichts, die kleinen Embleme wurden bestellt, und mancher wird sich am Tage nach dem Fackelzug über Flecke und Brandlöcher in seinem Rock geärgert haben. Tickets for the torchlight-procession wurden am Tor des College ausboten, und wir bekamen etwa 400 bis 500 Teilnehmer zusammen. Die Polizei war bereit, uns durch einen vorausmarschierenden Trupp Konstabler auf den Straßen Platz zu machen, die Studenten, die oft nächtliche Händel mit den bobbies hatten, fanden, daß dieses gegen ihre Ehre sei, und es war schwierig, sie davon zu überzeugen, daß eine solche Maßregel durchaus nötig sei, zumal die Straßen um das College herum ziemlich eng waren. Der Zug sollte von dem College aus durch einige Hauptstraßen der Stadt und im Bogen nach den schon wiederholt erwähnten College greens zurückgehen, wo die Fackeln zusammengeworfen werden sollten. Zunächst klappte alles sehr gut, und besonders hübsch war der Anblick, als der Zug sich wie eine feurige Schlange auf einer ziemlich steil ansteigenden Straße hinaufbewegte, an einer Stelle war dann das Gedränge der zuschauenden Volksmenge so groß, daß der Kopf des Zuges von dem Hauptteil abgetrennt wurde und mit der Musik an der Spitze allein weiter marschierte. Etwas enttäuschend war der Schluß auf den College-Wiesen. Ich hatte den verschiedenen Führern genau gesagt, wie man sich in großem Kreise aufstellen, ein Lied singen (das Gaudeamus kennt man dort nicht) und dann in langsamem Tempo die Fackeln zusammenwerfen sollte. Aber irgend jemand hatte in der Mitte des großen Platzes, um ein helloderndes Feuer

zu entzünden, eine Tonne mit Pech aufstellen lassen, und, als das Lied eben intoniert war, liefen einige aus dem Kreise nach der Tonne hin und steckten ihre Fackeln hinein, dies war das Signal für alle anderen, es ebenso zu machen, und so gab es zwar eine mächtige Flamme, aber mit dem schönen Bild der in weitem Bogen durch das Dunkel der Nacht fliegenden Feuerbrände war es nichts. Studenten und Publikum waren mit dem ganzen ihnen neuen Schauspiel sehr zufrieden, und noch nach Jahren wurde ich in Glasgow auf die torchlight-procession angeredet. Hätte ich geahnt, daß der Prince of Wales dereinst als König EDUARD VII. in der Einkreisung und dem Sturz Deutschlands ein Hauptziel seiner Regierung sehen würde, hätte ich die Schotten sich ihren Fackelzug allein machen lassen!

Was die Geselligkeit und den Familienverkehr außerhalb des THOMSONSchen Hauses betrifft, so wurde mir mit besonderer Freundlichkeit von BANNATYNES entgegengekommen. ANDREW BANNATYNE, der ältere der beiden Brüder, war ein jetzt in den Sechzigern stehender vielbeschäftigter und wohlhabender Rechtsanwalt, eine durch große Gestalt und durch vornehme Würde imponierende Persönlichkeit. In Milheugh, etwas südlich von Glasgow, hatte er ein stattliches Landhaus inmitten eines Parks mit sorgsam gepflegten Rasenflächen gelegen, wie man sie so frisch grün und dicht wohl nur in ähnlich feuchtem Klima zu sehen bekommt. Hier war ich öfters tageweise zu Gast. Es ging im Hause etwas steif und zeremoniell her, auch bei dem gewöhnlichen Familiendinner gegen Abend erschien man in Frack und weißer Binde, Mrs. BANNATYNE und die Töchter in Gesellschaftstoilette, eine Sitte, von der sich andere Familien, wenn sie sich auf dem Lande befanden, meist zu befreien pflegten. Herr BANNATYNE hatte mancherlei Interessen und beschäftigte sich gern mit Nationalökonomie, so daß die Unterhaltung recht lehrreich sein konnte. Mit besonderer Vorliebe wandte sich das Gespräch aber der Politik zu, besonders wenn die Damen sich der Sitte entsprechend nach beendeter Mahlzeit in das drawingroom zurückgezogen

hatten, und auf dem abgedeckten, blank polierten, großen Mahagonitisch die geschliffene Sherry- und Portweinflasche kreisten.

In der auswärtigen Politik stand die Schleswig-Holsteinische Frage im Vordergrund des Interesses. Da hieß es denn, Preußen beabsichtige in frivolster Weise Dänemark zwei Provinzen zu entreißen und die dänischen Bewohner zwangsweise zu Deutschen zu machen, England sei verpflichtet, wie von jeher, für freedom and liberty einzutreten und dem schwächeren Dänemark zu Hilfe zu kommen. Daß es den Engländern nur darauf ankam, den Kieler Hafen nicht in Preußens Hände kommen zu lassen, das als kräftig aufstrebender Staat ihrem weitschauenden Blick trotz der noch winzig kleinen preußischen Flotte schon damals ein etwas unheimlicher Seenachbar war, das wurde wohlweislich verschwiegen. DUGALD BANNATYNE, ein Neffe von ANDREW, schrieb mir allerdings im Januar 1864 nach meiner Rückkehr nach Deutschland ganz offenherzig: I did my best to instill liberal ideas to you, and go aheadways into you, but I do'nt think I advised you to raise a general European war by seizing Holstein and Schleswig under the pretence of Federal occupation. You Germans must give up the idea of ever having a great naval power and had better not covet sea-ports like Kiel. — Man hört schon das leise Knurren des britischen Löwen.

Der nordamerikanische Sezessionskrieg, in dem England die Südstaaten mit Lieferung von Schiffen zum Durchbrechen der Blockade durch die Flotte der Nordstaaten unterstützte, war das andere Tagesgespräch auf außenpolitischem Gebiet. Als ich im Gespräch mit einer älteren Dame, einer wie die meisten sehr eifrigen Zeitungsleserin und Politikerin, einmal zu bemerken mir erlaubte, mir sei die Stellungnahme Englands nicht ganz verständlich, da es doch immer für freedom and liberty eintrete, und die Südstaaten für die Aufrechterhaltung der Sklaverei kämpften, antwortete die Dame ohne Besinnen: „Nein, die Sache liegt ganz anders; die Südstaaten haben den dringenden Wunsch, sich von den Nord-

staaten loszutrennen und die Union aufzulösen. Wenn die Nordstaaten sie daran hindern wollen, ihren Willen durchzusetzen, so verstößt das gegen das Prinzip der Freiheit, England kann daher nur ihr Gegner sein.“ So war die Katze wieder einmal geschickt auf die Füße gefallen — freedom and liberty for ever! Für die in der Antwort liegende Sophistik hatte die würdige alte Dame sicher keine Empfindung. In Englands Interesse hätte es natürlich gelegen, wenn die Südstaaten gesiegt hätten, und die Vereinigten Staaten dauernd in zwei Hälften gespalten worden wären.

Wo immer eine innerpolitische Frage auftauchte, da wurde sie nach dem Musterbild der englischen Verfassung bemessen und beurteilt, so vor allem der Konflikt zwischen Krone und Abgeordnetenhaus in Preußen. Daß jedes Volk ein Anrecht auf eigenartige allmähliche Weiterentwicklung seiner historisch gewordenen Zustände und Einrichtungen hat, wurde nicht bedacht. Es fielen gelegentlich Äußerungen wie: 32 Fürsten haben die Deutschen und nicht einen wagen sie fortzujagen. Wir waren ihnen überhaupt gute Philosophen und Musiker, aber in allen politischen Dingen und öffentlichen Einrichtungen sehr unpraktische und rückständige Menschen. Unser theoretisch vortreffliches System der allgemeinen Wehrpflicht werde in dem ersten größeren Kriege wie ein Kartenhaus zusammenbrechen, denn in einem Jahre in Friedenszeit könne man nicht einen jungen Menschen zu einem brauchbaren Soldaten machen, Schulzwang und Impfwang seien eine verabscheuungswürdige Tyrannei. Und dabei saßen an den Straßenecken die erblindeten Bettler mit den Pockennarben im Gesicht und suchten durch lautes Vorlesen aus der in Blindenschrift gedruckten Bibel das Mitleid der Vorübergehenden hervorzurufen, während es in Deutschland dank dem Impfwang durch Pocken Erblindete überhaupt kaum gab.

Der jüngere von den beiden Brüdern BANNATYNE, DUGALD, hatte eine ähnliche Besitzung am Ufer der Clyde in Eastbank gegenüber der auf steilem Felsblock stehenden Ruine von Dumbarton Castle. In seinem Hause ging es einfacher zu

und war es mir daher behaglicher als in Milheugh. Mit seinem Sohne DUGALD, der einige Jahre älter war als ich und der mich in so väterlicher Weise mit wohlgemeinten politischen Ratschlägen versah, war ich öfters zusammen. Ein Bruder oder Vetter von ihm war in Indien, und nach dessen Briefen wußte er manches Interessante von dem großen indischen Aufstand zu erzählen.

Die Geselligkeit im Kreise des THOMSONSchen Hauses war weniger lebhaft als bei CONSTABLES in Edinburg, schon weil die große Zahl von Verwandten fehlte. Einmal gab es ein Tänzchen bei THOMSONS selber, und dann einen Ball bei dem Professor der Philosophie LUSHINGTON. Hier passierte mir das Malheur, daß ich über eine Falte des großen leinenen Teppichs, auf dem getanzt wurde, stolperte und mit- samt meiner Freundin GEORGIE der Länge nach hinfiel. Aber mit 18 Jahren ist man flinker, schlagfertiger und redengewandter als mit 79; ich sprang schnell wieder auf und deklamierte aus der Rede des ANTONIUS die auf den tot hinstürzenden CAESAR bezüglichen Worte mit möglichstem Pathos in den Saal: „O what a fall was there, then you and I and all of us fell down“, was allgemeine Heiterkeit hervorrief. Einige größere dinners in Kaufmannskreisen waren herzlich langweilig. Da drehten sich die Gespräche der Herren meist darum, wie viel Tausend dieser „gemacht“ habe, und jener „wert sei“, wie dieser Hund das Jagen verstehe, und ob jenes Rennpferd noch den Schnupfen habe usw.

In der Aula des College gab es eines Abends eine große „Conversazione“. Der Saal war mit Menschen vollgestopft, die, zueinander „How do you do, how are you, are you quite well, I am very glad to see you“ usw. sagend, sich, soweit es bei der Fülle möglich war, umher bewegten. Von Zeit zu Zeit versuchte ein Professor einen Vortrag über Meteorsteine und vorweltliche Tiere zu halten, aber seine Stimme konnte durch das Geschnatter nicht durchdringen. Dabei wurde die Hitze bald unerträglich. Große Photographien aus Rom an den Wänden waren das einzige Hübsche und Interessante an dem Abend. — —

Im Juli 1863 nahte dann der Abschied von dem Lande, in dem ich 15 glückliche und bereichernde Monate verlebt hatte, und an das ich jetzt beim Niederschreiben der Erinnerungen nur mit Schmerz zurückdenken kann. Der Krieg hat die Bande der Freundschaft zerrissen, die unsere Familie fast 100 Jahre lang mit Schottland verbunden und die sich durch unseres jüngsten Sohnes FERDINAND Aufenthalt in Edinburg während des Sommers 1914 wieder fester geknüpft hatten. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, daß es in Zukunft noch einmal wieder heißen wird: *Should auld acquaintance be forgot And never brought to min'?* — — *We'll tak a cup o' kindness yet, for auld lang syne.*

Unser Sohn kam bei Kriegsausbruch mit einem der letzten Schiffe glücklich zurück, meldete sich in Freiburg als Kriegsfreiwilliger und stand bald in Flandern an seinem Geschütz englischen und schottischen Truppen gegenüber. Und von den Feinden ist der Krieg ja dann nicht nur im Felde mit ehrlichen Waffen geführt worden, sondern überall in der Welt in schamlosester Weise mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung. Man wollte uns nicht nur besiegen, sondern auch moralisch vernichten. Die weitblickende englische Politik, die seit den Zeiten der Königin ELISABETH immer dieselbe geblieben ist, die, auch wenn es sich bei den Kriegen zunächst nur um eine Teilnahme an Streitigkeiten der europäischen Festlandsmächte handelte, immer eine imperialistische, auf die Ausdehnung der britischen Herrschaft in allen Weltteilen gerichtete gewesen ist, hat ihr Ziel durch die Erbeutung unserer Kolonien und die Zerstörung unseres überseeischen Handels wiederum erreicht. Ob England freilich diesmal durch die Ausschaltung Deutschlands als politischen Gegengewichts gegen Englands alten Erbfeind Frankreich nicht an Macht für die Dauer mehr eingebüßt als gewonnen hat, wird die Zukunft lehren. BISMARCK an Stelle von LLOYD GEORGE hätte die Versailler Bedingungen sicher anders gestaltet.

Wenn ich mich aber an die ehrlichen, treuen, wahrheitsliebenden und edel denkenden Menschen zurückerinnere, die

ich drüben zu Freunden gehabt habe, und andererseits an die Reden und Taten der politischen Führer in England denke, so kommen mir Worte FRIEDRICHS DES GROSSEN in der Geschichte seiner Zeit in den Sinn: „Ich hoffe, die Nachwelt, für die ich schreibe, wird bei mir den Philosophen vom Fürsten und den Ehrenmann vom Politiker zu scheiden wissen. Ich muß gestehen, wer in das Gewebe der europäischen Politik hineingerissen wird, für den ist es sehr schwer, seinen Charakter lauter und rein zu bewahren. — Was entscheidet über den Erfolg in dem allgemeinen Wettstreit des Ehrgeizes, in dem so viele sich mit den gleichem Waffen zu vernichten und mit den gleichen Listen zu hintergehen suchen? Einzig und allein der weitschauende Scharfblick und die Kunst, seine Pläne mit kluger Voraussicht auf mehr als einem Wege zur Reife zu bringen. Diese Kunst erscheint, das gestehe ich, vielfach als das Gegenteil der Privatmoral. — Man muß hoffen, daß eine noch aufgeklärtere Zeit der Ehrlichkeit den ihr gebührenden Platz einräumen wird.“ — Es kann sein, daß die Herren LLOYDGEORGE, GREY, BALFOUR, CURZON usw. in der Stille ebenso denken; ihre Gedanken so freimütig aussprechen wie der große König werden sie nicht. —

Mit welcher Leichtfertigkeit auch hochangesehene Würdenträger in England gelegentlich mit Tatsachen umspringen, wenn es sich darum handelt, rednerische Effekte zu erzielen, davon erlebte ich später ein Beispiel bei einem Besuch der British medical association in Leeds im August 1889. Der Eröffnung der Sitzung ging ein Gottesdienst in einer der Kirchen der Stadt voraus. Der Bishop of Ripon (einem alten Städtchen in Yorkshire) hob in seiner Predigt eine Stelle aus den Schriften des Enzyklopädisten und Arztes AULUS CORNELIUS CELSUS, eines Zeitgenossen des Kaisers TIBERUS, hervor, in der auf das Mitleid als wichtigste Eigenschaft des Arztes hingewiesen würde, und führte aus, wie das Mitleid das Bindeglied zwischen dem ärztlichen Stande und der Kirche sei. Hoffentlich hat niemand das der Feierlichkeit des Ortes und der Handlung nicht entsprechende Lächeln bemerkt, das ich gewiß nicht habe unterdrücken können.

Denn mir war die Stelle im CELSUS in seinem Buch *de medicina* Cap. VII sehr wohl bekannt. Es heißt da bei der Aufzählung der verschiedenen Eigenschaften, die der Chirurg haben müsse, er solle sein *immisericors ita ne minus secet quam necesse sit*, auf deutsch: ohne Mitleid soll er sein in dem Sinne, daß er nicht weniger schneidet, als notwendig ist, — also gerade das Umgekehrte von dem, was der Redner sich daraus zurechtgelegt hatte. Bei dem Festdiner saß ich dann in der Nähe des Bischofs und hätte ihn gern auf den eigentümlichen *Lapsus memoriae* aufmerksamgemacht, worauf ich aber an der gastlichen Tafel natürlich verzichten mußte. —

Die Heimreise aus Schottland zu Anfang des August 1863 hätte ich gern über London genommen, wohin mich Herr LEWIS wiederholt dringend eingeladen hatte. Aber mein Vater war mit diesem Plan nicht einverstanden und wünschte wohl mit Recht, ich möchte mir einen Besuch der Weltstadt für spätere Jahre aufsparen. Aus Amsterdam kam eine Einladung zu meinem Onkel und Paten KARL BECKER, und es wurde beschlossen, daß ich von Hull aus nach Holland hinüberfahren sollte. Die Bahn nach Hull brachte mich über die Kohlenstadt Newcastle nach dem altehrwürdigen York, der einstigen Hauptstadt von England. Die Stadt ist von einer noch gut erhaltenen festen Ringmauer aus Quadersteinen umgeben und hat in den engen winkligen Straßen hübsche alte Häuser, überragt von den Türmen des großartigen Münsters, eines der schönsten Repräsentanten der englischen Gotik, in den ältesten Teilen noch normannisch. An einem Pfeiler steht die Inschrift: *Ut rosa flos florum sic est domus ista domorum*. Der Hauptturm erhebt sich über der Vierung; der Chor ist, wie in vielen englischen Kathedralen, im Grundriß nicht vieleckig gestaltet, sondern gerade abgeschnitten; die quere Endwand ist durch ein prächtiges, ungewöhnlich großes Fenster durchbrochen, in dem die alten farbigen Scheiben noch ganz erhalten sind. York war unter dem Namen Eburacum ein wichtiger militärischer Stützpunkt der Römerherrschaft in Britannien. Hier wurde 306 n. Chr. Constantin der Große von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen.

Das von Hull nach Amsterdam fahrende Schiff war ein sehr kleiner Dampfer; so wählte ich lieber die stattliche Sea-gull, die nach Rotterdam fuhr. Als in der Höhe des Kanals ein starker Westwind die hier nicht mehr durch Land geschützte See aufwühlte, war ich meiner Wahl sehr froh. Ohnehin mußte ich dem zürnenden Poseidon einige Opfer bringen. —

Mein Onkel KARL BECKER, der jüngste Bruder meiner Mutter, lebte als sehr angesehener Bankier und später als deutscher Konsul in Amsterdam. Er war ein Mann von feinem aristokratischen Wesen mit dem berechtigten Selbstgefühl eines selfmade man und hatte viele Interessen, besonders auf dem Gebiete der Kunst. Sein vornehmes, altholländisches Patrizierhaus in der Heerengracht barg neben modernen Gemälden eine reiche Sammlung von kunstgewerblichen Gegenständen, Elfenbeinschnitzereien und dergleichen, besonders aus der Zeit des romanischen Stils. Im Stalle standen zwei stämmige Rappen, welche mit der Kutsche die steil ansteigenden Brücken über die Grachten in vollem Trabe nahmen. Meine Tante, Frau JULIE BECKER, geb.SCHÖFFER, deren Vater ein Kaffeeimportgeschäft in Amsterdam hatte, war eine selten harmonisch angelegte, ebenso kluge und tatkräftige wie gemütvolle und herzenswarmer Frau. Sie ist, als Tante JULIE in dem ganzen weiteren Familienkreis sehr verehrt, bis zu ihrem vor einigen Jahren erfolgten Tode mir und meiner Frau eine liebe treue Freundin gewesen, ebenso auch ihre Schwester EMMA, die ich damals in Amsterdam als junge anmutige Gattin des Kaufmanns ALEXANDER REHBOCK kennenlernte, und die noch jetzt in Amsterdam als Witwe lebt, während der Hungerblockade und nach dem Kriege die stille Wohltäterin vieler Familien in Deutschland.

Recht unangenehm war es mir, als ich gleich bei der Begegnung mit Onkel und Tante bemerkte, daß mir bei der Unterhaltung öfters englische Worte wie yes und well entschlüpfen, mitunter ganze Redewendungen. In den nächsten Tagen verlor sich diese Erscheinung, ebenso wie die Träume in englischer Sprache, an die sich das Gehirn ge-

wöhnt hatte. Der Onkel KARL nahm mich mit in die Börse und zeigte mir einiges von den Kunstschatzen der Stadt, besonders die „Nachtwache“ von REMBRANDT, der damals noch nicht allgemein so hoch eingeschätzt wurde wie heute. Einige Tage nach mir kam auch mein Vetter ADOLF PANSCH im BECKERSCHEN Hause an. Wir machten zusammen eine Tour nach Rotterdam und hatten dort unsere Freude an dem ausgelassenen Treiben bei der gerade stattfindenden Kirmes, bei dem man sich ganz in die Zeit und das Milieu von OSTADE, TENIERS, VAN STEEN und Genossen zurückversetzt fühlte. Bei einem Besuch in Leyden und Utrecht lernte ich den Zoologen VAN DER HOEVEN und den berühmten Physiologen und Augenarzt DONDERS kennen, an die mir Professor ALLEN THOMSON Empfehlungen mitgegeben hatte. In DONDERS' Hause traf ich seinen Assistenten, den späteren Berliner Physiologen ENGELMANN. Holland ist mir seit der Zeit unter den außerdeutschen Ländern immer besonders lieb und interessant gewesen. Man findet kaum anderswo auf so engem Raum so viel Kunstschatze, Eigentümlichkeiten des Volkscharakters und der Volkssitte, historische Erinnerungen, schöne und eigenartige landschaftliche Bilder und interessante Werke der Technik nebeneinander.

Dann ging es weiter heimwärts, zunächst mit der Bahn nach Emmerich, und von dort mit der Post auf der Fähre über den Rhein nach dem hübsch gelegenen Cleve, wo mir meine Schwester MARIE SCHMIEDER mit ihrem einjährigen DORCHEN auf dem Arm vor dem Hause entgegenkam. Von Cleve aus fuhr ich zunächst nach Oldenburg, wo die gute Tante LENTZ, die älteste Schwester meines Vaters, den weitgeresten Neffen bei Freunden und Bekannten herumführte und am Kaffeetisch so und so vielen alten Dämchen seine Erlebnisse zum besten geben ließ.

Daheim gab es ein frohes Wiedersehen. Einiges fand ich verändert, denn die Familie war inzwischen von der Linienstraße nach der Charlottenstraße Nr. 9, nicht weit vom Enckeplatz, umgezogen, wo in der etwas moderneren Wohnung meiner ein Studentenstübchen wartete.

4. Studienzeit in Berlin. Im Görlitzer Kriegslazarett. Doktorpromotion. Kiel. Potsdam.

Mein Vater war in dem Jahre — zum drittenmal — Rektor magnificus, und ich hatte daher die Freude, von ihm immatrikuliert zu werden. Bei Eröffnung des Wintersemesters am 15. Oktober hielt er in der Aula eine Rede, in der er in Erinnerung an die Zeit vor 50 Jahren der damals im Freiheitskampfe gefallenen Berliner Studierenden und des Professors REIL gedachte, des Forschers auf dem Gebiete der Hirnanatomie, der nach der Schlacht bei Leipzig als Arzt in den Lazaretten tätig war und vom Fleckfieber hingerafft wurde. An uns Studierende richtete er dann folgende Worte:

„Im Namen der Universität heiße ich Sie, teure Kommilitonen, in dieser der Wissenschaft geweihten Wohnung willkommen; um Ihrethalben, nicht um unsertwegen ist diese Hochschule gebaut; in Ihnen liegt die Hoffnung, daß dieselbe ihr Ziel erreiche. Es ist unser Wunsch, daß sich hier all das Schöne erfülle, was in den Jahren Ihrer Jugend angelegt ist.

Es ist der Zug zur Freiheit, der vor allem den der gebundenen Schule entwachsenen Jüngling zieht. Ist es die Ungebundenheit um ihrer selbst willen, jene richtungslose Freiheit, die nur daran ihre Lust hat, daß sie des Zwanges los und ledig ist? Der Zweck geht tiefer. Es ist das der eigentliche Sinn der Freiheit, daß wir uns selbst leiten, selbst beraten, selbst bewachen lernen. ‚Sich selbst beherrschen ist die höchste Herrschaft‘ sagt das alte Wort. Sibi imperare summum imperium. In diesem Sinne nehmen Sie die akademische Freiheit!

Dem Zug zur Freiheit dient auch die Wissenschaft, freilich in einem tieferen Verstande; denn wo Wahrheit ist, da ist Freiheit, die Freiheit vom blinden Vorurteil, vom Irrtum, der uns knechtet. Es ist Freiheit, wenn wir in der Wahrheit zu unserem eigensten bessern Selbst gelangen, wenn sich in der Erkenntnis unsere Vernunft mit der Vernunft der Dinge einigt; indem ihre Macht wächst, wird sie in sich

freier. Die Freiheit in diesem Verstande ist der Preis der ernstesten Beschäftigung mit der Wissenschaft, die Frucht dauernder Arbeit.

Viele von Ihnen, das lehrt die Erfahrung, kommen lebhaften Geistes und meinen, auf der Hochschule die Wahrheit im Sturmschritt zu nehmen. Wenn solche sich getäuscht finden, wenn sie nun an Geduld und Arbeit gewiesen werden, vermissen sie das Geniale und wenden sich von dem ab, was ihnen trivial dünkt. Aber wo die Wissenschaft nicht arbeitet, ist keine Wissenschaft. Die Wurzel aller Erkenntnis ist bitter und nur die Frucht, die in langer Arbeit reift, süß.

Wer in der Wissenschaft lebt, lebt in reiner Luft; nirgends atmen wir eine gesündere. Und wer der Sonnenhöhe der Wissenschaft nachstrebt, läßt von selbst das Gemeine unter seinen Füßen, das Gemeine, das das Gegenteil edler Freiheit ist. Es ist die rechte Freiheit der akademischen Jahre, die Sorge um das Brot, das der Mund künftig esse, von sich zu weisen, eingedenk des Wortes: der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht — und ein solches Wort ewigen Ursprungs will im letzten Ziel jede Wissenschaft, so weit auch ihr Weg noch vom Ziele entfernt sein möge; — denn sie will das Notwendige. Es ist der deutschen Weise eigen, diese theoretische Weihe des Lebens höher zu achten als die Sorge um den praktischen Nutzen; und unser deutsches Leben hat darin vor anderen Völkern, die sonst ihr Haupt stolzer tragen mögen, seine eigentümliche Tiefe. Da ARISTOTELES ein Charakterbild der Jünglinge gibt, sagt er von ihnen: sie wählen lieber das Schöne zu tun als das Nützliche, und der griechische Weise scheint das karge Streben nach dem bloß Nützlichen dem griesgrämlichen Alter aufzubehalten. Die ideale Zeit des Lebens gehört heute Ihnen; suchen Sie für dieselbe auf unserer Hochschule die rechte Speise. —

Als einst KÖNIG PTOLEMÄUS LAGI den Mathematiker EUKLIDES, von dem die Welt die strengste Strenge wissenschaftlicher Methoden gelernt hat, ungeduldig fragte, ob es denn keinen leichteren und kürzern Weg zur Geometrie gebe,

als den EUKLIDES zeige, antwortete dieser: ‚Es gibt zur Geometrie keine Königsstraße.‘ Das gilt noch heute von aller Wissenschaft; zu ihrer Höhe gibt es keine Eisenbahn. Das kannst du aus der Geschichte der klassischen Geister lernen. Du mußt selbst gehen, dich selbst durcharbeiten. Wer es dir anders sagt, der berückt dich. Aber wir verschmähen den Führer nicht, der schon den Weg gegangen und wieder gegangen — und zu treuen Führern bieten wir uns Ihnen an. —

Der alte HIPPOKRATES beginnt seine Aphorismen der Medizin mit den kurzen Sätzen, welche den Aphorismen jeder Disziplin vorausgehen sollten: das Leben ist kurz, die Wissenschaft lang, die Gelegenheit flüchtig. Dies Wort ist im Anfang der Wissenschaft gesprochen, wo noch eine Kraft hoffen durfte, der langen Wissenschaft gewachsen zu sein. Seine Wahrheit nimmt zu mit dem zunehmenden Stoff der Erfahrung, mit den zunehmenden Erzeugnissen des erfindenden Menschengeistes. Es ist zwar ein vorzüglicher Vorteil der Vorlesungen auf den Universitäten, daß sie in gemessener Zeit die Wissenschaften, welche in ihrem Wachstum unübersichtbar werden, übersichtlich machen und das kaum zu Bewältigende bewältigen lehren; denn es ist die Kunst des erfahrenen Lehrers, die Hauptsätze herauszustreichen, aus welchen die Nebensätze von selbst fließen, die Pfeiler zu gründen, auf welchen jeder das übrige selbst baue, die Hauptgedanken zu erschließen und dadurch die Schlüssel des übrigen dem Lernenden auszuhändigen. Aber keine Kunst der Methode, kein Überblick von der Höhe her, kein Takt der Auswahl, keine Betrachtungsweise der Art, daß sie statt der massenhaften Menge die das Allgemeine repräsentierenden Typen darstellt, kein solcher Richtweg vermag die Mahnung überflüssig zu machen oder in der Bedeutung zu schwächen: Die Wissenschaft ist lang und das Leben kurz. Es ist nötig, die flüchtige Gelegenheit zu fassen. Vergessen wir es nicht beim Beginn des Semesters; denn zu spät klagen wir am frühen Schluß.

Gehen wir denn an unsere Arbeit — mit Gott!“ —

Zu ganz ungestörtem wissenschaftlichen Arbeiten war das Semester aber nicht besonders geeignet.

Am 15. November 1863 starb FRIEDRICH VII. von Dänemark, und mit seinem Tode erlosch die königliche Linie des Hauses Oldenburg (Holstein-Glücksburg). Die schon so lange umstrittene schleswig-holsteinische Frage mußte nach Lage der Dinge jetzt der Entscheidung zugeführt werden. Ob der Bundestag in Frankfurt und die preußische Regierung energische Schritte gegen Dänemark unternehmen würden, war zweifelhaft. Das ganze Volk und besonders die akademische Jugend wurde von einer stürmischen patriotischen Bewegung ergriffen. Die Studentenschaft berief eine allgemeine Versammlung in das Auditorium Nr. 6, das größte der Universität. Der Raum konnte aber lange nicht alle Erschienenen fassen. Wir zogen daher, von überwachen den Polizisten begleitet, in den großen Saal einer Brauerei. Vorher aber erklang in dem Auditorium und den Gängen der Universität aus vielen Hunderten von jugendlichen Kehlen das altbekannte Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen, deutscher Sitte stolze Wacht usw.“, und, damit KÖNIG WILHELM in seinem gegenüberliegenden Palais den mächtigen Gesang hören sollte, wurden alle Fenster nach den Linden weit geöffnet. Nach mehreren begeisterten Reden wurde dann beschlossen, ein studentisches Freikorps zur Unterstützung der Schleswig-Holsteiner zu errichten.

Mein Vater, selbst Holsteiner, hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden, daß ich mich, wie auch mein Vetter ADOLF PANSCH, an den Exerzierübungen beteiligte, sagte aber, in der preußischen Armee, die gewiß, wenn es an der Zeit sei, eingreifen werde, würde er mich gern mit ausmarschieren sehen, von einem Freikorps sei nicht viel zu erwarten, leicht werde es zum Kanonenfutter, wie das Studentenkorps im Gefecht bei Bau 1848. Wir hielten unsere Übungen in einer im Rohbau eben fertig gewordenen großen Turnhalle in der Prinzenstraße ab. Bei dem bald einsetzenden Winter wehte durch die noch scheibenlosen Fenster ein recht empfindlicher Zugwind, so daß wir wenigstens im soldatischen Ertragen von Frost und Kälte gute Übung bekamen. Aber es wurde unter der Leitung eines Kommilitonen, der schon

gedient und es zum Unteroffizier gebracht hatte, auch sehr eifrig exerziert. Rechts stand als Flügelmann mein Freund WILHELM VALENTINER, der hochaufgeschossene spätere Professor der Astronomie in Heidelberg. Seine gut sichtbare Nasenspitze diente als Visierpunkt zum Ausrichten der Front. Dann wurde sektionsweise rechts und links aus- und eingeschwenkt und marschiert, das Gewehr geschultert und präsentiert wie auf dem Potsdamer Exerzierplatz. Die Gewehre waren aber sehr friedliche Instrumente, da den Schäften einem Polizeiverbot zufolge die Läufe fehlten. Sehr lustig ging es bei sonntäglichen Felddienstübungen in der Jungfernheide zu mit Marschübungen, Patrouillen, Trompetensignalen und allem, was sonst dazu gehört. Zum Schluß wurde in Moabit oder Charlottenburg ein Faß Bier aufgelegt und kommersiert. Obgleich wir mit allem Ernst bei der Sache waren, war es doch wohl gut, daß KÖNIG WILHELM, BISMARCK und MOLTKE die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage nicht uns überließen. Durch den Einmarsch der preußischen Truppen wurde unser Freikorps überflüssig und löste sich bald wieder auf. Am 18. April 1864 wurde zum ersten Male wieder nach langer Zeit auf dem Lustgarten Viktoria geschossen, die Düppeler Schanzen waren erstürmt.

Auch in der inneren Politik gingen die Wogen hoch. In dem Streit zwischen Krone und Volksvertretung stand ich mit dem größeren Teil der Studentenschaft auf Seite des Abgeordnetenhauses. Mein Vater hielt große Stücke auf den damals bei der Bevölkerung noch wenig beliebten und vielfach ganz verkannten KÖNIG WILHELM; er hatte ihn bei Akademiesitzungen und anderen Gelegenheiten persönlich kennengelernt und hatte zu seiner soldatischen Geradheit und seiner schlichten Persönlichkeit das größte Zutrauen. Ohne zu verkennen, daß das formale Recht auf seiten der Abgeordneten war, mißbilligte er die Opposition gegen die vom König und ROON eingeführte Armeeorganisation. Wenn ich mich zu Hause mit jugendlichem Besserwissen zu lebhaft über BISMARCK und den König äußerte, gab es wohl etwas

erregte Auseinandersetzungen, ohne daß aber der Familienfrieden gestört worden wäre.

In eine feste studentische Verbindung bin ich nicht eingetreten. Gewiß ist das treue kameradschaftliche Zusammenleben in der Verbindung etwas sehr Schönes und hat seine erzieherische Bedeutung; aber für das sich Einschwören in eine Genossenschaft mit ihren sogenannten Prinzipien für das ganze Leben, für das spätere Sichduzen mit viel jüngeren Leuten, mit denen man doch kaum etwas gemeinsam hat als die Farben der Verbindung, für den in den Korps steckenden einengenden Kastengeist habe ich mich nicht begeistern können.

Auch von dem akademischen naturwissenschaftlichen Verein, zu dessen Stiftern ich gehörte, habe ich mich später, als er sich Farben zulegte und den Paukkomment einführte, zurückgezogen. Er war im Lauf der Jahre zu einer fast ausschließlich israelitischen Verbindung geworden. Der naturwissenschaftliche Verein stand in freundschaftlicher Beziehung zu dem mathematischen Verein. Wir veranstalteten zusammen eine Festfeier am 300jährigen Geburtstag GALILEIS, die sehr hübsch verlief.

Die Erinnerung an manchen vergnügten Abend verdanke ich der akademischen Liedertafel, an deren Leistungen ich mich aber — zur Beruhigung meiner musikalischen Kinder will ich es gleich sagen — nur mit schluckender, nicht mit tönender Kehle beteiligt habe. Als Gast eingeführt wurde ich durch meinen Vetter ADOLF TRENDELENBURG, der mit ebenso großem Eifer wie Kunstverständnis und Erfolg als Dirigent den Taktstock führte und mit seiner vollen Tenorstimme auch uns von den Musen vernachlässigten Mitläufern sehr imponiert hat. Er war, während ich in Schottland weilte, aus Bromberg, wo sein Vater gelebt hatte, in Berlin eingetroffen und hatte sich bei meinem Vater als Neffe vorgestellt. Unsere Großväter waren Brüder gewesen; die Familien hatten infolge der örtlichen Trennung aber später keine Fühlung zueinander gehabt. Mein Vetter war damals noch zweifelhaft, ob er sich ganz der Musik und der Oper zuwenden oder Philologie studieren solle. Der Einfluß meines Vaters

war mitbestimmend, daß er für die Wissenschaft gewonnen wurde. Er ging nach Bonn zu OTTO JAHN und widmete sich ganz dem Studium der Philologie und Archäologie. Sein vielseitiges Interesse an Kunst, Literatur und allen Seiten geistigen Lebens hat er sich bis in sein hohes Alter bewahrt. Zahlreiche Schüler des Berliner Friedrichs-Gymnasiums blicken dankbar auf die Stunden zurück, in denen er sie in die Schönheiten des klassischen Altertums einführte, eine Zuhörerschaft aus weiten Kreisen lauscht noch heute seinen öffentlichen wissenschaftlichen Vorträgen, und vor kurzem hat er uns Deutschen in seinem Kommentar zum Faust ein bleibendes wertvolles Geschenk gemacht.

Ich hörte in meinem ersten Berliner Semester außer einer Vorlesung bei meinem Vater, von der ich leider nicht so viel profitierte, wie es sich für den Sohn eines Philosophen gehört hätte, Anatomie und Sezierübungen bei REICHERT, Anatomie der Sinnesorgane bei LIEBERKÜHN, Experimental- (anorganische) Chemie bei HEINRICH ROSE, Geschichte der Medizin bei HIRSCH, außerdem ein Publikum über Meteorologie bei DOVE.

Von diesen Männern schätzten wir als Persönlichkeit besonders HEINRICH ROSE. Er war ein schlichter Mann von vornehmer unabhängiger Gesinnung, der ganz seiner Wissenschaft und dem Beruf als Lehrer lebte. Er wohnte in der Cantianstraße etwa da, wo jetzt die Nationalgalerie steht. In demselben Hause befand sich das Auditorium. Die Vorlesung fand früh morgens statt. Der Professor erschien dazu in einem alten Schlafrock, hatte sich vorher eilig rasiert und dabei nicht selten geschnitten. Dann vervollständigte ein zum Schutz gegen herabtropfendes Blut um den Hals gebundenes Taschentuch die Toilette. Auch der Vortrag war etwas formlos und leicht überhastet, wie auch die Experimente, so daß er wohl von einem schönen roten Niederschlag sprach, wenn das hoch emporgehobene und kräftig geschüttelte Reagenzgläschen eine grasgrüne Farbe zeigte. Große Heiterkeit rief es hervor, wenn er, auf sein recht voluminöses Riechorgan zeigend, als das feinste Reagens des Chemikers die Nase rühmte. Bei Hofe sollte ROSE einmal ohne seine Orden er-

schiene sein, und als ihn jemand fragte, warum er denn seine Auszeichnungen nicht angelegt habe, habe er erwidert: „Weil das hier die einzige Weise ist, wie ich mich auszeichnen kann.“ Zu unserem Schmerz mußten wir den verehrten Lehrer noch während des Wintersemesters zu Grabe geleiten. Er starb, 69 Jahre alt, an einer Lungenentzündung. Vor seinem Tode hatte er bestimmt, daß seinen Zuhörern das Kollegengeld zurückgegeben werden sollte, obgleich das Semester zum größten Teil schon vorüber war.

REICHERT, der um die Entwicklungsgeschichte, besonders des Gehirns, sehr verdiente Anatom, hatte die nicht sehr ansprechende Gewohnheit, wissenschaftliche Streitigkeiten mit Fachgenossen in persönlich zugespitzter Form in seine Vorlesungen hineinzubringen. MAX SCHULTZE in Bonn kam dabei besonders schlecht weg, und VIRCHOW nannte er gelegentlich den Wirrkopf. Mit den Zuhörern pflegte REICHERT eine patriarchalische, joviale Freundschaft; die winterlichen Tanzgesellschaften in seinem Hause mit den hübschen Töchtern waren sehr beliebt. Wir feierten unsererseits seinen Geburtstag mit einem Medizinerkommers, wo es dann die Kandidaten bevorstehender Examina an schmeichelhaften Worten nicht fehlen ließen.

Sehr verschieden von ihm war LIEBERKÜHN, ein Nachkomme des Berliner Anatomen und Arztes im 18. Jahrhundert, dessen Name in den LIEBERKÜHNschen Drüsen am Darm fortlebt, ein alter Junggeselle, der echt deutsche Typus eines Naturforschers der alten Zeit, nüchtern, zuverlässig, wortkarg, nur für feststehende Tatsachen zu haben.

Kurze Zeit arbeitete ich in dem anatomischen Laboratorium in dem Universitätsgebäude. Ich gab es aber auf, als ich sah, daß ich durch die Aufgabe, die REICHERT mir stellte, und die er in der Richtung seiner vorgefaßten Meinung gelöst sehen wollte, in eine Polemik mit MAX SCHULTZE über die sogenannten Stachel- und Riffzellen hineingezogen werden sollte, und die Ansicht meines Lehrers durch das, was ich unter dem Mikroskop sah, nicht bestätigt fand. MAX SCHULTZE hat dann auch recht behalten.

Das alte anatomische Theater und die Seziersäle befanden sich in der Neuen Friedrichstraße neben der Garnisonkirche. Hier wurde fleißig gearbeitet. Einige Zeit war mein Nebenmann am Seziertisch der spätere Gründer des Zoologischen Instituts in Neapel DOHRN. Andere Studiengenossen waren OBERMEIER, der Entdecker der Recurrensspirillen, der später als ganz junger Arzt bei Untersuchungen über das Contagium der Cholera ein Opfer seines Forschertriebes wurde, KULP, später Arzt in Alexandrien, MAX LEHNERT, der talentvolle und liebenswürdige Sohn des Universitätsrichters, der als junger Assistent der Marburger Klinik am Typhus starb, der spätere Neurologe BERNHARDT, der pathologische Anatom WEIGERT, der Anthropologe BARTELS, AUFRECHT, langjähriger Direktor der medizinischen Abteilung des Magdeburger Krankenhauses, der Berliner Ophthalmologe HIRSCHBERG und der dirigierende Arzt am Krankenhaus in Schönebeck PFEIL-SCHNEIDER.

Die Geschichte der Medizin hätte ich mir natürlich für spätere Semester aufsparen sollen, da man die Geschichte einer Wissenschaft erst verstehen kann, wenn man in der Wissenschaft selbst zu Hause ist. Der treffliche gelehrte AUGUST HIRSCH, vor kurzem aus Elbing, wo er als praktischer Arzt gelebt hatte, nach Berlin berufen, las vor einigen wenigen Zuhörern. Den meisten Medizinern geht ja leider jeder historische Sinn ab, nicht nur während des Studiums, sondern auch später. Gewiß sind die Abstände zwischen dem Modernen und dem Alten bei der Medizin größer als bei den sogenannten Geisteswissenschaften und wachsen mit jeder neuen Forschungsmethode. Das Alte an und für sich hat nicht mehr denselben bleibenden Wert wie z. B. die Philosophie der Griechen, aber auch in der Medizin steht das Heute immer auf dem Boden des Gestern, und der allmählichen Entwicklung nachzugehen, ist von hohem Interesse. Auch ist in der ärztlichen Praxis, besonders in der Chirurgie und Geburtshilfe, manches viel älter, als der Unkundige sich träumen läßt. Könnten wir einmal einige Tage in der Poliklinik eines Asklepiostempels hospitieren, so würden wir über die Ähnlichkeit des Betriebes mit dem Betriebe in unseren Krankenhäusern,

besonders wie er vor der Einführung der Narkose und der Antisepsis aussah, erstaunt sein. Käme da aus dem Tempel eine Frau mit ihrem weinenden Kindchen auf dem Arme, dem der Priesterarzt das Klumpfüßchen, wie ein „Wachsbildner“ arbeitend, zurechtgebogen und mit Heftpflasterstreifen, Flanellbinden, steifer Ledersohle und Bindenzügel an der Kleinzehenseite in der korrigierten Stellung fixiert hätte, so könnten wir es dem Verband kaum ansehen, daß er nicht von der Hand eines unserer zeitgenössischen Chirurgen oder Orthopäden angelegt wäre, die sich vielleicht für die Erfinder des Verfahrens halten. Und träten wir in ein römisches Valetudinarium, in dem gerade ein Schüler des AULUS CORNELIUS CELSUS dabei wäre, einen Kranken von seinen Grützbeuteln am Kopf zu befreien, so würden wir sehen, daß die kleine Operation von den Römern schon genau so gemacht wurde, wie wir es gelernt und es unsern Studenten gelehrt haben: Schnitt bis auf die weiße gespannte Wand der Zyste und gründliches Herunterschieben der getrennten Bedeckung nach beiden Seiten mit dem Skalpelli, worauf die Geschwulst fast von selbst herauspringt (A. C. CELSUS VII, 6). Mir sind HIPPOKRATES und CELSUS, AMBROISE PARÉ, FELIX WÜRTZ, JOHN HUNTER, der Göttinger RICHTER, DIEFFENBACH und wie die alten Meister der Chirurgie alle heißen, immer liebe Freunde gewesen.

In den nächsten beiden Semestern wurde das Interesse besonders durch die Physiologie bei DU BOIS-REYMOND gefesselt. DU BOIS' Vortrag war seiner romanischen Herkunft entsprechend (er stammte aus der französischen Schweiz) etwas theatralisch und nicht ganz ohne Berechnung auf rednerische Wirkung, besonders in dem sehr besuchten und viel besprochenen Publikum über allgemeine naturwissenschaftliche Fragen, aber von tadelloser Klarheit und vollendet in der Form. Sein die Theologen wieder beruhigendes Schlagwort Ignoramus ignorabimus ist allbekannt. 1870 am Tage nach der französischen Kriegserklärung begann er, wie erzählt wurde, seine Vorlesung mit den kurzen Worten: „Meine Herren, entschuldigen Sie meinen französischen Namen!“

Von treffenden Vergleichen, mit denen er physiologische Vorgänge anschaulich zu machen wußte, ist mir in Erinnerung geblieben, wie er den Kreislauf des Blutes und die Fortbewegung der einzelnen Blutkörperchen vom Herzen aus durch die Aorta und die kleineren Arterien in die Kapillaren und durch die Venen wieder zum Herzen zurück mit den Touristen verglich, welche mit dem Schnellzug von der Hauptstadt in die Schweiz, dann, sich zerstreud, auf den langsameren Postwagen in die Berge fahren, auf einer Station aussteigen, um auf schmalen Pfaden zu Fuß zu wandern, und endlich, wieder gesammelt, in umgekehrter Reihenfolge der Geschwindigkeiten nach der Hauptstadt zurückkehren. Im Verkehr mit den Studierenden war DU BOIS von vornehmer und kühler Zurückhaltung. Als Sohn meines Vaters wurde ich einige Male in sein gastliches Haus eingeladen.

DU BOIS und REICHERT waren Schüler und Nachfolger des größeren Meisters JOHANNES MÜLLER, der schon 1858 verstorben war. Diesen, den ersten etwas melancholischen Mann von selten umfassendem Geist, sah ich als Knabe im elterlichen Hause.

Zu den Lehrern, die sich freundlich meiner annahmen, gehörte dann besonders noch der bekannte Botaniker und Naturforscher ALEXANDER BRAUN, der liebenswürdige, gemütvollte „Kräutermann“, wie er sich in einer hübschen kleinen Tischrede bei der Hochzeit meiner Schwester MARIE nannte. An seinen botanischen Exkursionen hatte ich schon als Primaner einige Male teilnehmen dürfen und bei diesen Gelegenheiten meinen etwas älteren späteren Freund HEINRICH QUINCKE kennengelernt. — Sehr anregend war die Vorlesung des Physikers MAGNUS über Technologie. —

Für die Herbstferien 1864 spendete mir mein Vater die Mittel zu einer Reise in die Schweiz. Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, sollte ich mich in Genf im Gebrauch der französischen Sprache üben. So fuhr ich über Darmstadt, wo ich bei meinem Onkel THEODOR BECKER, und über Basel, wo ich bei FRIEDRICH BECKER sehr freundliche Aufnahme fand, nach Genf. Beide Onkel waren Lehrer an

höheren Schulen. Ich fand eine billige Unterkunft in einer Pension Krähenbühl an der Brücke Pont des Bergues. Der Name der Pension wurde französisch ausgesprochen, die mittlere Silbe ganz wie das französische en; so hoffte ich dort Gelegenheit zum Französischsprechen zu finden. Es waren dazu aber zu viele Deutschschweizer in der Pension, und ich blieb daher nur eine Woche und suchte mir eine andere Pension.

Als ich in einem einladend aussehenden Hause, durch ein Schild an der Haustür aufmerksam gemacht, die Treppe hinaufgestiegen war und an der Pensionswohnung klingelte, öffnete mir eine ältliche Dame, und wir wurden schnell handelseinig, da der Preis des Zimmers und der Verpflegung nicht zu hoch war, und sie mir auf meine Frage, ob auch keine Deutschen bei Tisch seien, da ich nur französisch zu sprechen wünsche, antwortete: „Des Allemands? Non! pas du tout, du tout, du tout!“ Ich holte also erfreut meinen Koffer. Als ich aber zum Mittagessen ging, fiel mir schon im Nebenraum des Speisezimmers die unheimliche Stille auf, und als ich eintrat, standen nur drei Gedecke da, eines für die Dame, eines für ihre schielende, wenig hübsche Tochter und eines für mich. Natürlich konnte ich nicht behaupten, daß die Mietsbedingungen nicht eingehalten seien, denn Deutsche waren nicht da, pas du tout, du tout, du tout, aber die Aussicht, mich wochenlang ausschließlich mit den beiden Dämchen unterhalten zu sollen, war so niederdrückend, daß ich schon bei der Suppe darüber nachdachte, wie ich aus diesem Gefängnis wieder herauskommen könnte. Es paßte gut, daß gerade ein Brief von meinem Freund ALFRED DOVE eingetroffen war, der mir meldete, daß er in den nächsten Tagen in Lausanne sein werde und von da nach Sitten im Rhonetal weiterreisen wolle. Ich benutzte den Vorwand, zahlte 20 Fr. Lösegeld und verabschiedete mich, um mit DOVE zusammenzutreffen und eine Tour vom Rhonetal hinüber nach Chamounix anzuschließen.

Wir hatten ein paar hübsche Tage zusammen in Sitten, Leukerbad und Leuk, von wo ich meinen Freund allein über die Gemmi weiterwandern ließ, da ich das französische

Sprachgebiet nicht verlassen wollte. Von Martigny im Rhonetal aus trat ich dann die Wanderung über den Col de Balme nach Chamounix an. Unvergeßlich ist mir der Blick auf den gewaltigen Montblanc mit dem Mer de glace, der sich plötzlich frei auftut, wenn man die Höhe des Col de Balme erreicht hat. Auf der Fahrt durch die Schweiz hatte es meist geregnet, auch in Genf war der Himmel bedeckt gewesen, bei der Wanderung im Rhonetal geht man zwischen hohen Bergwänden, die die Aussicht versperren, so hatte ich von den Schweizer Schneebergen noch nichts gesehen. Nun stand der größte der von ewigem Schnee bedeckten Bergriesen, von der Sonne beschienen, plötzlich in blendender Schöne vor meinen Augen. Ich streckte mich in das Gras und konnte mich lange nicht satt sehen. Dann ging es hinunter in das Tal an der Arve entlang nach Chamounix, von wo ich am nächsten Tage nach Montanvert hinaufstieg und mit einem Führer meine erste kleine Gletscherwanderung über das Mer de glace machte. Rückwärts schlug ich den Weg in das Rhonetal über la Flégère und Vernayaz ein und ging von da nach Sion (Sitten).

Mein Darmstädter Onkel hatte mir für dort eine Empfehlung an Madame MUSTON mitgegeben, bei der er früher einmal gewohnt hatte. Die über 70 Jahre alte, aber noch sehr rüstige Dame hatte eine kleine sehr gut gehaltene Pension und war in der Gegend bekannt wegen ihrer ausgezeichneten Weine. Ein alter, steifbeiniger Schimmel zog sie in einem Wägelchen früh morgens nach ihrem etwas entfernt gelegenen Weinberg hinauf. Da saß sie dann bis zur Mittagszeit unter einem riesenhaften Sonnenschirm und las sorgfältig die Trauben aus für ihre „Auslese“. Wie damals die meisten älteren französischen Damen schnupfte sie. Der Aufforderung, sie auf dem Weinberg zu besuchen, kam ich an einem ungewöhnlich heißen Tage nach; in Schweiß gebadet kam ich oben an und bekam zur Erfrischung eine Muskateller Traube. Dann sagte sie, ich würde ihr gewiß einen Gefallen tun, sie habe ihre Schnupftabaksdose vergessen, ich möchte sie ihr holen. So mußte ich den Weg durch die Sonnenglut noch einmal hin und her zurücklegen. Aber nun hatte ich ganz das Herz der

originellen alten Dame gewonnen. Sie nahm mich im Hause zum Dank in den Keller mit und ließ mich von den auserlesensten Sorten kosten, zeigte mir auch in ihrem Sekretär die Geheimschublade, in der sie die schriftliche Anweisung für die Behandlung der Weine für irgendeinen Neffen, der sie beerben sollte, niedergelegt hatte.

Nach 8—10 Tagen kehrte ich nach Genf zurück und fand nun eine ganz geeignete Unterkunft bei einer Dame in der Vorstadt Pré l'Evêque. Für volle Pension mit ausreichendem, einfachen, aber guten Essen und einem Viertelliterfläschchen trinkbaren Weins zahlte ich $3\frac{1}{2}$ Fr. den Tag, bei Madame MUSTON waren es 5 gewesen. So billig konnte man damals reisen, wenn man die großen Hotels vermied. Die zwei Tage in Chamounix hatten allerdings ein großes Loch in meine nicht übermäßig reich bemessene Kasse gerissen. Es war gut, daß ich später auf der Vettertstraße zurückreiste und auf den Stationen Basel und Darmstadt Kredit hatte. In der Pension, in der ich bis Ende Oktober blieb, war eine recht nette harmlose internationale Gesellschaft beisammen, deren Verkehrssprache das Französische war. Ein französischer Student Monsieur SUZINCOURT, ein etwas arroganter Renommist von im übrigen ganz liebenswürdigen Formen, der viel von dem berechtigten Anspruch der Franzosen auf das linke Rheinufer sprach, und ein russischer Kaufmann, GALLIOZ, der immer eine Zigarette an der anderen anzündete und nicht zu bewegen war, in das Theater mitzugehen, weil man dort nicht rauchen könne, waren meine Altersgenossen. Von der übrigen nicht sehr zahlreichen Gesellschaft erinnere ich mich nur zweier etwas älterer freundlicher Damen aus Schweden.

Besonders schön war noch der Oktober am Genfer See, als die Nußbäume und die Kastanienbäume sich herbstlich färbten. Ich unternahm wiederholt kleine Ausflüge nach den verschiedenen Städtchen am Ufer, von denen immer eines hübscher gelegen ist als das andere, auf den Grand und Petit Salève, von wo man einen Fernblick auf die Montblanc-Kette gewinnt, nach Fernet, dem Landsitz von VOLTAIRE, und nach

Schloß Chillon, dem malerischen Zeugen früherer grausamer Zeiten. —

In Berlin begann dann nach glücklich absolviertem Tentamen physicum die Beschäftigung mit der pathologischen Anatomie und der Pharmakologie sowie der Besuch der verschiedenen Kliniken.

Von den Vorlesungen VIRCHOWS, des unbestrittenen Großmeisters der pathologischen Anatomie, der er für Dazennien den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, hätten wir Zuhörer noch mehr haben können, wenn er seine Tätigkeit ganz auf seine Wissenschaft und sein Lehramt beschränkt hätte. Aber er war ein ebenso eifriger Politiker, Abgeordneter in der Fortschrittspartei und Stadtverordneter wie Professor, überall eine führende Stellung einnehmend. Die damit verbundene vielseitige Arbeit war zu groß, als daß nicht eines unter dem anderen hätte zu kurz kommen müssen. Er konnte sie wohl nur bewältigen, indem er einen Teil der Nachtruhe opferte. So kam es, daß er zu seinem Kolleg, welches im Sommer um 7 Uhr beginnen sollte, niemals pünktlich, häufig erst um 8½ Uhr erschien, und nach einer halben Stunde mußte man sich dann entscheiden, ob man in dem entsprechend länger ausgedehnten Kolleg bleiben und dafür die um 9 Uhr beginnenden klinischen Vorlesungen versäumen, oder ob man zugunsten der Kliniken auf die pathologische Anatomie verzichten wollte. Ließ er uns einmal gar zu lange warten, so ging ein Teil von uns ihm wohl im Charitégarten entgegen und höflich grüßend an ihm vorüber, dieser zarte Wink fand indessen keine Berücksichtigung. Wir Studenten waren aber nicht die einzigen, die unter der Unpünktlichkeit des hervorragenden Mannes zu leiden hatten. Bei den Sitzungen des Kuratoriums für das Krankenhaus Friedrichshain im Rathause habe ich später zu meiner Verwunderung gesehen, daß den Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung eine ähnliche Behandlung zuteil wurde, und sie sich eine solche ruhig gefallen ließen. Auf VIRCHOWS eigenen Wunsch war die Sitzung auf 12 Uhr angesetzt. Man wartete bis 1 Uhr, Zigarren wurden angesteckt, jeder schalt über die Unpünkt-

lichkeit. Um 1 Uhr begann man zu beraten. Bald darauf erschien VIRCHOW in größter Seelenruhe. Man stand auf und begrüßte ihn, die Zigarren wurden beiseite gelegt, eine vorher beschlossene Sache wurde noch einmal besprochen, und der erste Beschluß dem Wunsche VIRCHOWS entsprechend abgeändert. Aber war er erst da, so hatte er Zeit und Gedanken frei für die Aufgaben der Stunde. In der Kuratoriumssitzung beteiligte er sich mit lebhaftem, auch auf die kleinsten Einzelheiten der Einrichtung des Krankenhauses eingehendem Interesse an den langwierigen Verhandlungen, und in der Vorlesung besprach er mit ausführlicher Genauigkeit und ganz behaglicher Breite die charakteristischen Eigenschaften der zur Demonstration kommenden anatomischen Präparate in bezug auf Form, Farbe, Konsistenz und ihre pathologische Bedeutung. Niemals habe ich den vielgeschäftigen, vielgewandten und vielseitigen Mann in Hast und Eile gesehen.

Recht beliebt war die Pharmakologie bei MITSCHERLICH. Wie sein Bruder, der berühmte Chemiker, war er von großer etwas vierschrotiger, echt friesischer Gestalt, dabei von humanem, verbindlichem Wesen, als praktischer Arzt und Consiliarius in der Stadt sehr geschätzt. Wenn er zur Vorlesung in die Universität gefahren kam, saß sein alter Diener auf dem Bock mit einem großen Kasten auf dem Schoß, der die Präparate aus seiner Privatsammlung von Drogen enthielt, welche an dem Tage zur Besprechung kamen. Die Studenten lohnten ihm seinen Lehreifer, seine zuvorkommende Freundlichkeit und seine Uneigennützigkeit schlecht. Ohne sich des Unrechts recht bewußt zu werden, schnitten sich manche von den herumgereichten Drogen Stückchen ab, um sich selbst eine kleine Sammlung anzulegen. Es waren kostbare Stücke darunter, z. B. ein Moschusbeutel. Wenn dieser zirkulierte, pflegte MITSCHERLICH ganz freundlich zu sagen: „Sehr teuer! Hat mich 80 Taler gekostet, hat die Eigenschaft, alle Jahre etwas kleiner zu werden!“ Sonntags vormittags versammelte er dann noch die sich dafür interessierenden Zuhörer in seiner Wohnung und demonstrierte uns die Wirkung der Gifte auf die Tiere. MITSCHERLICH war einer der ersten, die die experi-

mentelle Methode in der Pharmakologie anwandten. Es handelte sich dabei, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, allerdings nur um wenig exakte, einfache Experimente.

Der klinische Unterricht sowohl in der inneren Medizin wie in der Chirurgie war doppelt besetzt durch TRAUBE und FRERICHS, JÜNGKEN und v. LANGENBECK.

Die propädeutische Klinik von TRAUBE leistete im Unterricht wesentlich mehr als ihr Name ausdrückte. TRAUBES bekannte Arbeit über die der Vagusdurchschneidung folgende Lungenentzündung und die zusammen mit REINHARD und VIRCHOW von ihm herausgegebenen „Beiträge zur experimentellen Pathologie“ kennzeichneten seine wissenschaftliche Richtung, das Bestreben, die Krankheitserscheinungen möglichst auf ihre physiologischen Bedingungen zurückzuführen und dazu das Tierexperiment zu benutzen, was ein in Deutschland bisher noch wenig betretener Weg war. Dem entsprach der klinische Unterricht, der zu sorgfältiger Beobachtung aller Symptome und zum Nachdenken über ihr Zustandekommen anleitete. FRANZ KÖNIG, der 10 Jahre vor mir bei TRAUBE hörte, sagt in seinen Lebenserinnerungen sogar: „Bei ihm habe ich zuerst begriffen, daß sich auch die innere Klinik nur auf wissenschaftlichen Fundamenten aufbauen soll“.

Der Unterricht fand in den Krankensälen der Charité statt, wo der kleine, 47 Jahre alte, aber älter aussehende, ernste Mann mit dem klugen Gesicht und den etwas stechenden dunklen Augen, eine graue Perücke auf dem Kopf, in den Ohren je einen dicken Wattepfropf, den er beim Auskultieren herausnahm, eine sehr charakteristische Figur, am Bette des Kranken die Zuhörer um sich versammelte. Ihre Zahl war kleiner als in der Klinik von FRERICHS, eine dem einzelnen Hörer zugute kommende Wirkung der Bestimmung, daß nur ein in der propädeutischen Klinik belegtes Semester für das Staatsexamen angerechnet werden dürfte. TRAUBE hatte sich überhaupt sein Arbeitsfeld mühsam erkämpfen müssen. Als junger Arzt von Wien zurückgekehrt, wo er bei SKODA sich mit der Perkussion und Auskultation vertraut gemacht hatte,

richtete er Privatkurse zur Erlernung der neuen Untersuchungsmethoden in Berlin ein, die von den praktischen Ärzten sehr geschätzt wurden. Die städtische Armendirektion verbot ihm als Armenarzt aber die Benutzung der Kranken für den Unterricht. Die Pforten der Charité waren ihm als Juden bis 1848 verschlossen, dann erst bekam er auf Drängen der Studierenden eine Zivilassistentenstelle und eine selbständige Abteilung in der Klinik von SCHÖNLEIN, aus der erst 9 Jahre später die propädeutische Klinik wurde. Nach Beendigung der Besprechung am Krankenbett faßte TRAUBE dabei gewonnene Resultate von allgemeinerer pathologischer Bedeutung gern nach Art der hippokratischen Aphorismen in kurze Sätze zusammen. Für Mediziner unter den Lesern dieser Erinnerungen möchte ich einige solcher TRAUBESchen Sätze, die ich auf einem Notizblatt wiederfand, hier einfügen:

Wenn die Spannung des Aortensystems erniedrigt wird, nimmt die Menge des in der Zeiteinheit abgeschiedenen Harns ab, und zwar die Menge des Wassers in einem stärkeren Verhältnis als die Menge der festen Bestandteile. —

Wenn die Spannung des Körpervenensystems das normale Mittel um eine gewisse Größe überschreitet, so kommt es zur Ausscheidung von Eiweiß durch den Harn. Öfters Fibringerinnsel. —

Der Grad von Spannungsverminderung des Aortensystems, welcher vermindernd auf die Harnmenge einwirkt, tritt früher ein als der Grad von Spannungszunahme des Venensystems, welcher zur Ausscheidung von Blutbestandteilen durch den Harn führt. Daher zeigt bei Herzkrankheiten der Harn stets zuerst Verminderung und erhöhtes spezifisches Gewicht und erst später Eiweiß und Fibrin. —

Faserstoff im Harn läßt nicht ohne weiteres auf Entzündung der Niere schließen. Auch in gewöhnlichen Transsudaten kann sich Faserstoff finden (Peritoneum usw.). —

Die venöse Hyperämie der Niere bei Herzfehlern scheint nicht Prädisposition für Morbus Brightii zu bedingen. —

Nur selten wurde ein scherzendes Wort in den Ernst der Rede eingeschoben. Nach der Vorstellung eines an Lungen-

entzündung und Delirium tremens erkrankten Droschkenkutschers und Besprechung der Gefahren des chronischen Alkoholismus wurden wir durch den Ausspruch überrascht: „Stellen wir den Satz auf: Alle Droschkenkutscher und Komilitonen sind mehr oder weniger Potatoren.“

Der Unterricht bei dem durch seine grundlegende Erforschung der Leberkrankheiten berühmten Kliniker FRERICHS war wesentlich anders. Hier wurde im großen Hörsaal auf Grund von Demonstrationen an einem oder an mehreren gleichgearteten Krankheitsfällen, wobei der schweigend neben dem hereingebrachten Bette stehende sogenannte Praktikant nur die Rolle eines Statisten spielte, mit wuchtigen, klaren Worten ein fertig abgerundetes Krankheitsbild entworfen, das der Zuhörer, so zu sagen, schwarz auf weiß mit nach Hause nehmen konnte. Da meist die vorher vom Assistenten aufgenommene Anamnese einfach verlesen wurde, der Zuhörer nur von weitem sah, wie das Stethoskop aufgesetzt wurde, und dann das Resultat der Untersuchung sofort mitgeteilt bekam, da von Zweifeln über die Diagnose selten die Rede war, so erschien die Diagnostik als eine viel einfachere Kunst, als sie tatsächlich ist. Über Irrtümer in der Diagnose, wenn sich solche bei der Sektion herausgestellt hatten, wurde bei der epikritischen Besprechung leicht hinweggegangen. Bei der Krankenvorstellung gewann man nicht den Eindruck, daß FRERICHS sich für seine Kranken persönlich und menschlich interessierte; eine schlechte Prognose wurde im Vortrag, auch wenn der Kranke noch anwesend war und ängstlich lauschte, in einer Form erörtert, die ihm häufig sehr wohl verständlich sein mußte.

Assistenten bei FRERICHS waren MANNKOPFF und mein späterer älterer Freund NAUNYN. MANNKOPFF hielt gute Übungen in der Perkussion und Auskultation ab. NAUNYN erlaubte Einzelnen, die abendliche Krankenvisite mitzumachen, wo man dann Gelegenheit fand, die Kranken selbst auszufragen und zu untersuchen und selbst eine Diagnose zu stellen. An diese anregenden und lehrreichen Stunden erinnere ich mich mit besonderer Dankbarkeit. —

Die Klinik bei JÜNGKEN war ein Abbild der Chirurgie der „guten alten Zeit“, fast ein Karikaturbild, abschreckend und erheiternd zugleich. Abschreckend weniger für uns, die wir damals unvermeidlichen Übeln gegenüberzustehen glaubten und ahnungslos zu Mitschuldigen an dem großen Sterben in der Klinik wurden, als für den jetzt von sicherer Höhe auf den Sumpf Zurückschauenden, aus dem die Chirurgie sich seitdem glücklich herausgearbeitet hat, erheiternd durch die eigenartige Persönlichkeit JÜNGKENS.

Die Zuhörer kamen zum großen Teil direkt von dem Kolleg bei VIRCHOW; von einer mehr als oberflächlichen Säuberung der Hände nach dem Herumreichen der vielen hölzernen Teller mit eitrigen und halb fauligen Präparaten darauf war keine Rede. In der Klinik wurden einige Zuhörer zum Praktizieren in die Arena des Amphitheaters heruntergerufen, und, kam dann ein Verletzter etwa mit einem komplizierten Beinbruch, so mußte jeder von den „Herren im Kreise“ die Wunde ohne besondere vorherige Desinfektion der Hand mit dem Finger untersuchen und über Form und Lage der Knochensplitter Auskunft geben. Kein Wunder, wenn der Kranke nach wenigen Tagen einen Schüttelfrost bekam und bald der Pyämie erlag, für die dann einem Diätfehler, einer Erkältung oder dem herrschenden genius epidemicus sowie „dem Vorwalten des lymphatisch-venösen Systems im Körper des Kranken“ die Schuld zugeschoben wurde. Bei vielen heutzutage ganz ungefährlichen Verletzungen der Art wurde auch gleich oder nach einigen Tagen amputiert, mit nicht besserem Enderfolg; die Hälfte der Amputierten oder noch mehr starb an Wundinfektionen. Wurde doch nicht selten auf die frische Wunde zur Blutstillung und zum Aufsaugen der Wundsekrete ein großer, sauber aussehender, aber vielleicht doch früher schon gebrauchter Schwamm aufgebunden, wie ich es mich in einem Falle von Exartikulation im Schultergelenk gesehen zu haben erinnere, bei einem Manne, dem im Zirkus ein Löwe den Arm zerfleischte und zur Hälfte aufgefressen hatte. Er starb an akuter Sepsis. Äußerlich machte alles einen ganz sauberen Eindruck. Der Wärter

KUMMER reichte auf blankem Messingbecken die wohlgeordneten Plumasseaux von Scharpie zu, die aber aus alten verbrauchten Wäschestücken von den Kranken auf ihren Betten gezupft war; auf den Öfen und Schränken durfte kein Stäubchen liegen, JÜNGKEN kontrollierte es öfters, indem er mit dem Glacéhandschuh darauffaßte.

So wenig Anmut und Schönheit die Grazien ihm in die Wiege gelegt hatten, so viel Wert legte der alte Herr auf sein Äußeres. Morgens früh in seiner Wohnung am Kupfergraben hinter dem Gießhause empfing er die zum Belegen oder Testieren kommenden Zuhörer in buntem seidenen Schlafrock und zierlichen langschnabeligen Pantöffelchen, wie der Zahnarzt auf einem bekannten alten Münchener Bilderbogen aussehend. In der Klinik erschien er in tadellosem Frack mit weißem Atlasfutter in den Ärmeln, an der Weste eine schwere goldene Uhrkette. Auch die Kandidaten im Staatsexamen mußten damals während aller durch Monate sich hinziehenden Prüfungen immer im Frack herumlaufen. JÜNGKEN stand im Ruf, auf die Qualität des Anzugs besonderen Wert zu legen, und es wurde behauptet, daß ängstliche Kandidaten sich für die Prüfung bei ihm eine ungewöhnlich dicke Uhrkette aus Tombak anlegten, die, von einem zum anderen wandernd, sich von Generation zu Generation vererbte. Beim Operieren zog der Meister einen ominösen langen schwarzen Talar an.

In der Klinik hatte alles eine ganz bestimmte, feste Ordnung, deren Mittelpunkt der hohe Chef war. Mit dem Glockenschlag hielt die geräumige Kutsche mit den steifbeinigen Pferden vor dem Portal der Charité, der Portier öffnete dienend den Wagenschlag, JÜNGKEN trat grüßend ein, schritt die Treppe zum Operationssaal hinauf, auf der auf einer bestimmten Stufe seitlich je ein dienernder Unterarzt stand. Er erwiderte im Vorbeigehen höflichst den Gruß. Oben von dem Stabsarzt ebenso zeremoniell empfangen, stellte er seinen sorgfältig gebügelten Zylinderhut auf einen frischen Bogen weißen Papiers, der auf einem Tisch neben dem Instrumentenkasten bereit gelegt war. Dann kam zunächst die Krankenvisite. Die ganze Suite von Assistenten, Zuhörern und Dienern

mit Waschbecken und Utensilien hinter sich, schritt er durch die Säle, die Kranken begrüßend, hier und da einen Verband erneuernd. Er wünschte von jedem Kranken zu hören, daß es ihm besser gehe. Eines Tages kam er zu einem Mann, dem das Bein wegen eines Knieleidens auf eine hölzerne Schiene, das *Planum inclinatum duplex*, aufbandagiert war. „Nun, mein Lieber, wie geht's?“ — „Es jinge schon, Herr Jeheimrat“, antwortete der Berliner, „aber die Schiene drückt so auf die Hacke, ick habe die janze Nacht nich schlafen können.“ — „Ach, ich frage nicht nach der Hacke, ich frage nach dem Knie.“ — „Ja, ick sage ja, mit det Knie jinge es schon, aber ick habe scheußliche Schmerzen in die Hacke.“ — „Ja, ich frage nach dem Knie; was Sie für Schmerzen in der Hacke haben, ist ganz egal.“ — „Ja, Herr Jeheimrat, wenn Sie die Schmerzen in Ihre Hacke hätten, mir wäre es ooch ejal.“

Dann ging es zurück in den Hörsaal zu den Krankendemonstrationen und Operationen. Mit den Kranken wurde bei der Untersuchung höflich, aber nicht sehr schonend umgegangen. Öfters gaben bei Schmerzensäußerungen der Kranken die Zuhörer durch Murren und Scharren ihr Mißfallen zu erkennen, JÜNGKEN ließ sich dadurch in der Betätigung seines Lehreifers aber nicht stören. Für das Lernen hatte seine Klinik vor der von LANGENBECK den Vorzug, daß der Student nicht nur die Operation, sondern bei der täglichen Visite auch den Wundverlauf und die Nachbehandlung zu sehen bekam, und daß sich jeder einzelne Fall daher dem Gedächtnis fest einprägte. Mancher Kranker ist mir bis heute in lebhafter Erinnerung geblieben. Bei LANGENBECK wurden von den Operierten manche gar nicht oder erst nach der Heilung wieder vorgestellt. Der Grund lag zum großen Teil in technischen Schwierigkeiten. Die Krankenzimmer in der LANGENBECKSchen Klinik waren so eng, und die Zahl der Zuhörer war so groß, daß eine allgemeine Krankenvisite nicht möglich gewesen wäre. Aufzüge und Fahrvorrichtungen für die Betten gab es noch nicht, Schwerkranke mußten nach dem Hörsaal treppauf und treppab im Bett getragen werden, so daß sich auch eine häufigere Demonstration der Operierten im Hörsaal verbot.

JÜNGKEN, damals ein hoher Sechziger, hatte sich in seiner Jugend fast ausschließlich mit Augenheilkunde befaßt, die aber, wenigstens als Lehrfach, noch überall mit der Chirurgie verbunden war. Seine Dissertation handelte von der künstlichen Pupillenbildung nach Methode seines Lehrers CARL FERDINAND V. GRÄFE. 1828 war er Leiter einer neugegründeten Klinik für Augenheilkunde in der Charité geworden, hatte Lehrbücher über Augenkrankheiten und über Augenoperationen geschrieben und war als anerkannte Autorität in seinem Fach gelegentlich einer Endemie von ägyptischer Augenentzündung in der belgischen Armee als Gutachter nach Brüssel berufen worden. Die Leitung der chirurgischen Klinik in der Charité hatte er 1840 nach RUSTS Tode übernommen.

In der Geschichte der Chirurgie hat JÜNGKEN keine bleibenden Spuren hinterlassen, Neues hat er nicht geschaffen, und blieb auf dem von seinem Vorgänger überkommenen Standpunkt stehen. Auch in der Augenheilkunde hat er sich bald jedem Fortschritt verschlossen. Von ALBRECHT V. GRÄFE, dem größeren Sohne seines Lehrers, pflegte er als von einem jungen Mann zu sprechen, der ein neues Instrument, den sogenannten Augenspiegel, in die Praxis einführen wolle, man könne aber nicht viel damit anfangen. Die Staroperation und die Iridektomie führte er noch als alter Mann mit der rechten oder mit der linken Hand mit gleicher Geschicklichkeit aus.

In therapeutischer Beziehung stand JÜNGKEN noch ganz auf dem Boden der Humoralpathologie, die den Sitz der Krankheiten im Blut und in den flüssigen Bestandteilen des Körpers suchte, die Entzündungen mit Blutentziehungen bekämpfte und kranke Säfte durch eine künstlich hervorgerufene Eiterung auf der Haut herauslocken zu können glaubte.

Das eingreifendste blutentziehende Heilmittel der alten Medizin war der Aderlaß. Seine Geschichte reicht bis in die frühesten Zeiten der ärztlichen Kunst zurück. HIPPOKRATES hatte ihn schon aus der älteren Chirurgie überkommen, GALEN brachte ihn zu fast unbestrittener Herrschaft durch das Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit, wo seine An-

wendung je nach den in der Medizin geltenden Systemen eingeschränkt oder ausgedehnt wurde. BOTALLO (geb. 1530) ließ bei akuten Krankheiten unter Umständen 4 bis 6 mal an demselben Tage zur Ader, der einflußreiche Kliniker SYDENHAM (1624—1689) empfahl bei Lungenentzündungen ebenfalls wiederholte Aderlässe bis zu 10 Unzen (300 g) Blut und bekämpfte mit dem Mittel auch chronische Krankheiten wie Hysterie und Veitstanz. In den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, also in JÜNGKENS Jugendzeit, waren es besonders BROUSSAIS und BOUILLAUD in Paris, die Saignées coup sur coup ausübten und dem von den Gegnern nicht mit Unrecht als Vampyrismus bezeichneten Verfahren übertriebener Blutentziehungen eine weite Verbreitung verschafften. „Eine dreuste Venaesektion bis zu 12 Unzen Blut“ war eine häufige Verordnung bei JÜNGKEN.

Bis in das früheste Altertum läßt sich auch der Gebrauch des prophylaktischen Aderlasses bei Gesunden zurück verfolgen. In dem altindischen Werk des SUŠRUTA heißt es, an das Aderlassen gewöhnte Personen seien gegen Hautkrankheiten und manche andere von verdorbenem Blut herrührende Krankheiten gefeit, während an einer anderen Stelle gesagt wird, Blut sei Leben, man solle es sorgfältig schonen und bei Gesunden keinen Aderlaß machen. Im Mittelalter suchten sich die Mönche in den Klöstern durch Aderlässe die Askese zu erleichtern, und im 18. Jahrhundert wurde der prophylaktische Aderlaß in Frankreich allgemein Mode. Des Sonntags gingen die Leute vom Lande in die Stadt, um sich das überflüssige Blut abzupfen zu lassen. Daß diese Unsitte auch in Deutschland und besonders bei dem damals ganz unter französischem Kultureinfluß stehenden Adel Boden fand, ersieht man z. B. aus den oben (S. 33) erwähnten Tagebüchern des Grafen v. LEHDORFF. Da heißt es in den Aufzeichnungen wiederholt im Frühling oder Herbst: „Ich lasse mir zur Ader und bleibe zu Hause.“ Ebenso wird über solche Aderlässe bei dem Prinzen HEINRICH berichtet, und am 24. Januar 1753, dem Geburtstag des Königs, schreibt der Graf: „Alles erscheint in Gala, aber man sieht den König nicht, indem Se. Majestät

sich zur Ader gelassen hat.“ Der alte Fritz hatte den Tag wohl gewählt, um den ihn langweilenden Festlichkeiten und Ovationen aus dem Wege zu gehen, wie er auch bei der Rückkehr aus dem siebenjährigen Kriege um Berlin herum und durch das Königstor hereinritt und die Vertreter der Stadt, die Abgesandten der Zünfte und die Volksmenge vor dem Hallischen Tore vergeblich warten ließ.

„12 Blutegel hinter jedes Ohr und tüchtig nachbluten lassen!“ war eine zweite beliebte Ordination. Auch dieses uralte Mittel einer mehr örtlichen Blutentziehung hatte zur Zeit von JÜNGKENS Jugend besonders in Frankreich weitgehende Verbreitung gefunden. Nach einem ausführlichen Artikel in dem von FECHNER, dem bekannten Leipziger Physiker, herausgegebenen Hauslexikon (2. Aufl. 1841) wurden 1817 in Frankreich 5900 Blutegel eingeführt, 1825 : 9041 223, 1830 : 35485000, 1832 : 57487000, so daß auf jeden Franzosen fast 2 Blutegel im Jahre kamen. Paris allein verbrauchte jährlich gegen 6000000 Stück, London über 7000000. Sie stammten meist aus Ungarn und Polen und wurden in einer förmlichen Blutegelmesse in Rachwitz in der Provinz Posen tausendweise verkauft. Die Berliner Charité verbrauchte 1819 13100 Stück. Auf dem Gelände der Anstalt war ein kleiner Teich zur Blutegelzucht hergestellt, wenn ich nicht irre, in der Gegend, wo später die neue chirurgische Klinik erbaut wurde.

Zu den Aderlässen und den Blutegeln kamen als weitere Mittel der blutige und der trockene Schröpfkopf, der JUNODSche Stiefel, gewissermaßen ein riesiger das ganze Bein umfassender trockener Schröpfkopf, und von Derivantien, die durch Anlegen einer eiternden Wunde zu wirken bestimmt waren, die Fontanellen, in einen Hautschnitt eingelegte und mittels Pflasterstreifen durch Wochen oder Monate darin festgehaltene Erbsen, ferner das Haarseil, ein Docht oder Leinwandstreifen, der durch eine emporgehobene Hautfalte durchgezogen wurde, etwa wie man einen Hasen spickt, die ätzenden Salben und endlich das Glüheisen und die Moxen, zu Rollen aufgewickelte und in einen kleinen oben und unten

offenen Messingzylinder gesteckte Papierstreifen, die angezündet sich langsam in die Haut hineinbrannten. — jedes Mittel für sich oder mehrere in verschiedenen lebenswürdigen Kombinationen angewandt. Der Sachverständige für die Glüheisen war der Wärter MALACINSKI, der das eiserne Öfchen hereinbrachte und mit Hilfe eines großen Blasebalgs die Glut der Holzkohlen möglichst steigerte. Denn der Chef verlangte das Ferrum candens in weißglühendem Zustande gereicht zu bekommen, worauf auch RUST Wert gelegt hatte, weil es dann sowohl wirksamer als auch weniger schmerzhaft sein sollte.

Der dem Auflösungsgebot der Feinde glücklich entgangene wertvolle Rest der stolzen Kaiser-Wilhelm-Akademie, ihre Bibliothek, hat ein Manuskript von JÜNGKEN in Verwahrung, betitelt: Über die Blennorrhoe des menschlichen Auges im Allgemeinen. Beim Durchlesen überzeugte ich mich, daß mich mein Gedächtnis in bezug auf das Maß der Blutentziehungen nicht getäuscht hat. Es wird da gesagt: Bei heftigen Fällen Venäsektion am Arm, eventuell bis zur Ohnmacht und wiederholen. Blutegel allein leisten hier gar nichts — Blutegel, wo sie indiziert sind, in großer Menge. Zuerst hinter die Ohren, bei Wiederholung an das untere Auglid und die Schläfe, niemals aber an die Stirn, da sie hier durch den Zuschuß der Säfte schaden. 10—20 Stück an ein Auge. — In weniger heftigen und chronischen Fällen blutige Schröpfköpfe auf die Schultern, den Rücken und die Kreuzgegend, um die Vitalität des Organs, innerlich Kalomel (flüssige Stühle), um die Plastizität des Blutes herabzustimmen usw.

Ich selbst habe den Aderlaß als junger Arzt zweimal ausgeführt, einmal bei einem Manne, der auf der Straße bewußtlos umgefallen war, auf dringendes Verlangen eines bejahrten Sanitätsrates, der den Kranken in die LANGENBECKSche Klinik brachte. Während das Blut spritzte, legte der alte Herr das Ohr an den noch mit Hemd und winterlichem Unterzeug bedeckten Rücken des Mannes und rief plötzlich: „Halt, der kleine Kreislauf ist freigeworden!“ Der Kranke kam allmählich wieder zu sich. In dem zweiten Fall unternahm ich

die Operation als Einjähriger Unterarzt in Abwesenheit des Chefs auf eigene Verantwortung bei einem an Lungenentzündung erkrankten Soldaten, der kurz vor der Krise einen schweren Erstickungsanfall durch Lungenödem bekam. Hier war der Einfluß auf den „kleinen Kreislauf“ in der Tat überraschend, die Atmung wurde sofort viel freier, der Kranke genas, womit nicht gesagt sein soll, daß der Fall als sicherer Beweis für die lebensrettende Wirkung des Aderlasses gelten könne.

Es wäre ja auch schwer zu verstehen, daß ein so eingreifendes Heilmittel die Jahrhunderte hindurch seinen Platz behauptet, und, wenn zurückgedrängt, immer wieder erobert hat, wenn es ganz wertlos wäre. So ist man denn neuerdings auch wieder auf den infolge der unsinnigen Übertreibungen längere Zeit ganz verpöht gewesenen Aderlaß in gewissen Fällen von Lungenentzündung und von Herzkrankheiten sowie von Urämie und Eklampsie zurückgekommen.

Daß nicht alles, was er in der JÜNGKENSCHEN Klinik zu sehen bekam, als Vorbild zu dienen geeignet war, wurde auch dem Neuling in der Chirurgie bald klar. Im übrigen konnte er dort gut lernen. Der klare und bestimmte, wohl seit Jahren sich in denselben festen Formen bewegende, selbstüberzeugte, etwas theatrale Vortrag des Lehrers war ganz eindrucksvoll. Die Krankheitsbilder wurden lebhaft gezeichnet, diagnostische Unterschiede eindringlich hervorgehoben, so „die aus der Tiefe hervorschimmernde Röte“ der Phlegmone im Gegensatz zu der mehr oberflächlichen fleckigen Hautrötung bei dem Erysipel, die charakteristischen Eigenschaften der verschiedenen Arten von Geschwüren, des Ulcus varicosum, scrophulosum, phagedaenicum und wie die ganze Reihe in RUSTS Helkologie sonst noch heißt, die unterscheidenden Symptome der Fractura colli femoris extra- und intracapsularis usw. Die Vorliebe für schematische Einteilungen der Krankheiten nach gewissen Symptomen in Unterarten, z. B. des Erysipels in das Erysipelas migrans, bulbosum, gangraenosum teilte JÜNGKEN mit der naturphilosophischen Schule. Sprach doch auch SCHÖNLEIN noch von verschiedenen Arten von Krätze.

Von den vielen, für nicht medizinische Ohren meist nicht geeigneten Anekdoten aus der Klinik möchte ich eine erzählen. JÜNGKEN amputierte eines Tages ein Bein wegen eines Geschwürs, das er für bösartig hielt und als eine interessante Seltenheit demonstriert hatte. „Wir wollen nun“, sagte er; „das Präparat zu dem berühmten Kollegen VIRCHOW schicken; der wird es mit dem Vergrößerungsglas untersuchen, und wir werden dann hören, was er Interessantes gefunden hat.“ Am nächsten Tage begann er die klinische Stunde mit der Aufforderung an den Stabsarzt, nun den Bericht des berühmten Kollegen zu verlesen. Der Bericht lautete dahin, daß es sich um ein großes aber gutartiges Beingeschwür handele, und die Notwendigkeit der Amputation bezweifelt werden könne. Darauf JÜNGKEN: „Ja, sehen Sie, meine höchstgeehrten Herren, seitdem der Kollege VIRCHOW sich mit der Politik beschäftigt, ist mit demselben ganz und gar nichts mehr anzufangen.“

Selbst erlebt habe ich manche erheiternde Szene in der Klinik. Eine Seiltänzerin wurde hereingebracht, die aus beträchtlicher Höhe heruntergestürzt war und über Schmerzen im Kniegelenk klagte, im übrigen aber gut davongekommen war. JÜNGKEN stellte die Wahrscheinlichkeitsdiagnose auf Abreißung eines der sogenannten Kreuzbänder innerhalb des Gelenks und legte einen Gipsverband an. Nach 14 Tagen wurde derselbe entfernt, der Kranken aber strengste Bettruhe befohlen und jede Bewegung im Gelenk verboten. Nach weiteren 7 Tagen war der Moment gekommen, wo der erste vorsichtige Versuch gemacht werden durfte, die Kranke aufzutreten zu lassen. Bei der Visite wurden 2 besonders stämmige Zuhörer herbeigerufen, die die Kranke halb schwebend durch den Saal führen mußten. JÜNGKEN beobachtete sorgfältig die vorsichtig tastenden Schritte. Die Kranken in ihren Betten aber zogen die Bettdecke über den Kopf, und man hörte unterdrücktes Lachen. Die Patientin hatte nämlich die letzten 7 Tage hindurch nach Beendigung der ärztlichen Visite den Leidensgenossinnen mit Cancantanzen die Langweile vertrieben.

Als JÜNGKEN das 75. Jahr erreicht hatte, erwartete man allgemein seinen Rücktritt, den er auch selber in Aussicht gestellt hatte. Bei dem Festessen zur Feier des Geburtstags hielten nacheinander der Minister, der Rektor, der Dekan, der Charitédirektor usw. die Verdienste des Jubilars und seine unverminderte Frische in vollen Tönen preisende Reden. Dann stand dieser auf und sagte: „Als ich hierher ging, war es meine feste Absicht, noch heute mein Amt niederzulegen. Jetzt aber, nachdem ich von so vielen Seiten aus berufenstem Munde gehört habe, daß ich noch völlig leistungsfähig bin, kann ich mich nicht dazu entschließen, meine Tätigkeit aufzugeben.“ Alles machte lange Gesichter, man hatte ihn wieder! Aber nicht lange darauf reichte er dann doch seinen Abschied ein.

Die Berliner Universität hat allen Grund, JÜNGKENS Gedächtnis in Ehren zu halten, denn er vermachte ihr sein für die damalige Zeit recht ansehnliches Vermögen zu einem Stipendium für bedürftige Söhne und Töchter von Berliner Professoren, das schon vielen zugute gekommen ist. Und bei der Kritik seiner klinischen Tätigkeit darf man nicht vergessen, daß es in manchen anderen chirurgischen Kliniken in der vorantiseptischen Zeit nicht viel anders aussah. —

Im Jahre 1902 veröffentlichte ich bei Gelegenheit eines Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Nr. 14 der Deutschen Medizinischen Wochenschrift „Erinnerungen an BERNHARD V. LANGENBECK“. Diesem Aufsatz ist das Folgende zum größten Teil entnommen.

Als ich seine Vorlesungen besuchte, war LANGENBECK eben, aus dem schleswig-holsteinischen Kriege zurückgekehrt, vom Könige durch Erhebung in den Adelstand ausgezeichnet; er war 54 Jahre alt und stand in der Vollkraft seines Schaffens. Besonders beliebt war die theoretische Vorlesung über Akiurgie, welche in dem Leichenhause des Clinicum in der Ziegelstraße abgehalten wurde. Das Leichenhaus war ein kleines, unansehnliches und baufälliges Hintergebäude. Auf den nach Süden gelegenen, auf die Spree blickenden großen Fenstern des niedrigen sogenannten Hörsaales ruhte

im Sommer den ganzen Tag die Sonne, innen wimmelte es dann von Fliegen; im Winter blies oft der Wind während der Vorlesung die Schneeflocken durch die Fugen zwischen den Fensterscheiben hinein. Der Raum war so beengt, daß nicht nur die Reihen einfacher Holzbänke, sondern auch der freie Raum neben dem Leichentisch und der Türeingang mit Zuhörern dicht besetzt waren. LANGENBECK gehörte noch der Zeit an, wo Deutschland arm war, und die Wissenschaft sich mit den kärglichsten Mitteln bescheiden mußte; auch ließ ihn sein Idealismus und seine Begeisterung für sein Lehramt über das Äußerliche hinwegsehen. Es kam hinzu, daß er sich ungern mit amtlichen Eingaben und Verhandlungen befaßte, durch welche allein eine Besserung der Verhältnisse zu erlangen gewesen wäre, und weder besondere Neigung noch besonders praktisches Geschick für bauliche Entwürfe besaß, wie er ja auch bei dem späteren Neubau der Klinik und des Operationssaales sich mehr von den Baumeistern leiten ließ, als daß er ihnen die Wege gewiesen hätte.

Auch wir Zuhörer haben die Unbequemlichkeit der Lokalität wenig empfunden; wir waren zufrieden, daß es in dem Raume wenigstens nicht an Licht fehlte, wie das bei den Operationskursen in den Kellerräumen des pathologischen Institutes in der Charité der Fall war. Alles lauschte gespannt den Worten des Meisters, dessen Vortragsweise einfach und schlicht, nicht hervorragend gewandt und glatt, mehr vorsichtig zögernd als fließend, aber in seltener Weise anmutend, fesselnd und eindrucksvoll war, der getreue Ausdruck des ganzen Wesens des vornehmen, feinen, von uns allen verehrten Mannes. Das Kolleg bestand aus einem allgemeinen und einem speziellen Teil, von denen ersterer die Narkose, die Elementaroperationen (Trennen, Schneiden, Sägen, Nähen usw.), die Amputationen, Exartikulationen, Resektionen und die plastischen Operationen besprach, während in dem zweiten Teile die einzelnen Operationen an Kopf, Hals, Brust und Bauch durchgenommen wurden. Ein kurzer geschichtlicher Überblick führte in jeden Gegenstand ein, interessante Beispiele aus der Praxis, besonders auch aus der Kieler Zeit, belebten

die theoretischen Erörterungen, zum Schluß wurde die einzelne Operation an der Leiche sorgfältig demonstriert.

Der chirurgische Operationskursus wurde im Sommer, und zwar früh morgens von 6—8 Uhr in der Charité abgehalten. Pünktlich um 6¼ erschien LANGENBECK, die Morgenzigarre rauchend, zu Fuß in dem pathologischen Institut, nur sehr selten ließ er sich durch einen Assistenten vertreten. Jede Operation wurde unter Berücksichtigung der topographischen Anatomie mit kurzen treffenden Worten beschrieben und dann von den Studierenden unter Anleitung des Lehrers ausgeführt. Leider war es diesem bei dem nicht sehr reichlichen Übungsmaterial nur selten möglich, mit Hand anzulegen und die ganze Operation selbst vorzuführen. Durch Beschreibung und Demonstration läßt sich die Technik der alten Schuloperationen, der Amputationen, Exartikulationen und Resektionen nicht besser, knapper und praktischer lehren, als sie von LANGENBECK gelehrt worden ist. Ebenso fleißig besucht wurde der klinische Unterricht, welcher nachmittags von zwei Uhr bis gegen vier Uhr stattfand. Etwa um 1 Uhr fuhr sein flotter Einspanner an der Klinik vor, die Zeit bis zum Beginn des Unterrichtes diente zur Visite auf den Stationen und zur Vorbereitung des Unterrichtes. Mitunter fiel auch ein Viertelstündchen zum Plaudern mit den Assistenten ab, oder es waren fremde Chirurgen und Ärzte zu begrüßen, mit denen LANGENBECK dann sehr gewandt englisch und französisch sprach.

Der klinische Unterricht schloß sich meist eng an den vorliegenden Fall an, der im Wechsel von Frage und Antwort mit dem heruntergerufenen Studierenden kurz besprochen wurde und dann gewöhnlich gleich zur Operation kam. Poliklinische Fälle wurden mit benutzt; neben Seltenem wurde auch das Alltägliche, für den praktischen Arzt Wichtige demonstriert; kleine Operationen, wie Abszeßeröffnungen, Tonsillotomien, Tenotomien, Frakturverbände, wechselten mit den kühnsten der damals überhaupt möglichen chirurgischen Eingriffe ab. Längere zusammenhängende Vorträge hielt LANGENBECK in der Regel nur, wenn ein ihn besonders

interessierendes Kapitel zur Besprechung kam. Dann demonstrierte er z. B., den Schädel in der Hand, mit meisterhafter Kürze und Präzision die anatomischen Verhältnisse der retro-maxillaren Geschwülste und den Gang der osteoplastischen Oberkieferresektion, oder er besprach ausführlicher die Methode der subperiostalen Gelenkresektionen und schilderte in lebhaften Farben die knochenbildende Kraft des erhaltenen Periosts, wie sie durch die Tierversuche von BERNHARD HEINE erwiesen war, und wie er sie selbst bei den Gelenkresektionen und bei der Uranoplastik chirurgisch zu verwerten suchte. Die Beurteilung der praktischen Erfolge in der Chirurgie war oft etwas optimistisch gefärbt, er sah die Dinge dann mehr so, wie sie der Operation zugrunde liegenden Idee nach hätten sein sollen, als wie sie tatsächlich waren; immer stand die Erörterung der Operation auf dem festen Boden der Anatomie, von deren Studium LANGENBECK ja ursprünglich ausgegangen war, und das machte die Vorträge besonders anregend und lehrreich. Die chirurgische Diagnostik kam gegenüber der operativen Chirurgie etwas zu kurz. Insofern bildete für den Anfänger die Klinik von JÜNGKEN eine gute Ergänzung.

Mit großem Interesse wurden kriegschirurgische Fragen behandelt. Gern stellte LANGENBECK geheilte schwere Fälle von Schußverletzungen aus dem Dänischen Kriege vor, um das Prinzip der konservativen Chirurgie daran zu erläutern und in eindringlichen Worten auf die hohe Aufgabe der Kriegschirurgie hinzuweisen, die Amputation immer mehr einzuschränken und die verletzten Gliedmaßen nicht nur zu erhalten, sondern auch wieder möglichst gebrauchsfähig zu machen. In der subperiostalen Resektion der zerschossenen Gelenke sah er eines der wichtigsten Mittel, einem solchen Ziele näher zu kommen. Es standen ihm einige glänzende Erfolge besonders von Fußgelenkresektion zu Gebote, und es ist bekannt, wie er in den nächsten beiden Feldzügen unablässig daran arbeitete, die Indikationsstellung zur Resektion für alle Gelenke festzulegen und die Technik zu vervollkommen. Daß das von LANGENBECK auf dem Gebiete

der konservativen Chirurgie Erreichte und Erstrebte in den nächsten Dezennien durch die entscheidende, alle Bedingungen verschiebende Beihilfe der Antisepsis, deren Segnungen den Verwundeten der früheren Kriege, auch von 1870, noch so gut wie gar nicht zugute gekommen sind, weit überholt ist, kann sein großes bleibendes Verdienst um die Kriegschirurgie nicht geringer erscheinen lassen.

LANGENBECKS Vorliebe für die Kriegschirurgie und damit zusammenhängend für militärische Formen trat auch in kleinen Äußerlichkeiten zutage. Ehe er den Operationsaal betrat, zog er einen schwarz-grünlich gefärbten, mit einer doppelten Reihe überspinner Knöpfe besetzten Operationsrock an, der ganz nach dem Schnitt des militärischen Überrocks gefertigt war. Seiner schlanken elastischen Gestalt stand dieses Habit vortrefflich, und wer von seinen Schülern aus älterer Zeit sich an den Meister bei seiner Arbeit zurückerinnert, wird ihn sich kaum anders als in diesem Rocke vorstellen können. Dem anschließenden steifen Kragen saß, im Profil gesehen, der feingeschnittene Kopf mit dem etwas vorstehenden Kinn und dem ergrauten, leicht gelockten, militärisch kurz geschnittenen Haar in eigentümlich charakteristischer Weise auf. v. LANGENBECKS Gesichtszüge sind in der SIEMERINGSchen Büste und in dem SCHRADERSchen Bilde, welche jetzt die Vorhalle und den Sitzungssaal des Langenbeck-Virchow-Hauses schmücken, gut wiedergegeben, wenn der Ausdruck auch Leben und Wärme etwas vermissen läßt. Ganz verfehlt sind auf dem Bilde die Hände. Mit ihren eigenartig durchgearbeiteten schlanken Fingern und auf dem Handrücken durch die Haut sichtbaren Sehnen waren sie gewissermaßen ein Abbild der täglichen Arbeit des Meisters; auf dem Bilde sehen wir die ausdruckslosen Hände eines behäbigen, wohl situierten Mannes, der seine Hände pflegt und so wenig braucht wie möglich. Beim Dozieren stützte v. LANGENBECK die linke Hand gern auf die Hüfte, während er mit der rechten lebhaft gestikulierte.

Jener Rock, der auch an sich selbst die Wohltaten der konservativen Chirurgie erfuhr und nicht außer Dienst gestellt

wurde, ehe er das Aussehen eines alten Kriegsveteranen angenommen hatte, konnte von mancher blutigen Aktion erzählen. Was LANGENBECKS Art zu operieren betrifft, so will ich nur sagen, daß LANGENBECK die Charaktereigenschaften, die den Chirurgen machen und früher noch viel unentbehrlicher waren als heute, in hervorragendem Maße besaß: Ruhe, Entschlossenheit, Umsicht und Geschicklichkeit. Seine Lernzeit war noch in die Zeit vor Erfindung der Narkose gefallen, wo jede Verzögerung der Operation eine Grausamkeit war, und wo der beste Operateur der war, der am schnellsten und dabei doch korrekt operierte. Die Esmarchsche Konstriktion wurde erst während meiner Assistentenzeit bekannt, vorher galt es bei Amputationen und Exartikulationen trotz der Narkose noch, mit möglichst wenig Blutverlust, also gewandt und schnell zu operieren. Denn das Tourniquet oder die Digitalkompression durch einen Assistenten, wie sie bei LANGENBECK meist angewandt wurde, war immerhin ein unsicheres Mittel, auf das man sich nicht verlassen konnte. Die Meisterschaft im schnellen, sicheren Operieren kam bei LANGENBECK besonders bei der Exartikulation des Oberschenkels nach der Lisfrancschen Methode und bei der Exartikulation des Oberarmes zur Geltung. Unübertrefflich war vor allem auch sein Verfahren bei der Exstirpation großer Geschwülste aus gefährlichen Körpergegenden.

Seinen Zuhörern in der Klinik trat LANGENBECK mit Verbindlichkeit und Rücksichtnahme entgegen. Schiefe Antworten bei der klinischen Besprechung suchte er mit Geduld und Liebenswürdigkeit geradezurücken und in das richtige Geleise zu schieben; wo er tadelte, tat er dies meist mit feiner Ironie: „Nun, Herr X, wo setzt sich der *Musculus psoas* an?“ — „Am *Trochanter major*.“ — „O, jawohl, ganz richtig, er könnte sich da sehr wohl ansetzen, er tut es aber nicht.“ Als freilich ein Herr N. N., der sich unterfangen hatte, sich gleich im ersten klinischen Semester als Praktikant einzuschreiben, bei einem Kinde mit doppelseitiger Hasenscharte den prominenten Bürzel nach längerem Befühlen für ein Karzinom der Oberlippe und dann sich korrigierend für

Caries der Oberlippe erklärte, flog ein Zug des Unwillens über sein freundliches Gesicht. Er sagte nur: „O, wir wollen zur Operation schreiten“, und schob den Jünger Askulaps mit einem sanften Ellenbogendruck beiseite. Für einen Lehrer im Sinne des Schulmeisters war LANGENBECKS ganze Art zu vornehm und rücksichtsvoll; an den minderwertigen Elementen der Zuhörerschaft, welche eines gewissen Zwanges bedürfen, ging der Unterricht daher wohl oft vorüber ohne einen anderen dauernden Nutzen, als daß auch ihnen vor der Chirurgie und ihrem Meister ein tiefgehender Respekt eingeflößt wurde; wer Interesse, Lust und Liebe zur Sache und einige Vorkenntnisse mitbrachte, empfing immer neue Anregung und reiche Belehrung.

Gelegenheit zu näherer persönlicher Berührung mit dem Lehrer konnte sich natürlich nur wenigen der Zuhörer bieten. Wurde diesen die Ehre zuteil, in das gastliche Haus eingeladen zu werden, wo sie bei größeren Festlichkeiten dann gelegentlich die einzigen Gäste im Zivilanzug unter den jungen Offizieren der vornehmen Garderegimenter waren, denen die Söhne LANGENBECKS angehörten, so wußte der liebenswürdige Wirt durch besonders freundliche Ansprache des Einzelnen jedes Gefühl der Isolierung zu beseitigen. Zu den Auserwählten gehörten neben den Assistenten die Söhne von Ärzten und besonders von Kollegen an der Universität. Es kam darin das treue Interesse an dem ärztlichen Stande und an der Universität als Ganzem zum Ausdruck.

Die Liebe zur akademischen Jugend blieb ihm lebendig bis in die letzten trüben Lebensjahre. Als LANGENBECK im Februar 1886, schon fast erblindet, aus seinem Heim in Wiesbaden zu einer Konsultation nach Bonn gerufen wurde, und die Studierenden der Medizin ihm zu Ehren einen Kommers improvisierten, war er darüber sichtlich erfreut; er hielt eine schöne kurze Ansprache an die Studierenden und lauschte dann bis zu später Stunde mit stiller Freude den alten Kommersliedern. Die Studenten brachten den Meister mit Musik und Fackelschein nach meinem Hause; er ließ es sich nicht nehmen, im Schneegestöber zu Fuß mit ihnen zu gehen, und

schritt unterwegs nach alter Bonner Sitte auch mit den jungen Leuten noch um das Denkmal auf dem Markt herum. Am nächsten Morgen standen die Studenten wieder in Reih und Glied auf dem Bahnhof und sangen Abschiedslieder. Unter dem Eindruck der zu Herzen gehenden Szene, wie der ehrwürdige Greis an dem Kupeefenster stand und der akademischen Jugend zuwinkte — das letztmal in seinem Leben, — ließ der Bahnhofsinspektor den Zug einige Minuten über die Zeit halten. LANGENBECK sagte mir später, er habe lange keine so große Freude erlebt, wie in diesen Stunden im Kreise der Bonner Studenten.

Daß LANGENBECKS vornehme und menschenfreundliche Art auch im Verkehr mit den Patienten in gleicher Weise zur Geltung kam, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Nur selten riß ihm unklugen und zudringlichen Menschen gegenüber die Geduld. Fragte er während der Klinik einen Mann aus dem Volke nach seinen Leiden aus, so stand seine gewählte und gehaltene Ausdrucksweise zu der des Kranken oft in eigentümlichem Gegensatz. Besonders wenn gelegentlich der Typus des plumpen und behäbigen, mit derbem Mutterwitz begabten Berliner Weißbierwirtes dem feinen Aristokraten gegenüberstand, kam es zu erheiternden Szenen. Einiges hätte man in einem Lustspiel brauchen können. Ein Berliner Spießbürger kommt in die Klinik mit seinem Sohn, der ein Fünfgroschenstück verschluckt hat. LANGENBECK extrahiert das Geldstück mittels des GRÄFESCHEN Münzenfängers mit prompter Geschicklichkeit aus der Speiseröhre und überreicht es höflich dem staunenden Vater. Der gutmütige Mann zieht die Hand zurück und ruft: „O, nein, bitte, Herr Geheimrat“; ihm schien es unbillig, das von dem Operateur so wohl verdiente Geld zurückzunehmen. Ein donnerndes Gelächter der Zuhörer belohnte seine Großmut und seinen Gerechtigkeitssinn, LANGENBECK lachte herzlich mit. — —

Die Herbstferien 1865 konnte ich wiederum zu einer schönen und lehrreichen Reise benutzen. Ich hatte den stillen Wunsch, für die letzten Semester noch an eine kleinere Uni-

versität zu gehen, und wollte mir zur Orientierung die Kliniken in Halle, Leipzig, Jena und Göttingen ansehen. Günstig war für die Durchführung dieses Plans, daß die medizinischen Vorlesungen in Berlin schon mit dem letzten Juli schlossen, während sie in den anderen Universitäten noch 8—14 Tage länger fortgeführt wurden.

In Halle erwiesen mir der Gynäkologe ROBERT OLSHAUSEN und seine junge Frau INA, geb. RATHGEN, eine Enkelin NIEBUHRS, viele Freundlichkeit. Die chirurgische Klinik von BLASIUS schien mir nicht viel Verlockendes zu bieten.

In Leipzig hospitierte ich bei GÜNTHER in dem alten klinischen Gebäude am Rosental, wo es in jeder Beziehung sehr altväterlich aussah. Im Garten stand die „Luftbude“, der Embryo des späteren Barackenbaues. GÜNTHER demonstrierte im Operationssaal vor einer kleinen Zuhörerschaft ein Panaritium, faßte mich als Fremdling scharf in das Auge und ließ mich ziemlich grob an, warum ich mich ihm nicht vorgestellt habe, was ich zum Schluß der Vorlesung zu tun beabsichtigt hatte. Als ich dann aber mit einigen Worten der Entschuldigung meinen Namen nannte und mich als Sohn meines Vaters bekannte, wurde er sehr freundlich und sagte, er habe mit meinem Vater zugleich in Kiel studiert. Daß ich einmal sein indirekter Nachfolger werden sollte, ahnte er ebenso wenig wie ich. GÜNTHER starb ein Jahr darauf an der Cholera. Sein Nachfolger war THIERSCH.

Von Apolda nach Jena fuhr ich oben auf dem eigentlich nur für das Gepäck bestimmten Verdeck des überfüllten Omnibus. Als der Wagen durch die engen Gassen von Jena rasselte, kamen die Studenten im Schlafrock mit den Pflastern im Gesicht und den langen Pfeifen im Mund an die Fenster und vor die Haustüren, um die Ankommenden zu inspizieren. Ich blieb anderthalb Tage und freute mich des Zusammenseins mit meinem lebenswürdigen und talentvollen Vetter THEODOR TRENDELENBURG aus Dresden, der, schon länger kränklich, leider einige Jahre darnach starb. Abends machten wir einen Kommers der Germanen im Burgkeller mit.

Dann fuhr ich nach Eisenach, stieg nach der Wartburg hinauf und reiste über Kassel weiter nach Göttingen.

In Göttingen wohnte ich bei meinem Freunde JUSTUS OLSHAUSEN. Auch dort ging es recht kleinstädtisch zu. Die Professoren wohnten noch sämtlich in der Stadt innerhalb der Umwallung in kleinen, engen Häuschen, während jetzt schon seit Jahren wohl alle Professoren in hübschen Villen vor der Stadt wohnen, und nur die Gedenktafeln an den Häusern noch an die alte Zeit erinnern. Mein Freund Professor WALLACH war wohl der letzte, der in seiner Amtswohnung neben dem chemischen Institut bis zu seiner Emeritierung noch innerhalb der Stadt gewohnt hat. Auf dem Wall gingen die einen rechtsdrehend, die anderen linksdrehend im Schatten der herrlichen alten Lindenbäume spazieren, wie vielleicht schon zu meines Urgroßvaters Zeiten, der, wie erwähnt, als Schüler von HALLER dort studiert hat. In der chirurgischen Klinik wirkte der alte, treffliche WILHELM BAUM, ein feiner Mann von sanguinischem Temperament und schnell wechselnder Stimmung, mehr Gelehrter als praktischer Chirurg, von großer Gewissenhaftigkeit in der Indikationsstellung und in der Behandlung der Kranken, durch die Einwirkung seiner ganzen Persönlichkeit ein guter Lehrer, als solcher z. B. auch von BILLROTH, der in Göttingen studierte, sehr geschätzt. Seine rechte Hand in der Klinik war der um die moderne Chirurgie sehr verdiente ROSENBACH.

Dann ging die Reise weiter nach Darmstadt, wo ich mit meinem Vater zusammentraf. Dieser hatte, wie immer, bis zum 13. August gelesen und wollte nun im Lande der Phäaken, wie er Süddeutschland gern nannte, sich erholen und ungestört seiner wissenschaftlichen Arbeit leben. Seinem strengen und gehaltenen norddeutschen Wesen sagte das nicht nur auf stetige Arbeit gerichtete, sondern auch dem fröhlichen Genuß des Daseins sich gern hingebende Leben im Hause der süddeutschen Verwandten nicht ganz zu. Aber für kurze Zeit ließ er es sich gern gefallen. Von Darmstadt fuhren wir zusammen über Heidelberg nach Tübingen und von dort nach Winnenden, wo der Vater im Interesse seiner psychologischen

Studien die psychiatrische Anstalt des bekannten Psychiaters ZELLER besuchen wollte. Dort gab es eine erschütternde Szene. Unter den Patienten war ein früherer Zuhörer meines Vaters, in dessen Zelle wir hineingeführt wurden. Der arme Mann fing zuerst ganz vernünftig eine Unterhaltung über Philosophie an, dann verwirrten sich aber seine Gedanken, und es brach ein Tobsuchtsanfall aus, so daß ZELLER uns schleunigst hinausschob, sich selbst schnell zurückzog und die Tür der Zelle zuschloß.

Während mein Vater dann sich für einige Wochen in dem idyllischen Auerbacher Tal an der Bergstraße ansiedelte, fuhr ich den Rhein hinunter nach Köln und von da nach Bochum in Westfalen, wo ich auf den Rat meines Vaters mich etwas in dem Betrieb einer Apotheke umsehen wollte.

Der Apothekenbesitzer war HEDO VIELHABER, ein geschickter, lebenslustiger Rheinländer, aus einer Pastorenfamilie stammend, mit der meine Mutter und älteste Schwester in Kreuznach und Cleve bekannt geworden waren. Er war noch nicht lange verheiratet mit einer stillen, anmutigen jungen Frau. Die Taufe des ersten Töchterchens habe ich miterlebt. Es war eine echt westfälische Familienfestlichkeit mit einem Reichtum der Speisekarte und einer Fülle köstlicher Weine, wie sie sich eine durch neun trockne Kriegs- und Friedensjahre ausgedörrte Phantasie kaum noch vorstellen kann. Auch wenn keine Taufe gefeiert wurde, fehlte es abends nicht an einer guten Flasche Wein in der Stammkneipe der Honoratioren. Am Tage wurde fleißig gearbeitet mit Pulvermischen, Salbereiben, Pillendrehen, der Anfertigung von Infusen und Dekokten, Einkochen von Fleischextrakt nach dem damals neuen Liebigschen Rezept, und was der Aufgaben des Apothekers sonst noch ist.

Was ich dort lernte, hat mir später gute Dienste geleistet, als ich in dem kleinen Militärlazarett in Kiel als einjährig-freiwilliger Unterarzt die freilich meist sehr einfachen Rezepte selbst dispensieren mußte, und ebenso während meiner Professorenzeit in Rostock, wo ich als Vorsitzender einer hohen Medizinal-Kommission zusammen mit dem trefflichen Apothe-

ker Dr. BRUNNENGRÄBER eine in Unordnung geratene Apotheke in einem kleinen mecklenburgischen Städtchen zu revidieren hatte. Mit einigen aus dem Kolleg von MITSCHERLICH und den Bochumer Erfahrungen übrig gebliebenen Reminiszenzen konnte ich mich vor dem Apothekenprovisor doch einigermaßen legitimieren. Nicht jeder Arzt kann ja eine Rhabarberwurzel und ein Stück Opium voneinander unterscheiden oder weiß, welche Arzneimittel zu den Separanda und welche in den Giftschrank gehören, oder, daß Oleum chamomillae blau aussieht.

Bochum hatte damals schon angefangen, eine hervorragende Stellung in der Stahlfabrikation einzunehmen. Freund VIELHABER war mit manchen von den Technikern gut bekannt; so bekam auch ich Zutritt in einem sonst schwer zugänglichen Werk, in dem das neue BESSEMER-Verfahren angewandt wurde. Es war ein großartiger Anblick, wenn aus der großen, flüssiges Eisen enthaltenden Birne, in die von unten durch ein gewaltig fauchendes Gebläse Luft unter starkem Druck hineingepreßt wurde, oben die funkensprühende Flamme herausloderte, und wenn dann nach Entkohlung der Eisenmasse die Birne umgekippt wurde, und der Strom weißglühenden Stahls abfloß.

Auch der häufigere Besuch des Bochumer Krankenhauses war ganz lehrreich; ich lernte dort die dem Bergmann drohenden Gefahren kennen: Brüche der Wirbelsäule durch Verschüttetwerden mit dem „Sargdeckel“ bei der Arbeit im Liegen in den niedrigen Stollen und ausgedehnte Hautverbrennungen durch schlagende Wetter, die besonders dann gefährlich sind, wenn die Leute, das Verbot nicht achtend, bei der schweren Arbeit im schwülen Stollen das Hemd ausziehen, weil die Verbrennung sich auf alle unbedeckten Hautstellen erstreckt.

Nach Berlin zurückgekehrt, setzte ich dort meine Studien fort; den Wechsel der Universität, welche das Studium verteuert haben würde, gab ich auf Rat meines Vaters auf, was ich später, als ich die Vorzüge kleinerer Universitäten kennengelernt hatte, aber bedauert habe.

Die der Chirurgie nahe verwandte und verhältnismäßig spät von ihr abgelöste Geburtshilfe hat mir kein so lebhaftes Interesse abgewonnen wie die Chirurgie, obgleich sie durch den älteren MARTIN sehr gut vertreten war. In wissenschaftlicher Hinsicht schien mir dieser für das Volksleben besonders bedeutsame, in unserm Lehrbuch von NAEGELE in sicher abgerundeter Form dargestellte Zweig der Medizin ziemlich abgeschlossen zu sein. Die Gynäkologie im heutigen Sinne war noch ganz unentwickelt und, soweit operativ, in den Händen der Chirurgen, Chirurgen sind es gewesen, welche sie geschaffen haben, MARION SIMS, SPENCER WELLS, KOEBERLÉ, GUSTAV SIMON. In der geburtshilflichen Poliklinik lernte ich die sozialen Zustände in den ärmeren Stadtteilen von Berlin kennen. Als ich einem Vater, der in der kleinen Küche für seine Frau eine Tasse Kaffee zubereitete, stolz und freudig die Geburt von Zwillingen meldete, schleuderte er fluchend die Kaffeemühle in die Ecke. Man mußte sich mit dem poliklinischen Publikum etwas in acht nehmen. Ein Kommilitone behandelte in der Vorstadt vor dem Oranienburger Tor ein kleines Kind, und dieses starb. Als er dann wieder in dieselbe Straße gerufen wurde, rottete sich ein Haufen Volks zusammen und rief: „Wat, nich 'mal so'n kleenes Kind kann er kurieren, und der will sich an die großen Menschen machen?“ Er mußte schleunigst das Weite suchen. —

Wenn ich jetzt gelegentlich an dem letzten Hause der Karlstraße in der Nähe der Brücke über die Spree vorübergehe, in dem ALBRECHT v. GRÄFE sich seine Klinik eingerichtet hatte, denke ich mit Bedauern daran, daß ich es in meiner Studienzeit versäumt habe, bei dem großen Reformator der Augenheilkunde und glänzenden Lehrer zu hören. In die Examensfächer war die Ophthalmologie noch nicht eingereicht, so begnügte ich mich zunächst mit dem, was ich bei JÜNGKEN zu sehen und zu hören bekam, und mit einem Kolleg bei BÖHM. Dieser, ein Schüler von DIEFFENBACH, war der sehr geschätzte, freundliche Hausarzt meiner Eltern, dem wir Kinder immer mit Vergnügen der Reihe nach die Zunge herausstreckten, wenn er ab und zu bei uns vorfuhr, um den Gesund-

heitszustand der Familie zu kontrollieren, und dem ich zu besonderem Dank verpflichtet war, da er mich, wie ich Sekundärer war, an einer Verletzung mit Geschick und gutem Erfolg behandelt hatte. Ich wollte damals, wie ich es leichtsinnigerweise gern tat, vor einer schnell herankommenden Kutsche über die Straße laufen und kam im tauenden Schnee zu Fall, der Kutscher parierte die Pferde, sie sprangen über mich weg, aber das eine Vorderrad lief mir über das Bein. Dank der weichen Unterlage kam es zu keinem Knochenbruch, aber der große Bluterguß führte zu einem Abszeß.

Das Kolleg von BÖHM war sehr elementar gehalten, und die blauen Brillen, mit denen seine Patienten herumgingen, das eine Glas hellblau, das andere dunkel, sind längst wieder aus dem Berliner Straßenbilde verschwunden. Ich hatte mir vorgenommen, den Besuch der GRÄFESchen Klinik und die praktische Arbeit im pathologisch-anatomischen Institut nach dem Examen nachzuholen, kam aber wegen des militärischen Dienstjahres und meines ihm folgenden Eintritts als Assistent in die LANGENBECKSche Klinik leider nicht mehr dazu. Nur für den vortrefflichen Augenspiegelkurs bei GRÄFES Assistenten LEBER blieb Zeit übrig.

Die Psychiatrie fehlte in dem Unterrichtsplan für die Studierenden vollständig und wurde nur im Examen für das Physikat verlangt. Einen klinischen psychiatrischen Unterricht gab es überhaupt erst seit wenigen Dezennien. Die Irrenärzte selbst hatten vordem mit Rücksicht auf die Kranken Bedenken dagegen gehabt. Die erste psychiatrische Klinik wurde 1817 in Paris von ESQUIROL errichtet, später folgte Wien, dann die anderen Universitäten. Die einzige Psychose, die ich als Student zu sehen bekam, war das Delirium tremens; behandelt wurde sie noch mit Zwangsjacke und Bindezeug, was durch Erschöpfung der Kräfte bei den Abwehrbewegungen nicht selten zum Tode führte. In der LANGENBECKSchen Klinik wurde das Chloral von LIEBREICH in größeren Dosen angewandt, die Kranken schliefen ein, wachten aber häufig nicht wieder auf.

Wenn unsere Ausbildung somit eine unvollständige blieb,

so hatte die Beschränkung in der Zahl der Lehrfächer doch auch ihre Vorteile. Wir wurden damals noch nicht so unbarmherzig wie der heutige Student von einer Vorlesung und Klinik in die andere getrieben, wir behielten Zeit, zu Hause über das Gehörte und Gesehene nachzudenken und nachzulesen, wodurch allein es haften bleiben, verdaut und assimiliert werden kann. Schon GOETHE schrieb 1808 an seinen Jurisprudenz studierenden Sohn nach Heidelberg: „Ebenso lobe ich, daß Du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beym Studiren alles darauf an, das man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald Einem das Überlieferte über den Kopf wächst, so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung alles abzuschütteln.“ — Und zu schütteln braucht man nicht einmal, es gleitet auch von dem geduldigsten Gehirn von selbst ab.

Dem zu wenig von damals steht das zu viel von jetzt gegenüber. Die noch nicht zum Stillstand gekommene Abspaltung so vieler Spezialfächer von den alten Hauptfächern ist für den Fortschritt der Wissenschaft, solange das allen Gemeinsame nicht aus den Augen verloren geht, von Nutzen, für den Unterricht der Studierenden ist sie mit großen Übelständen verbunden. Das Unterrichtsmaterial wird zersplittert, jedem Spezialfach wohnt das Bestreben inne, im Stundenplan und im Examen eine den alten Hauptfächern sich möglichst annähernde Stellung einzunehmen, und den sich steigernden Anforderungen durch entsprechende Verlängerung der Studienzeit nachzukommen, ist unmöglich. —

In der Politik war inzwischen die Spannung zwischen Preußen und Österreich mit den zu ihm haltenden Bundesstaaten so groß geworden, daß ein Krieg unvermeidlich schien. Man sah ihm mit Sorge und Unbehagen entgegen. Der Kladderadatsch brachte ein Bild, das Preußen und Österreich als zwei römische Gladiatoren in der Arena des Amphitheaters darstellte, wie sie dem sich schmunzelnd über die Brüstung seiner Loge lehenden Kaiser NAPOLEON ihr „morituri te salutamus o Caesar“ zurufen.

Ich wollte den bevorstehenden Feldzug gern als Militärarzt mitmachen und benutzte daher die den Medizinern der letzten Semester eingeräumte Erlaubnis, das Doktorexamen, das damals noch vor der Staatsprüfung gemacht wurde, ohne vorherige Einlieferung der Dissertation zu absolvieren. Das examen rigorosum — *lucus a non lucendo* — wurde nach damaliger Sitte in der Wohnung des Dekans v. LANGENBECK abgehalten, der schriftliche Teil der Prüfung mit eingeschobenem guten Frühstück, der mündliche Teil nachmittags mit Kuchen und Konfekt; die feierliche Promotion wurde auf den 12. Juni 1866 angesetzt. Dabei hatte der Doktorandus die von ihm aufgestellten Thesen gegen seine drei Opponenten — bei mir meine Freunde JUSTUS OLSHAUSEN, MAX LEHNERT und ein Studiengenosse HELLER — in lateinischer Sprache zu verteidigen. In den Thesen spiegelten sich der zeitliche Stand der Wissenschaft und die Ansichten der Lehrer wieder. War unter den Opponenten ein Nichtmediziner, so wurde ein Thema gewählt, das auch für die fremde Fakultät von Interesse war. So hatte ich für den Juristen OLSHAUSEN die These aufgestellt, daß es in der Geburtshilfe unter gewissen Umständen berechtigt sei, bei lebendem Kind die Perforation auszuführen, den beiden anderen Thesen, die bei Koxitis die Frühresektion und bei Schußwunden die sofortige Untersuchung und Extraktion der Geschosse auf dem Schlachtfelde verlangten, ließen den Einfluß von LANGENBECKS und HUETERS Lehren erkennen.

Natürlich war das Ganze eine Komödie. Jeder hatte ein Exemplar der schön rot gebundenen Dissertation in der Hand — in diesem Falle nur den Buchdeckel irgendeiner älteren — und las von dem eingelegten Zettel die wenigen lateinischen Sätze ab, aus denen das wissenschaftliche Turnier sich zusammensetzte. Das Wichtigste dabei war, die Stichworte nicht zu verpassen. Nachdem jeder der Opponenten sich für besiegt erklärt und dem Sieger gratuliert hatte (*quae cum ita sint, facere non possum quin me devictum te victorem publice proclamem* oder in ähnlicher Wendung), fragte der Doktorandus, ob auch einer der in der Korona Anwesenden

zu opponieren wünsche. Es war dieses eine leere Formel aus alter Zeit, diè Frage wurde immer mit Stillschweigen beantwortet. Aber o Schrecken! In der Korona erhob sich mein Vater und griff eine meiner Thesen in wohlgesetzter, flüssiger lateinischer Rede an. Ich radebrechte unter allgemeiner Heiterkeit einige Sätze zur Entgegnung und brachte so auch diesen gefährlichsten Angreifer zum Schweigen. Dann wurde der Doktoreid abgelegt, dessen Formel dem schönen alten hippokratischen Eide ähnlich war. Das Schiefe dabei war nur, daß das Recht zur ärztlichen Praxis erst durch das später abzulegende Staatsexamen erworben wurde, und der junge Doktor mit dem Staatsanwalt in Konflikt geraten wäre, wenn er, wie der Eid es verlangte, jedem Kranken, reich oder arm, zu Hilfe geeilt wäre. Nach der Vereidigung wurde ich, wie von Anfang der Feierlichkeit an noch auf dem unteren Katheder stehend, von dem darüber auf dem oberen stehenden Dekan als *Doctor medicinae et chirurgiae* proklamiert und auf das obere, nur für Doktoren bestimmte Katheder gerufen, wo er mir das Diplom übergab. Einige Dankesworte meinerseits und ein ebenfalls lateinisch in althergebrachter Formel gesprochenes Gebet beendeten die feierliche Handlung. Am Abend folgte ein sehr vergnügter Doktorschmaus, bei dem nun jeder redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war. —

Der junge Arzt diente damals noch nicht mit der Waffe, sondern trat sofort als einjährig-freiwilliger Unterarzt in die Armee ein. Ein empfehlendes Zeugnis von LANGENBECK und ein Brief meines Vaters an den Generalstabsarzt der Armee Dr. GRIMM ebneten mir die Bahn; mein Gesuch um Verwendung während des Krieges fand Gehör, und ich wurde angewiesen, mich am 27. Juni bei einem schweren Feldlazarett in Görlitz zu melden. Als dieses am 1. Juli aufbrach, um in Böhmen einzurücken, wurde ich zu meinem Leidwesen in Görlitz zurückgelassen, und zwar als einziger Arzt in der zum Lazarett bestimmten aber noch nicht vollständig eingerichteten Kaserne. Rasch folgten sich die Gefechte bei Podol, Nachod, Gitschin, und zugleich mit innerlich Kranken und Maroden kamen in wenigen Tagen viele glücklicher-

weise meist leicht Verwundete an, so daß die Kaserne überfüllt war. Ich hatte drei- oder viermal in der Klinik eine Schußwunde gesehen, das waren meine Erfahrungen in der Kriegschirurgie. Aus Zeitmangel mußte ich mich auch auf ganz flüchtiges Verbinden der Wunden beschränken, da ich bei ununterbrochener Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei den 350 bis 400 Kranken und Verwundeten nicht herumkommen konnte. Immer wieder tat sich am Abend eine Tür auf, und flehentlich erscholl eine Stimme „Signore Dottore!“ von einem österreichischen Soldaten aus Venetien oder ein Ruf zum Kommen in irgendeiner unverständlichen Sprache. Zu meiner Hilfe engagierte ich auf eigene Faust und Kosten zwei in der Nähe wohnende Barbieri, von denen der eine recht brauchbare den nicht sehr vertrauenerweckenden Namen UNREIN führte. Eines Morgens in aller Frühe ging ich dann zu dem Chefarzt der Görlitzer Lazarette in sein Quartier. Zur Besichtigung der Kaserne hatte er noch keine Zeit gefunden. Als ich ihm meine eigenartige Lage dargestellt hatte, faßte er mich am Oberarm, wie um meine Muskeln zu prüfen, und sagte, ich sei ein ganz kräftiger junger Mann, ich werde das schon aushalten, worauf ich nur gehorsamst zu antworten wußte, das sei wohl nicht zu bezweifeln, aber wie lange es die Kranken aushalten würden, sei eine andere Frage. Am 14. erschien dann ein telegraphisch herbeigerufener Stabsarzt der Landwehr, ein Berliner Sanitätsrat, der sich sehr abfällig über die im Lazarett vorgefundene Unordnung äußerte und versicherte, er werde bald Ordnung schaffen. Das war nun auch nicht mehr schwierig, da sich am nächsten Tage 4 Assistenz- und Unterärzte zum Dienst meldeten und einige vortreffliche katholische und protestantische Schwestern sowie helfende Damen sich einstellten. Militärische Krankenwärter bekamen wir nicht, sondern an ihrer Stelle tageweise engagierte Männer aus der Stadt, meist arbeitslose Handwerker. Die Wahl des Stabsarztes war keine sehr glückliche. Es mangelte ihm an jeder chirurgischen Erfahrung. Nach seinen Studien in PIROGOFFS und STROMEYERS Büchern über Kriegschirurgie hielt er sich für verpflichtet, fast bei jeder Schuß-

wunde einen ergiebigen Einschnitt durch die Haut zu machen, das sogenannte débridement, oft ohne Narkose.

So hatte ich allen Grund, die Kollegen in den anderen Lazaretten zu beneiden, in denen vortreffliche Chirurgen, wie Stabsarzt BESSER und Stabsarzt ROTH, tätig waren. ROTH wurde später Leiter des Militärsanitätswesens in Sachsen, er führte dort die militärärztlichen Kurse und die Abkommandierung von Militärärzten zu ihrer Ausbildung an die Universitätskliniken in Leipzig ein, eine Einrichtung, die sich sehr bewährte und dann von der ganzen deutschen Armee übernommen wurde. Er war ein Mann von organisatorischem Talent und großer Energie. Ihm in erster Linie verdanken die Sanitätsoffiziere, die 1866 noch als Militärbeamte das goldene, nicht das silberne Portepée der Offiziere trugen, ihre Gleichstellung mit den Offizieren. Wenn ich in allen militärischen Fragen gänzlich Unbewandelter in dienstliche Zweifel und Schwierigkeiten kam, fand ich bei ROTH immer freundlichen, zuverlässigen Rat.

Als am 1. August der Professor WAGNER aus Königsberg mit seinen beiden Assistenten SCHNEIDER aus Königsberg und ERNST BERGMANN aus Dorpat, dem späteren Berliner Professor, als konsultierender Generalarzt das Lazarett besuchte, überließ mir der Stabsarzt die Ehre, vor den Herren eine notwendig gewordene Amputation des Unterschenkels zu machen, und ich freute mich, als der Generalarzt sagte: „Nun, Sie operieren ja wie ein Alter!“ Es war dieses meine erste größere Operation. Leider erlag der Kranke, ein Österreicher ROMANTSCHKEK, der schon durch vorher eingetretene Blutungen aus angeschossenen Arterien geschwächt und septisch infiziert war, schon nach 8 Tagen der Pyämie, die besonders von den sekundär, d. h. nach dem Eintritt schwerer Entzündung Amputierten viele hinraffte.

Mit fast noch größerem Stolz aber erfüllte mich eine andere glücklich gelungene Operation — eine Zahnextraktion! Meine zahnärztlichen Erfahrungen beschränkten sich darauf, daß ich gelegentlich in der chirurgischen Poliklinik in der Ziegelstraße, welche von dem ersten Assistenten HUETER, später

Professor in Greifswald, geleitet wurde, dem Zahnziehen der Studierenden zugesehen hatte. Bei den Anfängern bestand das Zahnziehen aber häufig im Abbrechen; die Wurzeln mußten dann von HUETER mühsam herausgegraben werden, und die dabei unvermeidlichen peinlichen Szenen hatten mich immer etwas angewidert. Aber einen Versuch mußte ich doch auch einmal machen, der Zahn brach ab, und ich verließ das Lokal, um es zur Zeit der Zahnextraktionen nicht wieder zu besuchen. Nun kam in Görlitz eine von den pflegenden Damen auf mein Zimmer und meldete, einem österreichischen Verwundeten müsse ein stark schmerzender Zahn ausgezogen werden. Schon öfters hatte ich mit stillem Neid dem vorhin schon genannten ganz geschickten Barbier beim Zahnziehen zugesehen und konnte der Dame daher nur empfehlen, sich an diesen zu wenden. „Nein, das ist es ja gerade“, sagte sie, „diesem rohen Menschen kann ich den armen Kranken doch nicht anvertrauen, darum komme ich ja zu Ihnen, Herr Doktor! Haben Sie die große Freundlichkeit und ziehen Sie den Zahn selbst aus!“ Ein nochmaliger Versuch, mich aus der Affäre zu ziehen, war vergeblich, meine Versicherung, der Mann habe mehr Übung als ich, wurde als übergroße Bescheidenheit ausgelegt. Ich willigte also ein zu kommen. Heimlich wog ich dann noch die Zange ein Weilchen mit kunstgerechtem Griff in der Hand, nahm mir fest vor, den Zahn möglichst dreist tief an der Wurzel zu fassen, und ging mutig ans Werk. Ziehet, ziehet, hebt! Er bewegt sich, schwebt! Siehe da, der Backzahn mit seinen dicken Wurzeln ist glücklich heraus! Dem Kranken war geholfen und mir auch, er war die Zahnschmerzen und ich die Furcht vor dem Zahnziehen losgeworden. So findet der Mensch manchmal Vertrauen, wo er es am wenigsten verdient. Der alte SUŚRUTA ließ seine Schüler das Zahnziehen an toten Tieren erlernen. Es sollte auch bei uns in jedem chirurgischen Operationskurs geübt werden.

Unter den Krankenwärtern war ein Deutschböhme, dessen unermüdliche treue Hilfe uns viel wert war. Er hieß PALLAK. Er hatte in einem böhmischen Städtchen ein kleines Gasthaus mit einer Schenke zu eigen gehabt und, aus seiner deutschen

Gesinnung kein Hehl machend, den Gästen dort aus dem Kladderadatsch ein Spottgedicht auf die österreichischen Truppen vorgelesen, dessen eine Strophe lautete: „Aujuste, pack die Löffeln weg, es kommt der große Benedeck.“ Die Tschechen hatten ihm darauf das Haus angezündet; er hatte flüchten müssen und war glücklich durch die feindlichen und die deutschen Linien bis nach Görlitz gekommen, wo er, gänzlich mittellos, uns seine Hilfe anbot. Besonders auch als Dolmetscher bei den Tschechen und Polen war er uns willkommen. Denn die Verständigung mit den aus acht Sprachgebieten stammenden österreichischen Verwundeten war oft recht schwierig. Als ich am ersten Abend nach der Ankunft eines größeren Transports von tschechischen und kroatischen Verwundeten mit der Nachtlampe durch die Station ging und Morphiumpulver verteilte, dachten die armen Kerle, ich wollte sie heimlich vergiften! Einige der katholischen Schwestern konnten polnisch sprechen, und ein Priester hatte dann den guten Gedanken, einen Fragebogen herzustellen, auf dem die wichtigsten ärztlichen Fragen: Wie hast du geschlafen? Wo hast du Schmerzen? usw. in den acht Sprachen tabellarisch verzeichnet waren. Aber auch als Krankenpfleger erwies sich PALLAK als geschickt, half bei Operationen und Sektionen und war anstellig bei jeder Art von Arbeit. Seine aufopfernde Treue bewies er besonders, als die Cholera im Lazarett ausbrach.

Es war vorauszusehen, daß die Cholera, die bei den Truppen in Böhmen und Mähren, vor allem in Brünn, entsetzlich hauste und sich hier und da auch schon in Deutschland zeigte, bald durch von Prag herkommende, durchpassierende Rekonvaleszenten auch bei uns eingeschleppt werden würde. Es wurden deshalb vor der Stadt einige Cholerazelte bereitgestellt. Als ich am 4. September vom Mittagessen zurückkam, fand ich den Wärter CASPAR, mit dem zusammen ich noch am Vormittag die Verwundeten verbunden hatte, schwer krank vor. Sein ganzer Zustand, sein bis zur Unkenntlichkeit entstelltes Gesicht, die tief in die Augenhöhlen zurückgesunkenen Augen, die froschkalte Zunge, die welke, in Falten

stehenbleibende Haut, die schmerzhaften Wadenkrämpfe neben den bekannten Symptomen, von denen die Cholera ihren Namen hat, ließen nicht daran zweifeln, daß es sich um einen schweren Fall von Cholera handele. (*Χολέρα* heißt die Dachrinne. Der Name ist schon bei den Alten für schwere Brechdurchfälle (asiatische Cholera?) gebräuchlich, so bei ALEXANDER v. TRALLES, bei CELSUS. Andere leiten den Namen wohl irrtümlich von *Χολή*, die Galle, ab.) Gesehen hatte ich einen Cholerakranken bisher noch nicht. Wir packten den armen Menschen in einen Tragkorb, gaben ihm ein paar Flaschen Selterswasser gegen den peinigenen Durst mit auf den Weg und beorderten acht Mann, ihn nach den Cholerazelten zu bringen. Die Leute in ihrer Angst und Aufregung brachten ihn aber nicht dorthin, sondern nach Zelten, die auf dem Kirchhof zur vorläufigen Unterbringung von Leichen errichtet waren. Sie mußten durch die ganze Stadt zurück nach dem Choleralazarett gehen, und bald nachdem er dort eingeliefert war, starb der Kranke. Von den Trägern nun, die wie der Verstorbene in einem ärmlichen Teil der Stadt wohnten und wahrscheinlich in ihren Häusern infiziert waren, erkrankten am nächsten Morgen vier, und am Tage darauf waren schon drei von ihnen gestorben. Die Nachricht von dem Tode der drei Kameraden gab dem gesamten tageweise engagierten Wärterpersonal das Signal, seinen Dienst in dem Krankenhause im Stich zu lassen, zumal inzwischen auch schon fünf von den Verwundeten plötzlich erkrankt waren. Auch die jungen Damen, die, durch keine einschränkenden Bestimmungen behindert, immer in übergroßer Zahl gekommen waren, um den Verwundeten, besonders den schmucken Tiroler Jägeroffizieren, Apfelsinen und andere Liebesgaben zu bringen, erschienen nicht wieder, die sonst so belebten Gänge des Lazarett waren wie ausgestorben. Wie ein Lauffeuer breitet sich die Seuche nun im Hause aus, so daß ein Transport der Befallenen nach den Cholerazelten sich als undurchführbar erwies, und wir die Erkrankten behalten mußten, während die Gesunden evakuiert wurden. Einige Schwestern und PALLAK waren meine einzige Hilfe, denn ich hatte als der im

Lazarett Wohnende die Cholerastation zu übernehmen. Zur Nachtwache gelang es noch einige Bassermannsche Gestalten aus der Stadt für Geld, gute Worte und reichliche Gaben von Rum zu gewinnen. PALLAK besorgte das Einsargen der Leichen. Aber er konnte nicht so schnell damit fertig werden, wie das große Sterben und der draußen wartende Leichenwagen es verlangten. So kam es, daß er einmal zwei Leichen in einen Sarg legte, und ein Sarg leer auf den Leichenwagen kam. Dieses wurde bemerkt, und der Sarg geöffnet. Bei der aufgeregten Bevölkerung, die ohnehin über unser Lazarett ergrimmt war, weil wir an dem Ausbruch der Cholera auch in der Stadt schuld sein sollten, verschmolz dieser Zwischenfall mit dem traurigen Schicksal des aus Versehen nach dem Kirchhof gebrachten Wärters zu dem unsinnigen Gerücht, daß von uns ein Kranker lebendig begraben sei, und der ganze Haß des Pöbels warf sich auf den getreuen PALLAK, so daß er kaum wagen konnte, sich außerhalb des Lazarettes sehen zu lassen. Aber er blieb unentwegt bei seiner Arbeit. Später wurde auch er von der Cholera befallen, kam aber glücklich durch.

Ich selbst blieb vollständig verschont, obgleich ich mich natürlich, um den Leuten Mut zu machen, an allen Handreichungen bei Kranken und Sterbenden beteiligen und auch das Desinfizieren der Abtrittsgruben mit Eisenvitriol, wovon wir 160 Pfund verbrauchten, unter meiner persönlichen Aufsicht und Anleitung besorgen lassen mußte. Den Brunnen auf dem Hof hatte ich gleich absperren lassen; als Getränk diente Selterswasser, Kaffee, Thee und Rotwein. Die Kochschen Kommabazillen waren noch nicht entdeckt, aber die Anschauung, daß es sich bei der Cholera um irgendwelche mikroskopische Lebewesen als Krankheitsursache handele, war bei den Medizinern schon ziemlich verbreitet, und man hatte die Dejektionen von Cholerakranken auch schon mehrfach nach spezifischen Vibrionen durchsucht, was aber ohne die Kochschen Färbe- und Kulturmethoden zu keinem Resultat führen konnte. Daß das Wasser eine Rolle bei der Übertragung der Krankheit spiele, konnte man daraus schließen,

daß sie häufig dem Lauf der Flüsse folgte und, von Rußland kommend, zuerst die Schiffer auf der Weichsel zu befallen pflegte.

Immerhin war ich froh, als schon am 11. September das geräumte Lazarett in der Kaserne ganz geschlossen wurde, und ich mich nicht mehr mit Cholerakranken zu befassen brauchte. —

Von den Wundinfektionskrankheiten war es besonders der Lazarettbrand (Nosokomialgangrän), der uns in Görlitz viel zu schaffen machte, eine Wundkrankheit, von welcher die jetzige Generation von Ärzten nur noch vom Hörensagen weiß. Es handelt sich dabei um eine rapide um sich greifende brandige Zerstörung der Weichteile in der Umgebung der Wunde, die durch Arrosion großer Blutgefäße zu tödlichen Blutungen führt, wenn dem Fortschreiten des Brandes nicht durch energische Ätzung mit Chlorzink oder Ausbrennen mit dem Glüheisen rechtzeitig Einhalt geboten wird.

Wir hatten in bezug auf die Verhütung von Wundinfektionen große Hoffnungen auf die Unterbringung der Verwundeten in Zelten gesetzt, wie sie vorher besonders im amerikanischen Sezessionskriege (1862—65) und von WILMS und ROSE in Bethanien mit gutem Erfolg benutzt worden waren. Schien doch die stagnierende, durch die vielen eiternden Wunden verdorbene Luft in den überfüllten Krankensälen der Träger der Miasmen zu sein. Wir machten aber bald die Erfahrung, daß in den Krankenzelten dem ersten Fall von Lazarettbrand ebenso schnell weitere Fälle folgten wie in den Krankensälen.

Die hinter der Kaserne aufgerichteten Krankenzelte nahmen sich hübsch aus, und die Kranken lagen im heißen Juli und August sehr gern darin. Auf die Dauer bewährten die Zelte sich nicht. Sie waren in so einfacher Form gebaut wie ein Nomadenzelt — hölzerne Pfosten, Zeltmantel aus einer einfachen Lage von Segelleinwand, Stricke mit sogenannten Heringen am Erdboden angepflockt. Kam nun aber ein stärkerer Sturmwind, so war das Zelt in Gefahr zusammenzufallen, ein lange anhaltender Regen drang durch die Leinwand hin-

durch, in den herbstlichen Nächten froren die Kranken, und der feuchte, schwer zu reinigende Erdboden erwies sich als ein weiterer Übelstand, besonders für das Pflegepersonal. Dielen mußten gelegt, und der Zeltmantel gedoppelt werden, wodurch der Vorteil freien Luftzutritts zum Teil wieder verloren ging.

Interessant war es mir dann, in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zu beobachten, wie das nur für das Leben umherziehender Nomaden und für ein südlicheres Klima passende Zelt sich allmählich wieder in das steinerne Krankenhaus umwandelte. Die auf dem Erdboden liegenden Dielen waren feucht und kalt, man hob den Fußboden daher etwas in die Höhe, um eine isolierende Luftschicht darunter zu gewinnen; bald wurde dann eine etwa einen Meter über dem Erdboden stehende Plattform daraus, zu der eine Treppe hinaufführte, und darüber erhob sich die sog. Zeltbaracke, die mit einem soliden, mit einem Dachreiter zur Ventilation versehenen Dach überdeckt war, deren Seitenwände aber im wesentlichen noch aus Segeltuch bestanden. Für den Winter mußte man die Leinwand durch Holzverschalung oder Mauerwerk und in das Fachwerk eingesetzte Glasfenster ersetzen; das Bedürfnis eines Baderaumes, einer Teeküche, eines Abortes machte die Anfügung kleiner Nebenräume an den Stirnseiten erforderlich. Aus dem Zelt war so ein kleines Haus geworden. Die Heizung desselben verschlang unverhältnismäßig viel Kohlen, nicht lange dauerte es daher, bis das Fachwerk durch eine dicke, solide Steinmauer ersetzt war. An den Dachreitern zur Ventilation hielt man bei Pavillons für chirurgische Kranke zunächst noch fest und hielt zweistöckige sog. Blocks nur für eine mit innerlich Kranken belegte Station für zulässig. Auch scheute man sich aus Furcht vor Infektionsübertragung von einem Pavillon zum anderen, die einzelnen Pavillons durch gedeckte Gänge miteinander zu verbinden. Im Krankenhaus Friedrichshain z. B. mußten meine Patienten (1874) auf der Bahre durch Schnee und Regen nach dem Operationsraum getragen werden. So schuf man sich künstlich Verhältnisse, wie sie

im Kriege unvermeidlich und als Notbehelf erträglich sind, unter Friedensverhältnissen aber keinen Sinn haben. Wie so oft, wurde der Fortschritt erst auf dem Umweg einseitiger Übertreibung erreicht.

Wie wenig entwickelt das Krankentransportwesen damals noch war, erhellt aus einer Zeitungsnotiz, die ich unter einigen Papieren aus der Görlitzer Zeit finde. Über den Transport des bei Nachod an der Spitze seiner Brigade schwer verwundeten Generals v. OLLECH von Frankenstein in Schlesien nach dem Krankenhaus Bethanien in Berlin heißt es da: „Die Anordnungen des begleitenden Arztes DR. FORMER haben sich beim Transport trefflich bewährt. In einem Güterwagen lag der Verwundete auf einer Sprungfedermatratze in einer breiten Bettstelle, deren Füße auf Strohkissen standen, um die Erschütterung während der Fahrt zu vermindern. Die eine Tür des Wagens war offen, und das Innere des Wagens durch eine wollene Decke in zwei Teile geteilt, um von dem Verwundeten die bei Eisenbahnbeförderungen unvermeidliche starke Zugluft abzuhalten. Sehr zweckmäßig war es, daß frisches Wasser auf der Fahrt mitgenommen, und die passende Tragbahre zum Transporte gleich mitgebracht wurde. Ein Bettschirm in halber Kreisform bedeckte das Lager des Generals während des Transportes durch die Stadt. Wir erwähnen diese Nebenumstände, um darauf hinzuweisen, daß auch Schwerverwundete bei diesen Vorkehrungen auf der Eisenbahn transportiert werden können.“ — Einzelne Hospitalwagen waren schon im nord-amerikanischen Sezessionskriege auf den Eisenbahnen benutzt worden, besondere Lazarettzüge sind zuerst im Kriege 1870/71 für unsere Armee eingerichtet worden.

Ein erfreuliches Ereignis im Görlitzer Lazarett möchte ich noch erwähnen. Am 19. oder 20. Juli meldete sich am Tor ein auffallend kleiner Mann mit großem Kopf mit der Bitte, ihm den Besuch des Lazaretts und das Zeichnen darin zu gestatten, er beabsichtige, Studien für Schlachtenbilder zu machen. Es war ADOLF MENZEL. Natürlich wurde die Erlaubnis gern erteilt, und wir konnten nun beobachten, wie

der Künstler, meist in der rechten Hand das Skizzenbuch und den Bleistift in der linken, im Stehen seine Skizzen aufnahm, die er uns nachher gern sehen ließ. Er ging durch alle Räume und drang bis in die geheimsten Gemächer vor, überall nach charakteristischen Bildern spähend. Dann wollte er auch gern einer Operation zusehen. Als der Patient, ein an Alkohol gewöhnter Tscheche, aber zu Beginn der Narkose anfang zu toben und zu schreien, wurde ihm schlecht, leichenblaß setzte er sich auf einen Stuhl und, ehe wir es uns versahen, war der verehrte Gast aus dem Lazarett auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Seine Spur konnte ich neuerdings in dem Buch „ADOLF VON MENZELS Briefe, herausgegeben von HANS WOLFF, Berlin 1914“ verfolgen. MENZEL schreibt am 21. Juli 1866 aus Köninghof: „Ich habe mir übrigens in Görlitz die Mischung in der Apotheke machen lassen, die PUHLMANN auf seinem Waschtische hat, und wasche mich damit und nehme gewisse Tropfen auf Zucker, wenn ich in die Lazarette gehe, was indes kaum nötig, da überall alle Fenster offen stehen. Vor allem freie Luft heißt es da.“ — PUHLMANN war ein sehr bekannter Oberstabsarzt in Potsdam, ich glaube bei den roten Husaren, mit dem MENZEL nahe befreundet war. Ein sehr lebendiges Bild PUHLMANNS — ich bin diesem in Potsdam öfters begegnet — von MENZELS Hand befindet sich in der Nationalgalerie. An ihn schreibt er am 2. August 1866 aus Berlin: „Vielgeliebte alte Kriegsgurgel! — Vorgestern bin ich selbst erst zurück aus Böhmen gekommen; es litt mich nicht länger hier — so hinterm Ofen bei Muttern hocken zu bleiben, ohne wenigstens für 14 Tage die Nase in Graus und Jammer und Stank zu stecken. — Woher SCHLÜTER seine Zeughausmasken hat, weiß ich jetzt auch. — Am besten hätte ich in Deinem Verbandsnecessaire mit stecken können! Was muß Du alles gesehen, gehört, erlebt haben! Indes, gleichviel. Haben wir uns nur erst glücklich wieder, dann aber das Glas mit dem Naß, da soll nicht mal 'ne Fliege, geschweige Kanonen mit Pferdejauche drin gewesen sein! Also bis dahin Gott befohlen. — Dein ALF.“

Uns schickte MENZEL nach seiner Rückkehr aus Berlin ein Kistchen mit guten Havannazigarren mit freundlichem Gruß und dem Wunsche, es möge uns gelingen, die üble Luft in dem Lazarett damit etwas zu verbessern. —

Nach der Auflösung unseres Lazaretts war ich in Görlitz dienstfrei geworden und erbat mir Urlaub nach Zittau. Die Stadt liegt im sächsischen Teil der Lausitz, und so kam ich bei der Gelegenheit für einige Tage in Feindesland. Was mich dahin zog, war der Umstand, daß dort mein lieber Freund HEINRICH HADLICH als Unterarzt stationiert war. Wir hatten uns in der gemeinsamen Studienzeit kennen gelernt. HADLICH war ein ebenso gescheiter wie liebenswürdiger junger Mann, gerade und freimütig. Er litt seit seiner Kindheit an Asthma, das ihn sehr häufig befiel, wenn er die Berliner Stadtluft atmete, während die Anfälle ausblieben oder schwächer auftraten, sobald er sich auf dem Lande aufhielt. Dieses war der Grund, weshalb er später auf den Plan, sich in Berlin als Privatdozent zu habilitieren, verzichten und sich entschließen mußte, sich als praktischer Arzt in dem Dorf Pankow bei Berlin niederzulassen. Er interessierte sich besonders für Neurologie und würde gewiß als Dozent eine fruchtbringende Zukunft vor sich gehabt haben. Neben der ausgedehnten Landpraxis übernahm HADLICH dann in Pankow eine Assistentenstelle in der von MENDEL geleiteten psychiatrischen Anstalt. Er war überzeugter Fortschrittsmann, hielt mit seiner Gesinnung nicht hinter dem Berge und stand immer in politischem Kampfe mit den Konservativen. Die dankbaren Pankower haben nach seinem Tode eine Straße des inzwischen sehr gewachsenen Ortes nach ihm benannt. Bis zu meiner Übersiedelung von Berlin nach Rostock haben wir viel miteinander verkehrt und die warme Freundschaft auch später brieflich und durch gegenseitige Besuche weiter gepflegt; wir machten gemeinsame kleine Reisen in den Harz, nach Misdroy, nach Kopenhagen und Flensburg, wo wir unseren gemeinsamen Freund GUSTAV SCHAEDEL besuchten, der nach seiner Assistentenzeit bei LANGENBECK dirigierender Arzt der dortigen Diakonissenanstalt geworden war.

HADLICH starb leider in jungen Jahren. Mit Frau und Kindern am Genfersee weilend, bestieg er an einem nebligen Oktobertage allein den Gramont und kam nicht zurück. Erst nach Wochen fand man den Toten mit zerschmettertem Schädel am Fuße einer Felswand unter tiefem Schnee begraben.

In dem gut eingerichteten Lazarett in einer Schule der Stadt Zittau wirkte als Felddiakon der Kandidat der Theologie PAUL KÜHN, Sohn des Pastors KÜHN in Taucha bei Weißenfels, unermüdlich bei den Verwundeten tätig mit Zuspruch, Vorlesen und Briefschreiben und mit praktischer Hilfe in allen kleinen Dingen, die dazu beitragen konnten, den Verwundeten ihre Lage zu erleichtern und das Leben behaglich zu machen. Daß er bald mein Schwager werden würde, konnte ich nicht ahnen.

Ein hübscher Spaziergang brachte uns auf den südlich vom Oybin gelegenen Hochwald, von wo man weit nach Böhmen hinabschauen kann. An einer Partie Kegel nahmen auch einige Honoratioren von Zittau teil, von feindlicher Stimmung war bei den Einwohnern nicht viel zu bemerken.

Am 17. September wurde ich in Görlitz entlassen und fuhr am nächsten Tage als Führer eines Krankentransports nach Berlin zurück. Hier fand am 20. und 21. der feierliche Einzug der siegreichen Truppen statt, ebenso wie 1864 und später 1871 durch das Brandenburger Tor und auf dem breiten Mittelweg der Linden zwischen den langen Reihen von eroberten Geschützen entlang nach dem Lustgarten, an der Spitze der König und die Generäle, unter denen BISMARCK in seiner Kürassieruniform hervorragte. Der König hielt dann mit der Suite vor dem Blücherdenkmal, und die stolzen Regimenter marschierten im altpreußischen Paradeschritt an ihm vorüber. Ich bewegte mich in Uniform teils auf dem Mittelweg der Linden umher, teils sah ich mir das glänzende Schauspiel mit den Eltern und Schwestern von der oberen Etage der Akademie und der Universität an.

Dann benutzte ich die letzten Septembertage noch zu einem Ausflug nach der Insel Rügen, wo ich in Saßnitz an

dem väterlichen Freunde Professor BRAUN und seinen Töchtern angenehme Gesellschaft fand. —

Der Winter 1866/67 verging mit dem Niederschreiben der Dissertation und dem sich monatelang hinziehenden ärztlichen Staatsexamen.

Als Substrat für die Doktorarbeit ließ man sich meist aus einer der Kliniken eine oder mehrere auf die gleiche Krankheit bezügliche Krankengeschichten geben, dazu wurde ein begleitender Text aus einigen Lehr- und Handbüchern zusammengeschrieben, das Ganze ließ man in das Lateinische übersetzen, und nun war das unsterbliche Werk *de morbillis, de scarlatina, de trepanatione* oder wie der Titel sonst lautete, zum Druck fertig. Arbeiten von bleibendem wissenschaftlichen Wert waren unter den Dissertationen der medizinischen Fakultät seltene Ausnahmen. Ich will nun keineswegs behaupten, daß meine in wenigen Wochen geschriebene Dissertation zu diesen Ausnahmen zu zählen sei, aber ich machte doch wenigstens den Versuch, ein nicht so ganz landläufiges Thema zu finden und auf seine Bearbeitung auch ein Weniges eigener geistiger Arbeit zu verwenden.

Unter dem Titel: *De veterum Indorum chirurgia* bringt das ALLEN THOMSON gewidmete kleine Heft eine Zusammenstellung dessen, was in dem in Sanskrit abgefaßten, 1844 von HESSLER ins Lateinische übersetzten, die Medizin und Biologie abhandelnden Werk des SUŚRUTA über Chirurgie gesagt ist. Das Werk stammt aus dem 6. Jahrhundert vor Christi Geburt, ist also etwa 100 Jahre älter als die Schriften des HIPPOKRATES. Die indische Medizin scheint die altgriechische beeinflußt zu haben. Der Satz des HIPPOKRATES: „Was Medikamente nicht heilen, das heilt das Eisen (das Messer), was das Eisen nicht heilt, das heilt das Feuer (das Glüheisen), was aber das Feuer nicht heilt, das muß man für unheilbar halten“, findet sich nicht wörtlich aber dem Sinn nach gleichbedeutend auch bei SUŚRUTA.

In neuerer Zeit (1907, 1911) ist in Kalkutta eine englische Übersetzung des Werkes erschienen. Wenn auch die Wertschätzung der altindischen Medizin von seiten des Bearbeiters

KUNJA LAL SHARMA unter dem Einfluß des Nationalgefühls etwas übertrieben ist — er möchte SUŚRUTA die Kenntnis der Embolie und die Ahnung der Zellulärpathologie zuschreiben —, so war ich bei der Durchsicht des Buches doch aufs neue überrascht davon, auf einer wie hohen Stufe besonders die Chirurgie zur Zeit von SUŚRUTA schon gestanden hat. Die Beschreibung der größeren Operationen einschließlich der geburtshilflichen ist leider z. T. sehr kurz und unvollständig, erwähnt werden aber z. B. der Steinschnitt, der Bauchschnitt, das Ablassen der Flüssigkeit bei Bauchwassersucht, die Darmnaht und vor allem plastische Operationen an den Ohren und bei Fehlen der Nase, — an den Ohren, wenn das Ohr läppchen bei der Durchlöcherung desselben zum Schutz vor Krankheit bringenden Dämonen oder zum Anbringen von Schmuck gespalten oder zerstört worden war. Die Kunst der Rhinoplastik, die Griechen und Römern unbekannt war, hat sich in einer Kaste der Inder durch Vererbung erhalten. Englische Militärärzte wurden im Anfang des vorigen Jahrhunderts darauf aufmerksam und brachten sie als etwas Neues nach Europa, wo sie in anderer Form von TAGLIACOZZI in Bologna im 17. Jahrhundert ausgeführt worden, dann aber gänzlich in Vergessenheit geraten war.

Die sog. kleine Chirurgie, der Aderlaß, die Blutentziehungen durch Schröpfköpfe und Blutegel, die Kauterisation mit dem Glüheisen, den Moxen und Ätzmitteln, das Ausziehen von Fremdkörpern (Pfeilspitzen mit dem Magnetstein!), unterscheidet sich nicht wesentlich von den bis in die neueste Zeit angewandten Verfahren. Als Schröpfkopf diente ein an der Spitze durchbohrtes Kuhhorn, in dem die Luft durch Saugen verdünnt wurde (ein Fortschritt gegenüber dem bei manchen Naturvölkern üblichen direkten Aussaugen des Blutes mit dem Munde ohne ein solches Zwischenstück) oder ein kleiner ausgehöhlter und getrockneter Kürbis, in dem die Luftverdünnung durch Erwärmung mittels einer Flamme bewirkt wurde. Die Beschreibung der Blutegel, wie sie in ungebrauchten, jede Woche gewechselten Gefäßen und in Wasser

aus einem Teich, das alle 2 bis 3 Tage erneuert wird, aufbewahrt werden sollen, das Ansetzen, das Bestreuen mit Salz, wenn sie wieder loslassen sollen, das Ausmelken der vollgesogenen Blutegel, stimmt fast wörtlich mit den im oben (S. 134) erwähnten Artikel des FECHNERSchen Lexikon enthaltenen Vorschriften überein. —

Nun kam die Zeit des Staatsexamens. Über Tag wurde fleißig gelernt und repetiert, des Abends aber ging es im Kreise der Leidensgefährten ganz lustig her. So schützten wir uns davor, stumpfsinnig oder nervös zu werden, und ich möchte das Mittel jedem armen geplagten Examinanden empfehlen. Wir erzielten damit auch sehr gute Zensuren. Zu den klinischen Prüfungen gehörten Klausurarbeiten, in denen über vorher untersuchte Kranke ausführlich berichtet werden mußte. Wir waren unser vier, darunter WEIGERT und BERNHARDT, im Kursistenzimmer der Charité hinter Schloß und Riegel, aber es war ein ganz fideles Gefängnis. Mittags rasselten draußen die Schlüssel, und der Wärter brachte das ganz reichliche und gute Essen herein, und bei der Mahlzeit fehlte es nicht an guten und schlechten Witzen. —

Nachdem ich die Approbation als praktischer Arzt erhalten hatte, war nun zunächst der Rest der militärischen Dienstzeit zu erledigen. Die Garnison konnte man sich als einjährig-freiwilliger Unterarzt wählen. Ich entschloß mich für Kiel, um nebenbei durch den Besuch der ESMARCHSchen Klinik noch etwas für die Chirurgie zu profitieren. Es lag dort ein Bataillon des Magdeburger Füsilierregiments Nr. 36, und für dasselbe war im Dorf Gaarden in einer kleinen, hochgelegenen Villa an der äußersten Spitze des jetzt zugeschütteten südlichen Teils des Kieler Hafens ein Lazarett hergerichtet. Von der Veranda vor meinem Zimmer hatte man einen freien, hübschen Blick über Felder und über die der holsteinischen Landschaft eigentümlichen dichten Hecken, die sog. Knicks, hinweg auf das stille Städtchen und den Hafen. Von den rauchenden Schloten der Werften und von den vielen großen Marinebauten stand damals noch nichts. Am Strande, gegenüber von der Stadt, lagen einzelne Gehöfte

und freundliche Dörfchen, nach denen man mit dem Dampfschiffchen hinüberfuhr. Ich hatte dienstlich so wenig zu tun, daß mein Dasein fast dem in einer Sommerfrische geglichen hätte, wenn ich nicht durch den Dienst du jour viel an das Haus gebunden gewesen wäre. Doch blieb genügend freie Zeit übrig zu Ausflügen in die Umgegend mit meinen Vettern ADOLF PANSCH und ADOLF HELMSDÖRFER, von denen der eine als Assistent in der Anatomie tätig war, und der andere, einige Jahre jünger als ich, Philologie studierte. Die Abende brachte ich öfters bei der Kusine meines Vaters, Frau Professor MICHAELIS zu, „Mutter JULE“, wie sie in der Familie genannt wurde. Sie war die Witwe des bekannten Kieler Professors der Geburtshilfe GUSTAV ADOLF MICHAELIS und eine Schwester von OTTO JAHN, wie dieser hochmusikalisch (vgl. JULIE MICHAELIS geb. JAHN und die Ihren. Familienerinnerungen. Verfaßt von ADOLF MICHAELIS. Leipzig 1893). Sie selbst und in leidenschaftlicher Weise ihre unverheiratete Tochter MARIE waren treue Anhängerinnen des Augustenburger Herzogs und deshalb preußenfeindlich, was die Unterhaltung mitunter etwas störte, der verwandtschaftlichen Freundschaft aber keinen Abbruch tat. Auch der Verkehr mit dem Offizierkorps bei den gelegentlichen Liebesmahlen gestaltete sich ganz erfreulich.

Später konnte ich zeitweise in der Stadt wohnen. Die ESMARCSche Klinik konnte ich aber auch von hier aus nur wenig besuchen, weil ich den Vormittag über, wo die Operationen in der Klinik stattfanden, im Lazarett zu tun hatte. Da ich den eigentlichen Zweck meines Aufenthaltes in Kiel also nicht erfüllt sah, bat ich im Herbst um meine Versetzung und stellte mich zur Disposition, womit ich auf die Wahl der Garnison verzichtete, dafür aber Anspruch auf Löhnung bekam. Ich war auf Krotoschin oder ein ähnliches, wenig beliebtes Städtchen gefaßt und freute mich sehr, als ich zum 1. Oktober zum Ersten Garderegiment nach Potsdam kommandiert wurde.

Vorher, im Juli, machte ich noch ein kleines Manöver in Holstein mit und zwar in der stolzen Stellung als stellvertre-

tender Stabsarzt. Ich hätte Anspruch auf ein Pferd gehabt, verzichtete aber darauf, da ich mich als nicht ganz sattelfester Reiter zu blamieren fürchtete. Spielte der Doktor doch ohnehin bei den Regimentern eine nicht sehr angenehme, zum Spötteln herausfordernde Rolle. Da er nicht zu den Offizieren, sondern zu den Militärbeamten gehörte, vergaßen die Soldaten es gerne, ihn zu grüßen, und der Feldwebel klopfte dem Unterarzt wohl mit der Anrede „Doktorchen“ auf die Schulter. Glücklicherweise durfte man für gewöhnlich im Zivilanzug gehen. Bei dem Manöver gehörten wir zur geschlagenen Armee; der beschleunigte Rückzug vor der unbarmherzig in unser Bataillon hineinfuernden leichten Feldartillerie des Feindes hatte für mich das Gute, daß ich, wie vorher an der Queue, nun an der Tête marschierte und nicht den ganzen, nach Lederzeug riechenden schwülen Dunst der Truppe, der zwischen den hohen Hecken am Wege keinen freien Abzug fand, einzuatmen brauchte. Sehr lustig ging es bei einem Tanzvergnügen im Städtchen Preetz zu, das bis nach 12 Uhr dauerte. Bitter war aber, daß im Biwak schon früh um 3 Uhr die Reveille geblasen wurde, und wir um 4 Uhr weitermarschieren mußten. Hier und da winkte zwischen den Fenstergardinen ein freundliches Blondköpfchen uns einen verstohlenen Gruß nach.

Recht müde kam ich wieder in Kiel an. Als ich am nächsten Tage in meinem Zimmer im Lazarett einen gründlichen Mittagsschlaf abhielt, stand plötzlich ein General vor meinem Bett, der unangemeldet hereingekommen war. „Wo liegt der Ulan SCHMIDT?“ Ich rieb mir die Augen, sprang vom Bette herunter, suchte schlaftrunken, wie ich war, eine möglichst vorschriftsmäßige Haltung anzunehmen und sagte: „Er wird auf Zimmer drei liegen.“ — „Was, Sie wissen nicht, wo Ihre Kranken liegen?“ — Ich führte den hohen Herrn nach Zimmer drei und war sehr froh, dort gleich den Namen SCHMIDT an der einen Kopftafel zu erblicken. Der Mann hatte eine kleine, unbedeutende Fistel in der Leiste als letzte Spur eines Abszesses, den der jetzt beurlaubte dirigierende Arzt früher mit Breiumschlägen behandelt

hatte. Die Umschläge, die längst überflüssig waren, hatte er nicht wieder abbestellt. Der General fragte: „Was ist das, was da aufliegt?“ — „Ein warmer Breiums Schlag, Herr General.“ — „Was, ein warmer Breiums Schlag,“ rief er zornig, mit der Fingerspitze nachfühlend, „der ist ja ganz kalt!“ — Der Lazarettgehilfe mußte gestehen, daß der Umschlag seit frühmorgens nicht erneuert war. — „Ihr denkt, hier draußen in eurer Villa könnt ihr machen, was ihr wollt, und braucht euch um eure Kranken nicht zu kümmern, ich werde euch auf den Trab bringen!“ Er ging von dannen und verlangte vom Regiment meine Bestrafung mit drei Tagen Arrest. Glücklicherweise war er nicht direkter Vorgesetzter, übrigens auch schon länger als unangenehmer Schnüffler verrufen. So konnte der wohlwollende Oberst, der nun auch mit gewichtiger Miene zur Inspektion des Lazaretts hinauskam, die Sache für mich noch zum Guten wenden. Aber der General beehrte mich seitdem öfters mit seinem Besuch und visitierte die Station, während seine beiden Töchter zu Pferde unten warteten. Eines Tages führte ich ihn dann auch in ein Zimmer, wo ein delirierender Typhuskranker bei offenen Fenstern lag. — „Was, einen so schwerkranken Menschen legen Sie in einen solchen Zug?“ — „Zu Befehl, Herr General, er leidet an einem sehr schweren Typhus; die frische Luft ist das einzige Mittel, die übrigen Kranken vor Ansteckung zu schützen.“ — Es blieb sein letzter Besuch.

Der Winter 1867/68 in Potsdam verlief ziemlich einförmig, aber ganz angenehm. Ich wurde der ersten Kompagnie zugeteilt, der sog. Leibkompagnie, in der ich mir neben den „langen Kerls“, den längsten, die das Regiment aufzuweisen hatte, wie ein Zwerg vorkam, obgleich ich nach meinem Militärpaß immerhin doch auch meine sieben Zoll hatte. Die baumlangen Menschen waren aber keineswegs die kräftigsten und widerstandsfähigsten. Es spielte wohl der Zufall mit, aber auffallend war, daß beim Impfen der Rekruten sechs Mann der Länge nach zu Boden fielen, und zwar, wenn sie bei dem Vordermann das Tröpfchen Blut aus dem Arm kom-

men sahen. Zu tun hatte ich wenig und fuhr oft nach Berlin zu den Eltern hinüber. Mit den Offizieren, durchweg Söhnen altpreußischer Adelsfamilien, kam ich selten in Berührung; wenn es der Fall war, behandelten sie mich höflich, besonders auch der Oberst des Regiments v. RÖDER. Als Löhnung bezog ich monatlich 19 Taler 22 Silbergroschen 6 Pfennige, „Neunzehn Zwei und Zwanzig Sechs von unserm König Wilhelm Rex“, wie der Vers lautete. Auf dem Löhnungszettel, auf dem ich zuunterst quittierte, stand oben als Hauptmann Seine Majestät der König eingetragen, ein Ausdruck der engen persönlichen Beziehungen, in denen die Hohenzollern immer zu der Armee und speziell zu dem Ersten Garderegiment gestanden haben.

Ich mietete mir eine Stube in der Charlottenstraße, nicht weit vom Brandenburger Tor. Gegenüber war ein Schlächterladen. Hier legte ich den ersten Grund zur ärztlichen Privatpraxis. Das Dienstmädchen war krank, und ich wurde gerufen. Es lag auf dem Hängeboden, ich stieg die Leiter hinauf und stellte fest, daß das Mädchen Typhus habe und in das Krankenhaus geschafft werden müsse. Unten fragte mich die dicke Schlächtersfrau nach ihrer Schuldigkeit, ich nannte etwas verlegen eine mir entsprechend scheinende Summe — ich glaube, es waren 20 Groschen — und strich die Silberlinge von dem fettigen Ladentisch herunter ein.

Das Lazarett, von Friedrich dem Großen erbaut und neben dem Giebel mit Figuren aus Sandstein geschmückt, die den Eindruck machen, als sollten sie den ärztlichen Stand verspotten, steht in der Lindenstraße (Nr. 25). Es enthielt eine kleine ältere Bibliothek, und ich benutzte die Gelegenheit, die Schriften der Generalärzte Friedrichs des Großen, THEDEN, SCHMUCKER, BILGUER, SCHAARSCHMIDT usw., die manches Interessante enthalten, und andere, meist kriegschirurgische Bücher durchzustudieren.

In dem Du jour-Zimmer des Lazaretts wurden des Abends öfters mit den jüngeren Militärärzten einige Partien Whist gespielt, zu denen auch ein älterer Wundarzt zweiter Klasse, der es als solcher nicht weiter als bis zum Unterarzt bei dem

Regiment bringen konnte, hinzugezogen wurde, im wesentlichen aus Gutmütigkeit. Er hatte dann sein Bier frei, und wir freuten uns auch, wenn er einige Groschen gewann. Denn der arme Mann mußte sich bei dem kümmerlichen Gehalt und einer sehr beschränkten und untergeordneten wundärztlichen Praxis mit seiner großen Familie sehr durchquälen. Ließ er sich doch sogar bereitfinden, für fünf Silbergroschen den Du jour-Dienst statt eines von uns Jüngeren für den Nachmittag zu übernehmen. Nicht selten brach des Abends spät nach reichlicherem Biergenuß ein Anfall von Schwermut bei ihm aus, so daß das Vergnügen mit einer traurigen und peinlichen Szene endete. Er wird einer der letzten Repräsentanten dieser den Heilgehilfen nahe stehenden Wundärzte zweiter Klasse gewesen sein, deren Existenz an die frühere scharfe Trennung des Standes der studierten Ärzte von dem der Chirurgen und an die engen Beziehungen des Standes der Chirurgen zu der Barbierzunft erinnerte.

Der Oktober 1867 zeichnete sich durch länger andauerndes gutes Wetter aus, und ich konnte die landschaftlichen Schönheiten Potsdams und seiner Umgebung im Glanze herbstlicher Färbungen in vollem Maße genießen. Sehr erfrischend war auch im Winter das Schlittschuhlaufen auf dem spiegelnden Eis des Heiligen Sees an den im Rauhref prangenden Baumgruppen des Neuen Gartens entlang oder auf dem Jungfernsee hinüber nach Sakrow und Moorlake.

Die Stadt selbst hat sich, wenn man von der sehr erheblichen Vergrößerung durch die hinzugekommenen Vorstädte vor dem Brandenburger, dem Nauener und dem Berliner Tor absieht, im Lauf der letzten 50 Jahre weniger verändert als Berlin. Das charakteristische Potsdamer Straßenbild war damals insofern ein einheitlicheres, als die Erdgeschosse der hübschen Barockhäuser noch nicht durch die großen Schau- fenster der Kaufläden verunziert waren. Entsprechend der viel geringeren Einwohnerzahl war es auf den Straßen stiller und einsamer; das Militär trat noch mehr in den Vordergrund als später; das vom Glockenturm der Garnisonkirche erklingende „Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein

kühles Grab“ wurde noch nicht von dem Geräusch der elektrischen Bahnen übertönt. Nicht selten begegnete man einzelnen mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Veteranen aus den Freiheitskriegen, großen Gardegestalten mit festen, ausdrucksvollen Soldatengesichtern, und traf sie abends in den Restaurationen beim Glase Grog, in dichten Tabaksqualm gehüllt.

Jetzt hat Potsdam nach dem Zusammenbruch der Armee, deren Wiege hier gestanden hat, für die Gegenwart und wohl auch für die Zukunft seine alte, eigenartige Bedeutung verloren und ist ganz zu einer Stätte historischer Erinnerung geworden. Aber wer über den Exerzierplatz hinter dem Stadtschloß schreitet oder vor der Mühle von Sanssouci steht, den wird, wie früher, der Geist des großen Königs umschweben. Auch wird die Zeit kommen, wo eine einsichtigere Generation des deutschen Volkes als die jetzige wieder ganz anerkennen wird, was Deutschland den Hohenzollern verdankt.

Am 1. März 1868 war meine Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger abgelaufen. Für die nächste Zeit hatte ich früher eine Vervollständigung meiner durch den Krieg etwas gekürzten klinischen Ausbildung vorgehabt. Besonders in der pathologischen Anatomie und in der Augenheilkunde hätte ich meine Kenntnisse gern vervollkommenet. Inzwischen hatte aber v. LANGENBECK, dem mein Interesse an der Chirurgie wohl nicht entgangen war, meinem Vater auf sein Befragen mitgeteilt, daß er mich später gern einmal als Assistent in seine Klinik nehmen würde, und nun wurde durch die Berufung von HUETER nach Rostock schneller eine Assistentenstelle frei, als zu erwarten gewesen war. Natürlich griff ich mit Freuden zu, meldete mich bei LANGENBECK und trat am 1. April in die Klinik ein.

5. Assistentenzeit in der LANGENBECK'schen Klinik, Der Feldzug 1870/71.

Das alte klinische Gebäude stand in der Ziegelstraße an derselben Stelle wie die jetzige Klinik. Es war ein älteres, gewöhnliches, größeres Berliner Wohnhaus gewesen, das bei

Gründung der Universität als Klinikum eingerichtet wurde. In einem nach der Spree zu gerichteten Flügel war der Operationssaal eingebaut; auf dem Hof stand eine im Sommer benutzte sogenannte Charitébaracke, in der aber, ebenso wie in den Görlitzer Zelten, der Hospitalbrand gelegentlich sein Wesen trieb. Von besonderen hygienischen Einrichtungen war nirgends die Rede. Die Krankenzimmer waren meist überfüllt, die tracheotomierten Kinder mit Diphtherie lagen vielfach auf der Frauenstation zwischen den Betten der Erwachsenen, auch eine Isolierung der Erysipelkranken war nicht durchführbar. Eine Übertragung von Diphtherie auf die Frauen erinnere ich mich übrigens nicht gesehen zu haben, das Erysipel dagegen ging oft der Reihe herum und forderte gelegentlich auch seine Opfer.

Meine beiden im Erdgeschoß gelegenen Zimmer, in denen ich mit Unterbrechung durch den Feldzug 6 Jahre gehaust habe, sahen mit den Fenstern nach Norden zu auf die Straße. Kein Sonnenstrahl kam hinein, und die gegenüberliegenden hohen Häuser machten die Zimmer noch dunkler. Daß ich, ohne mich aus dem Fenster herauszulehnen, von dem freien Himmel noch einen kleinen dreieckigen Ausschnitt sehen konnte, verdankte ich dem Umstande, daß schräg gegenüber das Verbindungsgäßchen zwischen Johannis- und Ziegelstraße in letztere einmündete. Dieses Stückchen Himmel war die einzige Lichtquelle, die mir zum Arbeiten am Mikroskop zur Verfügung stand. Denn ein Laboratorium oder sonstige Arbeitsräume gab es in der Klinik nicht. An Möbeln enthielt die Dienstwohnung nur ein Bett nebst Zubehör, außerdem hing an der Wand ein schön gestickter Klingelzug, augenscheinlich das Geschenk einer dankbaren Patientin an einen meiner Vorgänger. Tisch, Stühle, Schränke, Kommode und Schreibtisch erhielt ich aus dem elterlichen Hause, meine Mutter kaufte mir ein Sofa und sorgte für die zu einem Junggesellenhaushalt nötigen Utensilien, vor allem einen kleinen Spirituskocher, einen Teekessel und Teekanne. Die freie Verpflegung, die wir Assistenten neben 130 Talern Gehalt im Jahr in der Klinik hatten, war ziemlich schlecht, was

mit der Wirtschaftsführung des Inspektors zusammenhing. Verwaltungsdirektor war, wie in der Charité, der Geheimrat ESSE, sich bei ihm zu beschweren, war zwecklos, da er den Inspektor in Schutz nahm und den Spieß umdrehte, indem er uns Assistenten mit strengeren Instruktionen bezüglich des Du jour-Dienstes drohte. Zu Neujahr mußten wir ihm im Frack unsere Gratulationsvisite machen und uns bei Beurlaubungen bei ihm ab- und wieder anmelden; im übrigen gingen wir dem Manne möglichst aus dem Wege. Auf die dünne Suppe, welche das Abendbrot vorstellte, hatten schon die Vorgänger verzichtet, wir gingen lieber in eine nahegelegene Restauration oder ich zu meinen Eltern.

Der Besuch der Restauration hat einmal einem Menschen das Leben gerettet. Als ich dort eines Abends speiste, traten zwei Soldaten mit ihrem alten Vater in das Lokal, setzten sich gerade mir gegenüber an einen in der Nähe stehenden Tisch, aßen, tranken und lachten miteinander. Plötzlich sah ich, wie der alte Mann den Kopf sinken ließ und ohne einen Laut von sich zu geben, seitwärts vom Stuhle fiel. Ich dachte, er sei trunken oder habe einen Herzschlag erlitten, als ich aber herbeisprang, und den Rest eines Beefsteaks auf dem Teller liegen sah, kam mir instinktiv der Gedanke, er könnte an einem mit dem schadhafte Gebiß ungenügend zerkauten und im Halse steckengebliebenen Stück Fleisch erstickt sein. Mit dem Stiel der Gabel brachte ich schnell die Kiefer auseinander, schob den Finger hinein und fühlte in der Tat hinter der Zunge das Ende eines hinter dem Kehlkopf festgeklemmten Fleischstücks. Die Instrumententasche hatte ich nicht bei mir, aber ein gerade zur Tür hereinkommender früherer Studienkamerad reichte mir auf meinen Zuruf eine Kornzange, ich fuhr hinein und konnte das lange Fleischstück ohne Mühe fassen und herausziehen. Sofort erfolgte ein tiefer röchelnder Atemzug und, nachdem wir einige Minuten sog. künstliche Atmung gemacht hatten, kam die Atmung wieder in Gang. Der Mann kam allmählich wieder zu sich, wußte aber nicht, was mit ihm vorgefallen war, und wollte der Erzählung seiner Söhne keinen Glauben schenken, bis er die

Blutspuren gesehen hatte, die die in größter Eile vorgenommene kleine Operation auf seinem Hemd zurückgelassen hatte. Als er sich erholt hatte, kam er an meinen Tisch und sagte: „Ich höre, daß Sie mir einen großen Dienst erwiesen haben, ich wollte mich auch bedanken.“ Fälle von plötzlichem Ersticken durch Steckenbleiben eines zu großen Bissens in der Speiseröhre ganz ohne vorhergehende Symptome von Atemnot sind schon öfters beobachtet worden. Aber es handelte sich fast immer um Sektionsbefunde (vgl. Verh. d. Deutschen Gesellsch. f. Chir. Bd. 4, I, 27 ff., 1875). Zur Lebensrettung gehört eine besonders glückliche Verkettung von zufälligen Umständen.

Meine Kollegen waren SCHÖNBORN und BUSCH, später noch BOSE und WEGNER. Mit SCHÖNBORN und BOSE wurde ich näher befreundet. SCHÖNBORN war einige Jahre älter und hatte schon eine Assistentenstelle bei WILMS in Bethanien hinter sich, so daß ich in praktischer Hinsicht viel von ihm lernen konnte. Während des französischen Krieges leitete er in LANGENBECKS Abwesenheit die Klinik und übernahm auch die chirurgische Station des Augustahospitals, das unter dem Protektorat der Kaiserin Augusta stand. Nach dem Kriege, als WAGNER im Felde am Typhus gestorben war, wurde er nach Königsberg und später nach Würzburg berufen. Er war ein ausgezeichnete Operateur und Verbandtechniker, ein treuer Mensch, an dem seine Assistenten mit Liebe hingen. Unter ihnen waren tüchtige Männer, der spätere Chirurg FRIEDRICH LANGE in Neuyork, RIESE und die Orthopäden BEELY und HOEFTMANN.

Bei der Erinnerung an den verstorbenen Freund fällt mir ein gut gelungener Scherz ein, den LANGE eines Tages in SCHÖNBORNS Wohnung in Würzburg vollführte. In Königsberg hatte SCHÖNBORN in der Praxis viel mit zudringlichen polnischen und russischen Juden zu tun gehabt, welche, oft auf Kosten wohlhabender Glaubensgenossen, auf der Reise nach einem deutschen Badeort begriffen, in den Universitätsstädten die berühmten Professoren konsultierten. SCHÖNBORN hatte eine starke Abneigung gegen diese Klasse von

Patienten. Dr. LANGE, der als Chirurg nach Neuyork gegangen war, kam nach jahrelanger Abwesenheit wieder einmal nach Deutschland und wollte seinen alten Lehrer in Würzburg besuchen. Er besorgte sich im Theater einen langen Kaftan, ein schwarzes Käppchen und herabhängende Löckchen und klingelte in dieser Verkleidung an der Tür. Das Mädchen sagt, der Herr Geheimrat sei bei Tisch und überhaupt Sonntags nicht zu sprechen. Der Jude läßt sich aber nicht abweisen und setzt nach längerem Hin und Her durch, daß er in das Sprechzimmer geführt wird. Nach einigem Warten kommt SCHÖNBORN sehr aufgebracht über die Zudringlichkeit herein und herrscht ihn an: „Was wollen Sie?“ — „O weh,“ sagt jener mit jämmerlicher Stimme und in jiddischer Aussprache, „gnädiger Herr, mir ist so weh, ich habe es so auf dem Magen, ist es mir doch geschlagen auf den Leib!“ — „Ziehen Sie sich aus, schnell, legen Sie sich hin!“ — Der Patient legt sich auf die Chaiselongue und macht die Magen-gegend frei. Der Professor betastet den Leib etwas unsanft, da bekommt der Patient aber das Lachen, und SCHÖNBORN erkennt zu seiner großen Freude den alten treuen Assistenten.

Mit LANGE bin ich später, als er aus Amerika nach Deutschland zurückgekehrt war, näher befreundet geworden. Er war amerikanischer Bürger geworden, aber auch ein guter Deutscher geblieben. Auf seine Kosten richtete er dem Gymnasium, dessen Schüler er gewesen war, einen Turnplatz ein, der Universität Königsberg baute er die großartige Palaestra Albertina und dem heimatlichen Kreise in Westpreußen schenkte er das Gut seines Vaters, das er von dem späteren Besitzer zurückgekauft hatte, für sich selbst nur einen Teil davon mit dem Wohnhaus als Altensitz zurückbehaltend. Der Ertrag des Gutes sollte zur Unterhaltung des Kreis-krankenhauses dienen. Sein amerikanisches Bürgerrecht hatte LANGE bei seiner Übersiedelung nicht aufgegeben und es früher versäumt, das deutsche sich zu erhalten. Dadurch kam er nach Ausbruch des Krieges in erhebliche Schwierigkeiten. Die Amerikaner verlangten, daß er nach den Vereinigten Staaten zurückkehre, und legten, als er

der Aufforderung nicht folgte, auf sein auf der Bank in Neuyork deponiertes Vermögen Beschlagnahme; in Deutschland wurde er als feindlicher Ausländer unter polizeiliche Kontrolle gestellt! Ungebeugten Mutes war er auf seinem Gute trotz seiner 70 Jahre und mancher körperlichen Beschwerden als Landmann und, wo es bei dem Mangel an Ärzten während des Krieges nötig war, als Arzt und Chirurg unermüdlich tätig. Während der Kohlrübenzeit erfreute er uns öfters mit einer Spende von Wurst, Speck, Bohnen und anderen schönen Dingen von seinem Gut, begleitet immer von einem herzlichen, interessanten Brief, und ich suchte ihm mit einigen Zigarren eine Freude zu machen. Nach dem Versailler „Frieden“ gelang es ihm schließlich, sein Vermögen frei zu bekommen, aber seine Heimat war polnisch geworden.

Doch zurück in die Zeiten der LANGENBECKSchen Klinik!

BOSE war ein stiller, zurückhaltender Mensch, schwer zugänglich, wer ihn aber näher kennen lernte, schätzte ihn sehr. Er stammte aus Darmstadt und war ein Schüler von WERNHER in Gießen gewesen, einem Chirurgen der alten Schule. BOSE wurde später sein Nachfolger, ist aber ziemlich jung gestorben. Mein Stubennachbar war BUSCH, der spätere Leiter des Berliner zahnärztlichen Instituts. Ein Mediziner von besonderer Begabung war GEORG WEGNER, mit dem ich aber nur in dem letzten Teil meiner Assistentenzeit zusammen war. Wir hatten zu gleicher Zeit studiert, er war dann Assistent bei VIRCHOW geworden und hatte ganz hervorragende experimentelle Arbeiten geliefert, die seinen Namen in der medizinischen Welt schon allgemein bekannt gemacht hatten. In die LANGENBECKSche Klinik kam WEGNER mit einem Gefühl der Überlegenheit uns Praktikern gegenüber, wie man sie bei pathologischen Anatomen mitunter findet, bei ihm verbunden mit persönlicher Schroffheit und Rücksichtslosigkeit. Es lag etwas Krankhaftes in seiner Veranlagung. Wie WEGNER bei den Sektionen Männern wie FRERICHS und TRAUBE gegenübertrat, wenn sich die von ihnen gestellte Diagnose als unrichtig erwies, war ganz ungehörig. Der pathologische Anatom kann sich alles das in

Ruhe freilegen und ansehen, wovon sich der Kliniker nur auf Grund dunkler und vieldeutiger Symptome ein ungefähres Bild machen kann, da ist es nicht schwer, der Klügere zu sein, und auch über die Tätigkeit des Chirurgen bildet er sich leicht ein falsches Urteil. Seine Patienten liegen hübsch still, bei seinen Operationen ist er nicht behindert durch schlechte Narkose oder Bauchpresse. Vom Chirurgen bekommt er nur die ungünstig ausgegangenen Fälle zu sehen und nicht die vielleicht hundertmal so große Zahl von geheilten Patienten. Es wäre manchmal nicht übel, wenn Chirurg und pathologischer Anatom ihre Rollen für ein paar Wochen miteinander vertauschen könnten! Leider hat WEGNERS späteres Leben die Hoffnungen, die sich in wissenschaftlicher Beziehung an seine Jugendarbeiten geknüpft haben, nicht erfüllt (vgl. TRENDELENBURG, Die ersten 25 Jahre der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie S. 18).

Jeder der Assistenten in der LANGENBECKSchen Klinik wählte sich aus dem Kreise der älteren Studierenden einen Famulus, der bei dem Verbinden und dem Niederschreiben der Krankengeschichten half. Von meinen Famuli wurden zwei gute Freunde von mir: GUSTAV SCHAEDEL, der Vater unserer lieben Schwiegertochter, und PAUL RUGE. SCHAEDELS Vater, ein sehr musikalischer, kunstliebender Mann, von dem man einiges in SCHWINDS Briefwechsel findet, war ein Jugendfreund meiner Mutter. GUSTAV wurde nach meiner Zeit Assistent bei LANGENBECK, vertrat diesen einigemal während seiner Krankheit und begeisterte die Zuhörer mit seinem lebendigen, anschaulichen Vortrag. Ich war inzwischen dirigierender Arzt am Krankenhaus Friedrichshain geworden, und dort war Freund GUSTAV ein häufiger, mir und meiner Frau, seiner Landsmännin, stets besonders willkommener Gast. Seine liebenswürdige, leichtlebige Heiterkeit und sein nie versagender Humor machten ihn zu einem sehr angenehmen Gesellschafter. Bald nach meiner Übersiedelung nach Rostock kam er als dirigierender Arzt an das Diakonissenhaus in Flensburg, wo er bis zu seinem 1913 erfolgten plötzlichen Hinscheiden durch Herzschlag als einer der gesuchte-

sten und beliebtesten Chirurgen Schleswig-Holsteins gewirkt hat.

PAUL RUGE führte mich auch in das Haus seiner Eltern ein, wo der Vater RUGE, ein vielbeschäftigter Arzt, ein echter, gerader und ehrenfester Pommer von der Insel Rügen, und seine gütige, liebenswürdige Frau gern einen größeren jugendlichen Kreis um sich versammelten, und Vater RUGE uns mit seinem trockenen Witz und plattdeutschen Tischreden erfreute. PAUL wandte sich später der Gynäkologie zu, wurde als Geheimer Medizinalrat Mitglied der Medizinalkommission und ist wie sein Bruder CARL RUGE noch jetzt als Frauenarzt in Berlin tätig.

Das Verhältnis von LANGENBECK zu uns Assistenten, auf vollem gegenseitigen Vertrauen beruhend, war ein so gutes wie denkbar. Bescheiden vorgebrachte Bedenken oder Vorschläge in bezug auf operative Eingriffe anzuhören und Ratschläge zu befolgen, hielt er nicht für unter seiner Würde. An eigenen wissenschaftlichen Arbeiten seiner Assistenten nahm er lebhaften Anteil, ohne solche Arbeiten indessen gerade direkt anzuregen. Auch in dieser Beziehung ließ er uns die volle Freiheit der eigenen Entwicklung. Er freute sich über jeden guten Gedanken, der uns Jungen in den Sinn kam, und freute sich, wenn er in der Klinik den Namen des Schülers in Verbindung mit irgendeinem wissenschaftlichen oder technischen Fortschritt nennen konnte. Ein althergebrachter fester Usus regelte den Dienst. Im übrigen erfreuten wir uns einer großen Freiheit und Selbständigkeit. Der klinische Betrieb war für heutige Begriffe ein kleiner; alle größeren Operationen, von den ganz eiligen Fällen, also besonders den Tracheotomien bei Diphtherie, den Herniotomien und dringenden Amputationen abgesehen, wurden von dem Chef ausgeführt, auch die kleineren Operationen machte er meist selbst, nicht selten legte er sogar Gipsverbände in der klinischen Stunde eigenhändig an. Zu eigenen größeren Operationen, wie Geschwulstexstirpationen, war für uns nur in den Herbstferien Gelegenheit, die LANGENBECK zu einer längeren Erholung nach den Anstrengungen der beiden Semester

benutzte. Meist ging er an die See und kehrte dann gebräunt und verjüngt zurück. Die Nachbehandlung der Operierten war auch während des Semesters mehr uns überlassen. —

Außerhalb der Klinik fehlte es mir nicht an anregendem Verkehr. Wie auch schon früher als Student nahm ich gern an den Studentenabenden im Hause meiner Eltern teil, zu denen Zuhörer meines Vaters, die ihm empfohlen waren, für einen offenen Abend der Woche ein für alle Mal eingeladen, unangemeldet bald in kleinerer, bald in größerer Zahl erschienen. Die Bewirtung war eine so einfache, wie ich sie später meinen Zuhörern nicht hätte bieten dürfen. Es gab eine Tasse Tee und belegtes Butterbrot, auch wohl hartgekochte Eier und Salat, aber weder Wein oder Bier noch Zigarren, da mein Vater selbst den Tabak verschmähte, das einzige Kulturprodukt, das wir von den Wilden bekommen hätten. Wenn nicht zufällig einmal der Besuch auf einen einzigen ganz jungen, verlegen dasitzenden Bruder Studio zusammenschmolz, war die Unterhaltung meist recht angeregt. —

Im Kreise der elterlichen Familie waren in der letzten Zeit einige Veränderungen eingetreten. Im September 1867 hatte die Hochzeit meiner Schwester KAROLINE mit dem Baumeister und Professor, späteren Geheimen Oberbaurat FRITZ ADLER stattgefunden. Im August 1868 verheiratete sich dann Schwester EMMA mit PAUL KÜHN, Pfarrer in Taucha und Webau, später, nach seiner Emeritierung, in Halle wohnhaft. Das ADLERSche Haus in der Friedrichstraße 11 stand mir jederzeit offen. Bei dem geistvollen Künstler und kenntnisreichen, besonders auf dem Gebiete der Geschichte der Baukunst bewanderten Manne — seine Vorlesungen in der Bauakademie betrafen dieses Fach — und in dem Kreise junger Architekten, die er um sich versammelte, fand man immer anregende Unterhaltung und Belehrung. Er war damals besonders mit den Studien über die alten Backsteinbauten in der Mark beschäftigt und leitete den Bau der nach seinen Plänen errichteten Thomaskirche in Berlin.

Dazu kam dann der Verkehr in den befreundeten Professorenfamilien, von denen besonders BESELERS, HAUPTS,

LEPSIUS', MOMMSENS und CURTIUS' zu nennen sind. Auch in diesen Häusern ging es bei den Abendessen und Tanzgesellschaften recht einfach her. Man traf dort meist dieselben Personen aus Universitätskreisen und wurde gut miteinander bekannt. In dem vornehmen Hause des Ägyptologen LEPSIUS in der Bendlerstraße fand sich eine vielseitigere und mehr wechselnde Gesellschaft von Gelehrten, Aristokraten, Beamten und Künstlern zusammen; man traf da den Kultusminister v. BETHMANN HOLLWEG, den amerikanischen Gesandten BANCROFT, den Legationsrat ABEKEN, GEORG v. BUNSEN, den Bildhauer DRAKE, den Feldpropst THIELEN, mit dessen Söhnen ich befreundet war, und andere. Auf den Rasenplätzen des großen Gartens spielte an Sonntagnachmittagen die Jugend eifrig Boccia. —

Bald nach meinem Eintritt in die LANGENBECKSche Klinik wurde ich aufgefordert, in den Donnerstagsverein oder, wie er dann getauft wurde, den Verein für klinische Wissenschaft, einzutreten.

Es war dieses eine zwanglose freundschaftliche Vereinigung von Assistenten verschiedener Kliniken und Institute und einigen wissenschaftlich interessierten Ärzten aus der Stadt, die in einem Zimmer der FRERICHSschen Assistenten in der Charité zu Referaten über neu erschienene wissenschaftliche Arbeiten und zu eigenen Mitteilungen zusammenkamen. Nach der Sitzung wurde in einer benachbarten Restauration zu Abend gegessen. Ein ähnlicher Verein, der zu dem unsrigen in einem stillen Gegensatz stand, war der sogenannte Raisonneur, dessen Hauptmitglieder COHNHEIM, LÜCKE, NOTHNAGEL, v. RECKLINGHAUSEN, GUSTAV HERMANN und KÜHNE gewesen sind.

Zu unserem Verein gehörten die Assistenten der FRERICHSschen Klinik NAUNYN, QUINCKE, ALBIN HOFFMANN, BOCK, RIESS. Von diesen wurden NAUNYN und dann HOFFMANN bald nach Dorpat berufen, QUINCKE nach Bern. RIESS wurde mein Kollege im Friedrichshain, später HOFFMANN in Leipzig. BOCK starb früh am Flecktyphus. Von der LANGENBECKSchen Klinik waren SCHÖNBORN und ich in dem Verein. Andere

Mitglieder waren DÖNITZ, Assistent bei REICHERT und später Professor in Tokio, der Afrikareisende und Anthropologe FRITSCH, RABL-RÜCKARD, ebenfalls am anatomischen Institut tätig, EWALD, der spätere Berliner Professor und Arzt am Augustahospital, der Gynäkologe JAQUET, der Chemiker und Pharmakologe SCHULTZEN, der Augenarzt SCHÖLER, NENCKI, später Professor der physiologischen Chemie in Bern, von praktischen Ärzten CLEMENS MAYER und der Neurologe HITZIG, von Militärärzten der Generalarzt ROTH. SCHULTZEN, mit der berühmten Sängerin v. ASTEN verheiratet, erlag leider bald einer schweren, akut ausbrechenden Psychose.

In den Sitzungen wurde fleißig gearbeitet. Eines Abends trug uns HITZIG über seine in der eigenen Wohnung angestellten Untersuchungen am Kaninchenhirn vor, die zu der Entdeckung der motorischen Zentren in der Hirnrinde führten, und die er dann zusammen mit FRITSCH auf das Affenhirn und das menschliche Gehirn weiter ausdehnte. Unter einfachsten Verhältnissen war es ihm gelungen, eine der fruchtbringendsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Hirnphysiologie zu machen.

Im Sommer wurde eine gemeinsame Ausfahrt in die Umgegend unternommen, an der gelegentlich auch die Damen der Verheirateten teilnahmen. Ich erinnere mich besonders eines vergnügten Nachmittags im Walde bei Pichelsberg, wo ein Wettlauf veranstaltet wurde. Einer nach dem anderen lief jeder die ziemlich lange Strecke ab, und die Zeit wurde mit der Uhr gemessen. Der kluge Pole NENCKI wartete bis alle anderen gelaufen waren, dann zog er sich plötzlich die Stiefel aus und erreichte, so leichtfüßig wie ein Reh, das Ziel wesentlich schneller als alle anderen. Er war ein stiller freundlicher Mensch. Mit seinem Bruder hatte er sich in Rußland an dem polnischen Aufstand beteiligt, war aber gut davon gekommen, während sein Bruder jahrelang in einem sibirischen Bergwerk geschmachtet hatte, bis es ihm endlich gelungen war, über China aus der Gefangenschaft zu entkommen.

Auch bei den Stiftungsfesten, die am 2. Dezember in den

Weinstuben von FREDERICH in der Potsdamer Straße gefeiert wurden, ging es sehr munter her, es fehlte nicht an allerlei Späßen und an Neckereien in Prosa und in Reimen.

Priams Feste war gesunken,
 SCHLIEMANN grub sie wieder aus —
 Mediziner freudetrunken
 So aus Stadt wie Krankenhaus
 Saßen auf dem schmalen Sitze
 Dort in FREDRICH'S Polygon,
 Und man hört nur schlechte Witze
 Und der Kiefer ems'gen Ton.
 Stimmet an die frohen Lieder,
 Laßt dahinten Charité,
 Klinikum und Ach und Weh,
 Denn zu FREDRICH geht es wieder!

Und ALBIN das Opfer zündet
 Jetzt den hohen Göttern an.
 Der uns alle eint und bindet,
 Äskulapen ruft er an
 Und Apoll, der Typhus spendet,
 Cholera und Pest und Brand,
 Und, die quere Kinder wendet,
 Eileithyias Ammenhand.
 Ausgestritten, ausgerungen
 Der Debatten schwerer Streit,
 Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
 Wieder ist ein Jahr bezwungen!

Professur verschlingt die Besten!
 Ewig werde dein gedacht,
 QUINCKE bei den Stiftungsfesten,
 Held und Rufer in der Schlacht!
 Mußt nun fern die Genssen hüten
 Still mit NENCKI im Verein,

SCHÖNBORN und NAUNYN gerieten
 An die Bernsteinfischerein.
 Friede eurem fernen Walten!
 O der wandelbaren Zeit,
 Japan, ach, wie bist du weit!
 Professur verschlang die Alten.

U. s. w.

So suchten wir auch auf dem Gebiete der Versschmiedekunst dem Raisonleur Konkurrenz zu machen, wo LÜCKE den Reim geliefert hatte:

Denn wie spricht unser Meister VIRCHOW?
 Die wahre Wissenschaft beginnt erst auf dem Kirchhof.

Indem ich dieses niederschrieb, fiel mir bei FREDERICHS Weinstuben eine Geschichte ein, die sich allerdings viel später dort zutrug und mit dem klinischen Verein in keiner Verbindung steht, aber es vielleicht wert ist, hier eingeschoben zu werden. ADOLF v. MENZEL, inzwischen geadelt und Exzellenz geworden, pflegte bei FREDERICH seinen Abendessen zu trinken. Als er eines Abends eintrat, saßen nicht weit von seinem Stamplatz zwei junge Leute, die des Guten zuviel getan hatten; der eine war im Begriff, einiges auf demselben Wege, auf dem er es zu sich genommen hatte, wieder von sich zu geben. Entrüstet trat der Oberkellner heran, um die Exzellenz von dem fatalen Anblick zu befreien. „Halt“, rief MENZEL, indem er sein Skizzenbuch herauszog, „warten Sie, bitte, ein paar Minuten!“ und als diese verflossen waren: „So, nun können Sie sie herausschmeißen“, und steckte befriedigt sein Skizzenbuch wieder in die Tasche.—

In das erste Jahr der Assistentenzeit fällt meine erste kleine selbständige Arbeit. Es herrschte damals eine Endemie von Diphtherie in Berlin. Viele Kinder kamen zur Tracheotomie in die Klinik, und, da ich sie auf meine Station bekam, interessierte mich das Studium dieser Krankheit in besonderem Maße. Ob sie von Person zu Person ansteckte, war

noch nicht mit Sicherheit festgestellt; ich machte deshalb eine Reihe von Impfungen bei Kaninchen und Tauben, indem ich in die durch Tracheotomie geöffnete Luftröhre Stückchen von den ausgehusteten Kruppmembranen diphtheriekranker Kinder hineinbrachte. Bei einigen Tieren gelang es so, den diphtherischen ähnliche Pseudomembranen in der Luftröhre der Tiere hervorzubringen. Die Diphtheriebazillen wurden erst 1884 entdeckt, beweisend war die Arbeit nicht.

Eine zweite Arbeit machte es sich zur Aufgabe, ein Mittel ausfindig zu machen, um das Hinabfließen von Blut in die Luftröhre während der Narkose bei größeren Operationen in der Mundhöhle und an den Kiefern zu verhindern. Man hatte vor der Aspiration von Blut, die allerdings direkt zur Erstickung führen oder nach kurzer Zeit eine tödliche Lungenentzündung hervorrufen kann, eine so große Furcht, daß alle Operationen der Art ohne Narkose gemacht wurden. Man braucht aber nicht sehr zartfühlend zu sein, um vor einer so grausamen Prozedur, wie einer Resektion des Oberkiefers oder Unterkiefers bei vollem Bewußtsein des Kranken, einen lebhaften Abscheu zu empfinden. Der Gedanke, die Luftröhre sozusagen zuzukorken, war neu. Nach Versuchen an Hunden und längeren Verhandlungen mit einem Gummifabrikanten gelang es mir, die sogenannte Tamponkanüle zu konstruieren, die das Problem in befriedigender Weise löste und die sich auch bei der ersten Oberkieferresektion, bei der LANGENBECK sie gleich anwandte, recht gut bewährte. Für etwas Neues war er immer leicht zu haben und freute sich mit seinem Schüler über jedes Gelingen. Die Tamponade der Trachea hat für die Operationen in der Mund- und Rachenhöhle nicht die Bedeutung behalten, die ihr damals zuzukommen schien. Es stellte sich heraus, daß die Tracheotomie wegen der Behinderung des Aushustens in den ersten Tagen nach der Operation doch auch ihrerseits Gefahren mit sich bringt, und man lernte bald, auch ohne Tamponade die Operation so gut wie schmerzlos und zugleich ungefährlich zu gestalten, indem man in halber Narkose oder unter Lokalanästhesie operiert oder bei herabhängendem Kopf. Dagegen wurde die

kleine Erfindung ein wichtiges Hilfsmittel bei der später von BILLROTH eingeführten Kehlkopfexstirpation. Mich hat sie zuerst bei den Fachgenossen, auch im Ausland, bekannt gemacht und fand allgemein Anerkennung. Ein Schüler von VERNEUIL allerdings, einem der angesehensten Pariser Chirurgen, schrieb darüber längere Zeit nach dem französischen Kriege, die Deutschen, „das grausamste Volk der Welt“, hätten sich einen plumpen Apparat ausgedacht, der den armen Kranken in den Hals geklemmt würde, so daß sie fast erstickten. Soweit ging selbst bei Gebildeten und bei der Beurteilung rein wissenschaftlicher und technischer Fragen die Gehässigkeit und die Verblendung der Franzosen durch das Gefühl beleidigten Nationalstolzes. —

Revanche pour Sadowa war nach 1866 ihr nicht wieder verstummendes Geschrei, obgleich sie ja am Kriege gar nicht beteiligt gewesen waren, und wir ihren Schützlingen, den Italienern, zur Befreiung von Venetien verholphen hatten, wie sie 1859 zur Befreiung der Lombardei. Daß es bald zu einem Kriege mit Frankreich kommen würde, war vorauszusehen.

Um in dem inzwischen geschaffenen Sanitätsoffizierkorps rechtzeitig vom Unterarzt zum Assistenzarzt befördert werden zu können, mußte ich noch eine sechswöchentliche Dienstleistung absolvieren, zu der ich mich für die Herbstferien 1869 meldete. Ich wurde dem Leibgrenadierregiment in Frankfurt an der Oder zugeteilt. Die dort verlebten Wochen waren nicht sehr ergiebig. Die Interessen der militärärztlichen Kollegen waren in erster Linie auf das grüne Buch der Instruktionen und auf die Rangliste gerichtet; jeder Ausfall eines Vordermannes aus der Anciennitätsreihe wurde mit Freude begrüßt.

Im Winter 1869/70 wurden wir in unserer Familie in schwere Sorge versetzt. Unser guter Vater erlitt am 21. Januar einen leichten Schlaganfall. Nur eine kaum bemerkbare Lähmung der Gesichtshälfte mit Behinderung des Sprechens und eine Schwäche des linken Beines blieben zurück, die Kraft des Denkens war ungebrochen, und der Vater hörte nicht auf, wissenschaftlich tätig zu sein, aber die alte Frische des Geistes erlangte er nicht ganz wieder. Seitdem er als

Kind die Masern und als Student die Pocken in sehr leichter Form gehabt hatte, war er nie ernstlich krank gewesen, die stete Arbeit war sein Lebenselement gewesen, um so schwerer lastete nun das Gefühl des Krankseins und der Behinderung an der Arbeit auf seinem Gemüt. Die Vorlesungen konnte der Vater auch zum Sommersemester nicht wieder aufnehmen und ging im Frühling in Begleitung der Mutter und meiner Schwester KLARA zur Erholung nach Clarens am Genfer See. Auch Schwester MINNA und NANNA verreisten zu Verwandten, und das Haus in der Charlottenstraße wurde geschlossen.

Wir sollten uns erst zu Weihnachten wiedersehen. Denn im Juli brach nun das schon länger in der Ferne drohende Kriegsgewitter plötzlich los.

Ich hatte eine Reihe von Tagen den Dienst in der Klinik aussetzen müssen, weil mir ein kleiner Varix (erweiterte Vene) am rechten Fuß dicht hinter dem inneren Knöchel geplatzt war, und lag noch auf dem Sofa, als die Zeitungen die Nachrichten von den bekannten Vorgängen am 13. Juli in Ems brachten, wie der französische Gesandte Graf BENEDETTI in zudringlicher Weise von König WILHELM gefordert hatte, er solle die Versicherung geben, niemals wieder die Kandidatur des Prinzen LEOPOLD VON HOHENZOLLERN für den spanischen Thron zulassen zu wollen, obgleich der Prinz auf die Kandidatur schon verzichtet hatte, und wie der König die Forderungen und Drohungen des Gesandten mit Würde und Festigkeit zurückgewiesen und sich geweigert hatte, ihn nochmals zu empfangen. Es hieß, der König werde am Abend des 15. Juli von Ems nach Berlin zurückkehren. Die kleine Wunde am Fuß war noch nicht ganz geheilt, aber es ließ mir keine Ruhe, ich stand gegen Abend auf und ging nach den Linden, um den König mit der zusammenströmenden Berliner Bevölkerung zu empfangen.

Vom Anhalter Bahnhof bis zum Brandenburger Tor stand Kopf an Kopf und Equipage neben Equipage, und Unter den Linden wogte eine dichte Volksmasse hin und her. Als es dunkelte, wurden Extrablätter mit dem Bericht über die Kammerverhandlungen in Paris verteilt. Nach den Reden

des Herzogs von GRAMONT und OLLIVIERS war es unzweifelhaft, daß der Krieg unvermeidlich geworden war. Die Blätter wurden überall verlesen und schweigend angehört. Als dann aber hinter einer Abteilung reitender Schutzleute in scharfem Trabe der offene Wagen des Königs gefahren kam, brach ein Sturm der Begeisterung los. Hurrarufen und Hüteschwenken pflanzte sich wie eine Welle, den König begleitend, über die Volksmassen fort, bei jedem der nachfolgenden Wagen, in denen der Kronprinz, BISMARCK und MOLTKE saßen, sich stürmisch erneuernd. Die Menge drängte bis zum Palais des Königs und zum Opernplatz nach. Bald stand hier Kopf an Kopf, und laut ertönten die vaterländischen Lieder durch die Nacht: „Deutschland, Deutschland über alles“, „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ und das mir bis dahin unbekannte Lied, das wie durch Zauberschlag aus Tausenden von Kehlen zum Sternenhimmel emporstieg: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenschall, — — zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Dann trat der Kronprinz auf die Rampe des Palais hinaus und verkündete mit lauter Stimme, daß der Krieg erklärt sei. Erneutes Hurrarufen. Später forderte ein Flügeladjutant die Menge auf, den König nicht länger bei der Arbeit zu stören; der Gesang verstummte, und die Volksmassen zerstreuten sich.

In den nächsten Tagen suchte jeder wehrpflichtige Offizier sich möglichst schnell zu equipieren. Nach einigem vergeblichen Herumfragen in den Geschäften gelang es mir, Sattel und Zaumzeug aufzutreiben. Schon am 17. Juli erschien in der Klinik eine Ordonnanz mit dem Gestellungsbefehl. Ich war dem 8. Feldlazarett des III. (Brandenburgischen) Armeekorps zugeteilt, das zunächst in Marzahn, einem Gut und Dorf vor dem Landsberger Tor, 8 Kilometer von Berlin entfernt, Quartier angewiesen bekam. Die gesamte Ausrüstung von den Strohsäcken und Decken für 200 Betten bis zu dem kleinsten chirurgischen Instrument lag wohlgeordnet in einem der Proviantgebäude bereit.

In Marzahn verlebte ich bei unseren freundlichen Wirtsleuten noch einige schöne friedliche Tage. Wir hatten prächtiges Sommerwetter; die Ernte hatte begonnen, und des Abends hörte man den Gesang der heimkehrenden Schnitter und Schnitterinnen: „O bleib bei mir und geh nicht fort, mein Herz ist ja dein Heimatsort!“ Ich machte Bekanntschaft mit den Vorgesetzten und Kameraden und suchte Fühlung mit den Untergebenen zu gewinnen.

Der Führer des Feldlazarettes war Oberstabsarzt EWALD, ein pflichttreuer, wohldenkender, freundlicher Mann, dem man nur vorwerfen konnte, daß er es an der strengen militärischen Disziplin etwas fehlen ließ. Besonders die Ordnung auf dem Marsch ließ zu wünschen übrig. Gelegentlich löste sich die Truppe fast ganz auf. Die Leute marschierten zu zweien und dreien oder allein drauflos und gingen auf abschneidenden Pfaden schräg durch das Feld, während die Wagen auf der Chaussee bleiben mußten. Von weitem glaubte man dann die Teilnehmer einer friedlichen Landpartie daherkommen zu sehen.

Der Oberstabsarzt hatte mit den Verwaltungsgeschäften soviel zu tun, daß er die Leitung des ärztlichen Dienstes, wie das auch in der Organisation der Feldlazarette vorgesehen ist, dem Stabsarzt überließ. Der Stabsarzt war ein praktischer Arzt Dr. MARCUSE aus Berlin, meine beiden Kameraden in gleichem Range mit mir die Militärärzte GRIMM und HARTE, beide, ebenso wie der Stabsarzt, umgängliche und gute Kameradschaft pflegende Männer. Zu dem kleinen Kreise gehörte dann noch der Apotheker HÜLSBERG, eine wenig militärische Figur, zumal zu Pferde, aber in seinem Fach tüchtig und ein treuer Mensch. Wenn wir später während des Feldzugs mit anderen Feldlazaretten im selben Ort lagen, und ich sah, wie man sich da vielfach durch Eifersucht und Zank gegenseitig die Laune verdarb, habe ich es immer sehr dankbar empfunden, daß ich es mit meinen Kameraden so gut getroffen hatte.

Auch unter den Mannschaften waren tüchtige und nette Menschen, so der Wachtmeister, der die Trainsoldaten unter

sich hatte, und ein Sergeant TÖPFER, Landmann und sehr geschickt und anständig. Recht mangelhaft war es mit dem Personal für die Krankenpflege bestellt. Die Krankenwärter waren meist alte Landwehrleute, Handwerker, Arbeiter, Ackersleute, die von Krankenpflege nichts verstanden und oft mehr im Wege waren als nützten. Die Zahl der ganz ordentlichen Lazarettgehilfen war zu gering.

Zum Train, zu dem auch die Lazarette gehören, wurden nicht gerade die Intelligentesten ausgehoben. Das zeigte sich besonders bei meinem Burschen, dem braven HENKE. Er stammte aus der Neumark und war, ich weiß nicht wie, um den Schulunterricht gekommen, so daß er weder lesen noch schreiben konnte und statt mit dem Namen mit drei Kreuzen unterschrieb. Ich mußte während des Feldzugs die Korrespondenz mit seiner Frau besorgen. Wenn ein Brief kam, las ich ihm denselben vor. Da schrieb denn die Frau etwa: „Wie geht es dir? Wenn wir nur erst Frieden hätten! Der Wilhelm war doch in den Wald gegangen und hatte Holz geholt; nun soll ich 10 Groschen Strafe zahlen. Und es ist alles jetzt schrecklich teuer. Und nun noch ein Wort des Trostes: Ein feste Burg ist unser Gott usw.“ Der Brief machte den Eindruck, als ob der Küster dabei geholfen hätte. Während ich vorlas, liefen dem guten HENKE die Tränen an den Backen herunter, und wenn ich fragte, was ich als Antwort schreiben sollte, sagte er: „Sie wissen schon, Herr Doktor, Sie wissen das besser, schreiben Sie man so, Sie wissen das schon.“ Kam dann nach einigen Wochen der nächste Brief, fing er wieder mit dem Holzdiebstahl an und endete wieder mit einem Wort des Trostes. In Frankreich suchte HENKE immer getreulich für seinen Herrn zu sorgen. Eines Tages lag neben dem Waschbecken eine fremdartig aussehende Zahnbürste, die er in einem Château gefunden und als besonders schön und für seinen Herrn geeignet erachtet hatte. Das Wecken zu rechter Zeit besorgte er immer sehr prompt, und ich hatte oft bewundert, wie er auch ohne Uhr in der Nacht meist richtig zu schätzen wußte, was es an der Zeit war. Nun hatte er aber plötzlich eine hübsche

Taschenuhr in Besitz bekommen und freute sich kindlich daran, sie abends aufzuziehen. Die meinige war stehen geblieben, und ich fragte ihn in der Nacht, was die Uhr sei. „Es ist in de vierte Stunde, Herr Doktor.“ — „Ja, wieviel Uhr ist es denn genau, HENKE?“ — „Es muß in de vierte Stunde sind.“ Ich ließ mir nun seine Taschenuhr reichen. Sie tickte lustig, aber zeigte ganz falsch. Es stellte sich heraus, daß HENKE es überhaupt nicht verstand, nach der Uhr zu sehen. — Auf dem Rückmarsch nach Friedensschluß verlor er sein Seitengewehr und wurde deshalb vom Oberstabsarzt mit Strafe bedroht. „Lassen Sie gut sein, Herr Oberstabsarzt,“ sagte er treuherzig, „auf dem nächsten Schlachtfeld finde ich sicher ein anderes.“

Unter den Mannschaften war noch ein alter Landwehrmann, der uns mit seinem urwüchsigen Humor und seinen originellen Bemerkungen oft erheiterte. Er teilte die Menschen in zwei Kategorien ein, solche, die in die Welt paßten, und solche, die nicht in die Welt paßten. „Herr Doktor, Sie passen in die Welt“, war das größte Lob, das er zu erteilen wußte, „der paßt nicht in die Welt“ ein alle weitere Diskussion ausschließendes Urteil.

Am 29. Juli bekamen wir Marschbefehl. Es ging durch Berlin, die Friedrichsstraße entlang zum Halleschen Tor hinaus, dann bei einem schweren Gewitter über das alte Schlachtfeld von Großbeeren nach Trebbin, wo wir ermüdet ankamen, und über Jüterbog weiter nach Wittenberg. Die Quartiere waren ärmlicher als meist nachher in Frankreich. Nach drei Tagen langten wir in Wittenberg an, wo wir verladen werden sollten. Ich fand Zeit, in dem Predigerseminar, dem alten Augustinerkloster Martin Luthers, den Direktor Konsistorialrat SCHMIEDER zu besuchen, den greisen Vater meines Schwagers PAUL SCHMIEDER. Die Nacht lagen wir unter der Luthereiche vor dem Elstertor, wo Luther die Bannbulle des Papstes verbrannt hat. Nach dem heißen Marsch auf staubiger Chaussee war es bei klarem Sternenhimmel empfindlich kalt, auf der Chaussee rasselten unaufhörlich die Munitions- und Proviantkolonnen vorbei, aber

wir schliefen, den Sattel als Kissen unter dem Kopf, infolge der Ermüdung ausgezeichnet.

Dann ging es mit der Bahn weiter über Halberstadt, Kreiensen, Paderborn nach Soest, dann südwärts über Wetzlar nach Oberlahnstein an den Rhein und am Rhein entlang nach Mosbach bei Wiesbaden. Auf den Stationen, wo der Zug hielt, wurden wir, auch bei Nacht, von Frauen und jungen Mädchen, Turnern und Feuerwehrleuten bewillkommnet, die uns Erfrischungen reichten und die Pferde mit frischem Wasser versorgten. In den Coupés war es sehr heiß, und ich suchte mir deshalb bei Tage einen Platz auf dem Kutscherbock eines unserer Wagen, von wo ich im kühlenden Zugwind einen freien Blick auf die immer anmutiger werdende Landschaft hatte. Herrlich war die Fahrt am zweiten Tage das Lahntal hinunter. Je näher wir dem Rhein kamen, um so lebhafter wurden wir bei jedem Dörfchen, an dem wir vorbeifuhren, von der Bevölkerung mit Hurrarufen und Mützenschwenken begrüßt, hier und da stand der Schulmeister mit den Schulkindern am Schlagbaum und ließ die Wacht am Rhein singen. Bald lag bei Oberlahnstein der Rhein vor uns. Eben war die Nachricht von dem Sieg bei Weißenburg eingetroffen, und die Fahrt am Strom hinauf glich einem Triumphzug. Von den vorbeifahrenden Dampfschiffen dröhnten Böllerschüsse; aus jedem Fenster, auch auf der anderen Seite des Flusses, und aus den Luken der alten verfallenen Burgen grüßten Fahnen und Tücher. In Rüdesheim, wo der Zug hielt, kam ein greiser Kollege und schenkte uns mit zitternder Hand ein Glas Rüdesheimer ein. Unsere Märker staunten über die hohen steilen Weinberge. „Hier muß schlecht Kartoffelhacken sein,“ bemerkte ein Landwehrmann.

In Mosbach bei Wiesbaden wurden wir ausgeschifft, wie der technische Ausdruck lautete, und nun ging es zu Pferde und zu Fuß weiter, bei Mainz auf einer Schiffbrücke über den Rhein und durch die Rheinpfalz über Meisenheim, Kusel, St. Wendel, Ottweiler nach Saarbrücken. Meist regnete es in diesen Tagen in Strömen, was um so unangenehmer war, als wir wegen der sich auf den Chausseen zusammendrängenden,

mitunter auch sich kreuzenden Truppenteile nur langsam vorwärts kamen und für die Nacht meist ein Biwak beziehen mußten. Den Truppen nachfahrende Feldküchen wie im letzten Kriege gab es damals noch nicht; das Heranschaffen von Brot und Fleisch und das Abkochen kostete viel Zeit und Mühe, ebenso das Heranholen von Stroh, Hafer und Heu.

Um den Besitz von Saarbrücken hatten die ersten Gefechte stattgefunden. Die schwache preußische Vorpostenabteilung hatte sich am 2. August vor den drei feindlichen Divisionen zurückziehen müssen, was von den Franzosen als großer Sieg ausposaunt worden war. Es wurde dann in unseren Zeitungen gemeldet, die wehrlose Stadt sei in Brand geschossen worden, wobei Napoleons Söhnchen Lulu die erste Kanone habe abschießen dürfen. Die Meldung war stark übertrieben. Beim Einrücken in die inzwischen von unseren Truppen wieder besetzte Stadt fanden wir den Bahnhof teilweise eingeschossen, im übrigen aber nur an vereinzelten Stellen Granatlöchern in den Häusern.

Glücklicherweise war es mir möglich, in Saarbrücken ein Paar elegante lacklederne Halbschuhe aufzutreiben, die mir in der nächsten Zeit vortreffliche Dienste leisteten. Denn meine neuen, starken, vom Regen durchnäßten Reitstiefel, die ich in den Biwaks nicht ausziehen konnte, weil ich fürchten mußte, den geschwollenen rechten Fuß nicht wieder hineinzwängen zu können, hatten gerade am Knöchel eine drückende und scheuernde Falte geworfen, so daß die beim Ausmarsch noch nicht verheilte kleine Wunde sich unter starken Schmerzen erheblich vergrößert hatte. Ich dachte schon das Schicksal des Philoktet, den seine Kameraden bei der Fahrt nach Troja seiner Beinwunde wegen auf der Insel Lemnos zurückließen, teilen zu müssen. Aber die Lackschuhe, mit Sporen versehen, um sie nicht zu friedlich erscheinen zu lassen, bewährten sich, ich konnte die üble Wunde nun täglich frisch verbinden, und nach einer längeren Reihe von Wochen gelang es mir so, sie zur Heilung zu bringen.

Wenige Kilometer hinter Saarbrücken überschritten wir mit dreimaligem Hurra die französische Grenze. Links von

der Straße stiegen die Spicherer Höhen steil auf, oben von Wald gekrönt. Hier hatte vor drei Tagen am 6. August STEINMETZ in blutiger Schlacht die Franzosen unter FROSSARD aus der gedeckten Stellung auf der Höhe herausgeworfen. Die Infanterie war mit Todesverachtung den Abhang hinaufgestürmt, und der Feldartillerie war es gelungen, an einigen, für Geschütze fast unerreichbar scheinenden, steil gelegenen Punkten Fuß zu fassen. Überall lagen noch die Tornister und Helme und Waffen umher, und wir bekamen zum erstenmal den unheimlichen Modergeruch zu spüren, der sich bald über jedes Schlachtfeld ausbreitet und vom Winde weit hingetragen wird. Am Nachmittag kamen wir über Forbach nach St. Avold, wo wir einen Ruhetag haben sollten.

Ich war als Quartiermacher nach St. Avold vorausgeritten und hatte in einer hübschen Straße an einigen Häusern und Stallungen mit Kreide an die Tür geschrieben: 8. Feldlazarett III. Armeekorps. Aber dann hörten wir, daß das Hauptquartier nach St. Avold kommen werde, und fürchteten, daß wir den hohen Herren und ihrem Gefolge bei dem Mangel an Unterkunftsräumen würden den Platz räumen müssen. So wurde beschlossen, wir sollten auf einer Wiese vor der Stadt biwakieren, bei wieder beginnendem Regen keine angenehme Aussicht. Bald kam das herankommende Hauptquartier in Sicht, der König, BISMARCK, MOLTKE in offenem Wagen, umgeben von der Stabswache, einer glänzenden Eskorte von ausgesuchten Leuten aus den verschiedensten Kavallerieregimentern. Wir liefen an die Chaussee, und einige schwenkten jubelnd ihre Helme, wofür wir aber von höchster Stelle am nächsten Tage einen Verweis bekamen, das sei keine preußische Sitte, die Herren Sanitätsoffiziere möchten sich in Zukunft an die Vorschriften halten. Gegen Abend ging ich noch einmal in die Stadt und war freudig überrascht, daß die Kreideaufschriften an den Türen nicht ausgewischt und die Quartiere freigeblichen waren. So konnten wir einrücken und wohnten sogar nur wenige Häuser von BISMARCK und MOLTKE entfernt. Die Bewohner des Städtchens waren fast alle geflüchtet. In dem Hause, das

wir Offiziere bezogen, war nur eine ältliche Haushälterin zurückgeblieben. Die Besitzerinnen, ein paar alte Damen, hatten alles stehen und liegen lassen und sich davongemacht. Auf dem Nähtisch lag noch das Nähzeug mit Faden und Nadel und daneben ein kleines Buch „Les Prussiens en France“, in dem alle Schauertaten der preußischen Soldaten im Jahre 1814 und 15 geschildert und in Bildern dargestellt waren. Wir ließen es uns in den ausgezeichneten Betten sehr wohl sein und freuten uns des folgenden Ruhetages. Auf der Straße begegneten wir wiederholt dem General MOLTKE, der gemächlichen Schrittes allein umherspazierte und hier und da stehen blieb und sich die Auslagen in irgendeinem kleinen Schaufenster ansah, als ob er nichts zu tun und nichts Besonderes zu denken habe.

Am nächsten Tage kamen wir nach Faulquemont, Falkenberg, das an der fast überall scharf abgezeichneten Sprachgrenze liegt. Hier befand sich eine große Tabaksfabrik, deren Inhalt, da die Tabakfabrikation in Frankreich Monopol war, als Kriegsbeute an die durchmarschierenden Truppen verteilt wurde. Ich blieb zurück, um den für unser Lazarett bestimmten Tabak in Empfang zu nehmen und auf einem requirierten Wägelchen dem Lazarett nachzubringen. Mein braver Schimmel kränkelte, und ich hatte an seiner Stelle einen Braunen zugeteilt bekommen, der ein sogenannter Kleber war, er war gewohnt, immer neben einem anderen Pferd zu gehen, leitete in seinem Pferdeverstand ein Gewohnheitsrecht davon ab und suchte bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit sein Recht mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen. Wollte ich auf der Chaussee bei einem Regiment vorbeitraben, so sprang mein Brauner neben den an der Queue reitenden Offizier, und es kostete mich große Mühe, ihn mit Sporen, Schenkeldruck und Reitpeitsche dahin zu bringen, daß er nachgab und vorwärts trabte. War ich glücklich am Regiment entlang geritten, so wiederholte sich zum allgemeinen Gaudium diese Szene neben dem Herrn Oberst, der Gaul bockte und schlug hinten aus und tanzte rechts und links herum, ehe ich ihn wieder vorwärts brachte. Nun war

die Bahn frei, aber auf einer kleinen Erhöhung neben der Chaussee hielt der Brigadegeneral, um die Truppen im Vorbeimarsch zu besichtigen. Ich setzte mich in Positur und legte die Hand an den Mützenschirm, mein Brauner klappte die Ohren nach hinten herunter, wodurch er immer zuerst seine bösen Absichten verriet, und, ehe ich es mich versah, stand er nach ein paar kühnen Galoppsprüngen neben dem General, der, neugierig, welche wichtige Meldung ich zu machen hätte, mich fragend anblickte. Ich konnte nur für mich und mein Roß höflichst um Entschuldigung bitten und mußte den alten Kampf mit dem wohl als pathologisch aufzufassenden Eigensinn des Tieres nochmals wieder aufnehmen.

Wie mit den Menschen, so ging es auch mit den Pferden, der Train bekam nicht die besten zugewiesen. Mein Kamerad GRIMM hatte sich ein besonders schönes Tier ausgesucht, dem, wenn es ruhig und vernünftig ging, mancher Kavallerist mit Neid nachschaute. Aber wenn wir in eine Stadt oder ein Dorf hineinritten, wollte der Rappe oft plötzlich nicht weiter und stieg in die Höhe, so daß man schon ein so guter Reiter wie GRIMM sein mußte, wenn man nicht gelegentlich aus dem Sattel kommen sollte. Der Wachtmeister glaubte, die Schuld läge am Reiter, er setzte sich auf, das Pferd stieg und überschlug sich nach hinten, so daß er froh sein mußte, mit dem Schrecken davongekommen zu sein. Ein anderes Mal ritten wir in ein Dorf hinein, in dem Brandenburger Kürassiere in Quartier lagen. Die auf der Straße Herumstehenden lachten über den Doktor auf dem sich bäumenden Pferde, und als dieser sagte, sie sollten es doch selbst einmal mit dem Tier versuchen, meldete sich ein Kunstreiter von RENZ. Er stieg auf, der Rappe tanzte mit ihm auf den Hinterbeinen herum, kam mit den Vorderbeinen wieder herunter und ging wieder in die Höhe, der Kunstreiter sprang ab und sagte, mit dem Tier sei nichts anzufangen. So war unsere kavalleristische Dokortehre gerettet. Wir zogen dann an einem Ruhetag einen Tierarzt zu, der sich auch bereit finden ließ, den Rappen für geisteskrank zu erklären, so daß wir ihn gegen ein weniger stattliches, aber vernünftiges Pferd austauschen konnten.

Von St. Avold ging der Marsch in südwestlicher Richtung auf Pont à Mousson zu. Am 14. August mittags waren wir in einer weiten Talmulde angelangt, wo die ganze Brigade biwakieren sollte. Unser Lazarett bekam einen Platz am Rande des Tales, schon etwas auf der Höhe, und wir konnten das ganze bunte Bild der lagernden Truppen überschauen, die Sonne schien hell, die Militärmusik spielte, und alles war vergnügter Stimmung. Da hörte man etwa um 4 Uhr in der Ferne Geschützdonner. Wie wir später erfuhren, war die französische Rheinarmee, die sich nach Metz und weiter nach Verdun zurückziehen wollte, bei Colombey-Nouilly östlich von Metz von General VON DER GOLTZ zum Kampf gestellt worden. BAZAINE wurde geschlagen und verlor für seinen Rückzug einen kostbaren Tag. Auf den Kanonendonner hin wurde Alarm geblasen, alles wieder zum Marsch fertig gemacht und bis tief in die Nacht in der Richtung auf Pont à Mousson weitermarschiert. Nach Pont à Mousson kamen wir am 15., überschritten hier bei Mondenschein die Mosel, marschierten noch einige Kilometer am linken Moselufer stromabwärts bis nach einem Dorf Vandières und biwakierten hier wieder.

Am nächsten Morgen verlautete schon, wir würden im Lauf des Tages vielleicht mit dem Feinde zusammenstoßen, doch hielt man es für wahrscheinlicher, daß die nächste Schlacht erst bei Châlons geschlagen werden würde, und daß unser Korps vor Metz werde stehen bleiben müssen, um an der Zernierung der Festung teilzunehmen. Unser Lazarett hatte Befehl, sich der Korpsartillerie anzuschließen. So marschierten wir, derselben dicht folgend, weiter an der Mosel entlang und dann links vom Strom abbiegend landeinwärts. Etwa um 10 Uhr vormittags fing die Artillerie vor uns plötzlich an zu traben, unsere zu Fuß marschierenden Mannschaften sprangen schnell auf die Wagen, wo immer sie noch ein Plätzchen frei fanden, und so rasselte die ganze Kolonne, so schnell die Pferde laufen konnten, nordwärts. Immer deutlicher hörte man Geschützfeuer, am Himmel sah man in einiger Entfernung die weißen Wölkchen der in der

Luft platzenden französischen Granaten und hörte auch schon Salven von Gewehrfeuer und Mitrailleusen. Bald wurden wir durch eine entgegengeschickte Ordonnanz vom Generalarzt nach Tronville und von da zusammen mit dem 2. Sanitätsdetachement nach Vionville beordert. Der Feind hielt uns wohl für eine Munitionskolonne, denn Granaten platzten gerade über unseren Köpfen. Die Pferde scheuten, aber es gab keinen Treffer. Die französische Artillerie hatte nur Granaten mit Zeitzündern, die nicht wie die unsrigen beim Aufschlagen, sondern meist schon in der Luft platzten. Am Eingang des Dorfes Vionville hielt zu Pferde der kommandierende General unseres Armeekorps, einer der hervorragendsten von den damaligen Heerführern, KONSTANTIN V. ALVENSLEBEN, das Gelände mit dem Feldstecher absuchend und in aller Ruhe seine Befehle erteilend. Etwas zur Seite von ihm war an der Chaussee eine Batterie aufgefahren, welche Schlag auf Schlag mit der französischen hinter der etwas erhöhten alten Römerstraße gedeckt stehenden französischen Artillerie Schüsse wechselte. Als der Oberstabsarzt dem General die Ankunft des Lazarettts meldete, sagte er kurz: „Doktors kann ich hier nicht brauchen“ und als wir uns auf den Befehl des Generalarztes beriefen: „Na, dann seht, wo ihr bleibt.“ Das Dorf war einige Stunden zuvor erstürmt worden, auf den Straßen lagen Verwundete und Tote, Franzosen in ihren bunten Uniformen zum Teil in sitzender Stellung an den Mauern der Häuser, wo sie Deckung gesucht hatten. Wir richteten schnell in der Kirche einen Verbandplatz her. Friedlich brannten dort noch die Lämpchen vor den stummen Heiligenbildern. Bank für Bank wurde mit lautem Gekrach herausgebrochen, um Raum zum Lagern der Verwundeten zu gewinnen. Im Chor wurde operiert und verbunden. Es war alle Hände voll zu tun, denn die Schlacht hielt an bis zum Abend, und nicht nur die Kirche sondern auch alle Häuser und Scheunen des Dorfes waren bald voll Verwundeter. Ging man über die Straße, so sah man, daß von einem siegreichen Vordringen keine Rede sein konnte, die Batterien beschossen sich wie vorher, ohne Pause

rollte der Kanonendonner. Der Infanteriekampf wogte hin und her, das nahe gelegene Gehöft Flavigny wurde mehrere Male von den Unsern erstürmt und von den Franzosen wieder genommen. Traf man einen Trupp Soldaten, den Rest einer Kompagnie, der nach kurzer Ruhepause ernst und schweigsam wieder vorging, so sagten die Leute auf Befragen: „Es ist nichts zu machen, aber weg gehen wir nicht!“

In der Tat war die Lage eine sehr kritische. Denn bis zum späten Nachmittag, wo nacheinander Hannoveraner, Oldenburger und Hessen herankamen, stand unser brandenburgisches Armeekorps ganz allein sieben französischen Divisionen gegenüber. Diese hatten von Metz auf der Straße Gravelotte, Vionville, Mars la Tour nach Verdun abmarschieren wollen, und wir hatten ihnen, seitlich kommend, den Weg verlegt. Auch nach dem Eintreffen der Verstärkungen war die französische Armee der unsrigen an Zahl überlegen. Gegen Abend ging unserem Feldlazarett der geheime Befehl zu, wir sollten für den Fall, daß unsere Truppen Vionville räumen müßten, in dem Ort zurückbleiben. Als es anfang zu dunkeln, ritten die Rathenower Zietenhusaren noch eine Attacke bis in die französischen Artillerielinien hinein; ich sah, wie sie zurückkamen, manches Pferd ohne Reiter im Sattel. Die Franzosen werden die kühnen Schwadronen für frisch eingetroffene Reserven gehalten haben. Sie standen von weiteren Gegenangriffen ab, und bald schwieg überall das Feuer. Wir erwarteten einen nächtlichen Vorstoß der Franzosen, dem unsere zusammengeschmolzenen Truppen kaum hätten widerstehen können, aber es blieb ruhig. Der Feind wußte nicht, wie schlimm es bei uns aussah.

Als es am nächsten Morgen hell geworden war, sammelten sich auf den Straßen die Reste der Kompagnien und Bataillone wieder. Es wurde Appell abgehalten; manche Versprengte fanden sich noch wieder bei den Fahnen ein, aber etwa ein Viertel aller Mannschaften unseres Armeekorps war gefallen oder verwundet. Einige Regimenter hatten fast alle Offiziere verloren. Unter den Fehlenden war auch JUSTUS

OLSHAUSEN, der als Leutnant der Reserve mit dem 35. Regiment ausmarschiert war. Es hieß zuerst, er sei tot, dann hörte ich aber mit Bestimmtheit, er sei durch einen Weichteilschuß durch beide Oberschenkel nicht schwer verwundet und sei schon abtransportiert. Wir nahmen Quartier in der Schule, und in der oberen Etage richteten wir unseren Operationssaal ein. Der ganze ärmliche Ort war für ein Lazarett so ungeeignet wie möglich. Die wenigen Betten in den Häusern reichten natürlich für die Verwundeten lange nicht aus. In allen Scheunen lagen diese, Mann neben Mann, auf der Erde, bestenfalls auf frischem Stroh, wenn man hineinging, war es kaum zu vermeiden, daß man den einen oder den anderen mit dem Fuße stieß. Alles Verbinden mußte man im Knien vornehmen, was äußerst ermüdend ist, sogar dringliche Operationen, wie Unterbindungen von großen Arterien bei plötzlichen Blutungen, habe ich im Knien vorgenommen. Die Verpflegung war in den ersten Tagen sehr mangelhaft, aber es fanden sich noch einige Hammel im Dorf, und aus einem Bagagewagen des Prinzen MURAT, der auf der Straße stehengeblieben war, holten wir eine Menge von Mehl und Reis und anderen Vorräten heraus, die gut zu brauchen waren. NAPOLEON hatte sich mit LULU schon vor der Armee nach Verdun aus dem Staube gemacht, so daß er unserer Avantgarde entwich, der Wagen des Prinzen MURAT war wohl als Nachzügler noch in das Gefecht hineingeraten, die beiden Pferde lagen, durch Schüsse getötet, noch im Geschirr vor dem Wagen. Zur großen Erheiterung der Soldaten kamen auch Frauenkleider aus dem Wagen zum Vorschein.

Am schlimmsten war der Wassermangel. Die Ziehbrunnen waren zum Teil fast leer und zum Teil mit Steinen zugeschüttet. Es konnte nur einmal am Tage Suppe gekocht werden. Wir suchten daher möglichst viele Verwundete nach der Etappe zurückzuschicken und wurden darin von den Verwundeten selbst unterstützt, die, wenn sie sich auch nur mühsam fortbewegen konnten, auf eigene Faust davongingen. Auf die abfahrenden Wagen kletterten auch Leute mit Kopfschüssen und anderen schweren Verletzungen.

Die französischen Ärzte, die bei der Einnahme des Dorfes in demselben geblieben waren, wünschten mit ihren Verwundeten, soweit sie transportfähig waren, nach Metz zu gehen. Das wurde ihnen bereitwilligst zugestanden, und möglichst viele französische Verwundete — auch solche, die wir in Behandlung genommen hatten — wurden ihnen mitgegeben.

Am 18. August, bei der Schlacht von Gravelotte, blieb unser Armeekorps in Reserve stehen; der Garde, den Pomernern, den Rheinländern, den Sachsen ward die Ehre des Sieges zuteil. Den Oberbefehl hatte der am Tage zuvor herangekommene König WILHELM übernommen; die Sachsen, die durch die Umgehung und Einnahme von St. Privat die letzte Entscheidung erkämpften, wurden von dem Kronprinz ALBERT VON SACHSEN geführt.

In Vionville bekamen wir bald einige Hilfe. Nicht lange nach der Schlacht erschien ein Trupp Bonner Studenten unter Führung des Professors der pathologischen Anatomie RINDFLEISCH, die sich mit Herbeischaffen von Erfrischungen und Hilfeleistungen aller Art sehr verdient machten. Dann kam ein junger Baumeister LASPEYRES, zunächst zu dem Zweck, einen nahen Freund, dem wir das Bein hatten amputieren müssen, zu pflegen. Aber er griff überall mit zu, half beim Zimmern von Bettstellen, verklebte die zerschossenen Fenster mit Papier, hob und bettete die Verwundeten usw. Er hatte ein freundliches, heiteres Wesen und brachte Sonnenschein hin, wo er eintrat. Leider blieb er nur einige Wochen. Er brachte seinen Freund, sobald dieser transportfähig war, nach Berlin. Später ging LASPEYRES, der brustkrank war, zu Studienzwecken nach Italien und ist dort jung verstorben.

Als Lazarettprediger stellte sich am 20. August der Pfarrer SCHEPERS aus Mülheim am Rhein vor, ein Mann von etwa 45—50 Jahren, der sich freiwillig zum Dienst im Felde gemeldet hatte. Er war ein ruhiger und gesetzter Mann von gemäßiger Richtung in der Theologie und von manchen allgemeineren geistigen Interessen. Da solche bei meinen braven Kameraden weniger vertreten waren, war der Ver-

kehr mit SCHEPERS für mich ein Gewinn. Er war im Englischen etwas bewandert, und wir lasen, als die Arbeit uns mehr freie Zeit ließ, zusammen den Julius Caesar und Merchant of Venice, die mir meine Mutter zugeschickt hatte. Sonntags hielt er uns eine kurze hübsche Predigt und sprach schön bei dem Begräbnis einiger Offiziere, bei dem ich zugegen war. Als ich in Bonn war, haben wir uns noch öfters wiedergesehen. Er blieb bei uns in Vionville, bis wir im Oktober von dort abrückten, dann ging er wieder zu seiner Gemeinde in Mülheim zurück.

Die ärztliche Tätigkeit in Vionville während der nächsten Zeit war keine sehr erfreuliche, da fast nur Schwerverwundete zurückgeblieben waren, und es an den für eine gute Pflege erforderlichen Hilfsmitteln fehlte. Unter den Verwundeten mit Hirn-, Rückenmarks- und Brustschüssen räumte der Tod schnell auf, auch die mit Oberschenkelschußfrakturen erlagen zum großen Teil der erschöpfenden Eiterung. Die Karbolsäure in wässriger Lösung oder als Karbolöl wurde bei der Wundbehandlung benutzt, aber von einer antiseptischen Behandlung im Sinne LISTERs konnte noch keine Rede sein. Die hygienischen Verhältnisse in den engen, dumpfigen Bauernstuben und in den fensterlosen Scheunen waren sehr ungünstige, die Luft in der ganzen Umgebung des Schlachtfeldes war verpestet durch die vielen oberflächlich verscharrten und zum Teil wieder zutage tretenden Pferdeleichen, und bald wimmelte es überall von Fliegen. Dazu kam die in den lothringischen Dörfern allgemein herrschende Unsauberkeit. Die Düngerhaufen lagen vor oder neben den Häusern an der Straße, wenn es regnete, trat man in braune Jauchepfützen. Es war ein typisches Bild, wenn Monsieur le Curé, ein fataler, fanatisch aussehender Mann, das lange schwarze Gewand wie ein Frauenzimmer in die Höhe nehmend, durch den Schmutz hindurchtänzelte.

Die Verpflegung besserte sich bald, da der Stabsarzt es gut verstand, die Johanniterdepots in den Nachbarorten, besonders in Pont à Mousson, für unser Lazarett zu interessieren.

Sobald ich dazu Zeit fand, ritt ich nach dem Lagerplatz der Hessen zwischen Rézonville und Gravelotte hinüber, um meine Vettern ADOLF HELMSDÖRFER und KARL BECKER aufzusuchen. ADOLF war zusammen mit dem jungen Theologen KARL SELL, unserem späteren treuen Freund in Bonn, als Kriegsfreiwilliger eingetreten, KARL BECKER, der Sohn von Onkel FRIEDRICH BECKER in Basel, war Leutnant im hessischen Jägerregiment. HELMSDÖRFER und SELL fand ich mit ihrer Kompanie auf einem lehmigen, vom Regen durchweichenden Abhang des welligen Terrains miserabel untergebracht oder vielmehr nicht untergebracht, denn sie mußten dort ohne schützendes Dach oder Zelt Tag und Nacht im Freien zubringen. Der Lehm saß ihnen nicht nur an Rock und Hosen, sondern auch im Bart. Glücklicherweise hatten wir gerade einige Vorräte bekommen, und ich konnte ihnen am nächsten Tage etwas Butter, Schokolade und Wein bringen. Später hatten sie ein leidliches Quartier in einem Hause in Rézonville. KARL BECKER hatte am 18. einen Weichteilschuß durch die Schulter bekommen, war aber bei seinem Regiment geblieben und schnell wieder gesund geworden.

An einem anderen Tage bald nach der Schlacht bei Gravelotte ritt ich nach Gorze hinüber, um LANGENBECK zu besuchen, der dort als konsultierender Chirurg tätig war. Er hatte bei Beginn des Feldzugs den Wunsch ausgesprochen, ich möchte ihm als Assistent zugewiesen werden, das Kriegsministerium hatte aber anders entschieden, womit ich hinterher sehr zufrieden war, da ich bei dem Feldlazarett eine selbständigere chirurgische Wirksamkeit hatte, als ich sie bei LANGENBECK hätte finden können. Ich fand meinen verehrten Lehrer in Gorze sehr ernst und wie um eine Reihe von Jahren gealtert vor, sein jüngerer Sohn, ein frischer, fröhlicher Offizier, war bei dem Sturm der Gardeschützen auf St. Privat (oder St. Marie aux Chênes?) von mehreren Kugeln schwer getroffen. Der Vater war einige Male nach beendeter Arbeit in Gorze des Nachts zu dem Verwundeten hinübergeritten, hatte ihn aber nicht vom Tode retten können.

Schwer gebeugt, suchte er nun durch ein Übermaß von Arbeit seinen Schmerz zu betäuben.

LANGENBECKS feine, liebenswürdige Art erwarb ihm auch in Feindesland manche Freunde. Als ich etwa 20 Jahre später zum erstenmal wieder nach Metz kam und mit einem Wagen von Dorf zu Dorf über die Schlachtfelder fuhr, aß ich in einem kleinen Gasthaus in Gorze zu Mittag. Ich fragte die Wirtin, eine Frau in mittleren Jahren, ob sie 1870 schon in Gorze gewesen sei und ob sie den Generalarzt LANGENBECK gekannt habe. Da leuchteten ihre Augen, sie ging an einen Schrank und öffnete ihn. Ein Bord darin war in der Mitte freigelassen, und hier stand in einem Rähmchen die Photographie von LANGENBECK. Sie erzählte dann, sie sei damals ein junges Mädchen gewesen, LANGENBECK habe in dem Hause ihrer Eltern in Quartier gelegen, und der von allen verehrte alte Herr habe ihr beim Abschied das Bild geschenkt, das sie ganz besonders in Ehren halte.

Damit in meinen Aufzeichnungen aus dem Feldzug der Humor nicht zu kurz kommt, der uns auch draußen nie ganz verlassen hat, möchte ich noch einige Schwänke aus den Tagen in Vionville erzählen.

Unser Stabsarzt war ein redseliger Mann und tat sich besonders auch viel darauf zugute, daß er sich auf Französisch gewandt und fließend unterhalten konnte. Er stand in dieser Beziehung ganz im Gegensatz zu Dr. HARTE, der sogar deutsch so wenig redete, daß wir ihn den Schweiger MOLTKE nannten, und der, wenn ein Franzose fragte: „Parlez-vous français, monsieur?“ antwortete: „Comme l'eau!“ und in beiden Sprachen schwieg. Das Französische des Stabsarztes wurde allgemein bewundert und still beneidet, mir war es mitunter nicht ganz waschecht vorgekommen. Am zweiten oder dritten Tage nach der Schlacht raschelte es in einer Scheune, in der wir am Verbinden waren, plötzlich oben in einem hohen Strohhaufen, und die Köpfe von drei französischen Soldaten wurden sichtbar, die sich bei Erstürmung des Dorfes dort versteckt hatten und nun, durch Hunger getrieben, sich gefangen gaben. Wir nahmen ihnen die Chassepots ab,

und der Stabsarzt unterhielt sich, an dem Schloß eines der Gewehre herumhantierend, in leutseliger Weise mit ihnen über die Vorzüge des Chassepots. Dabei entschlüpfte ihm der Ausdruck *le château du fusil*; ich traute zuerst meinen Ohren nicht, aber zum zweitenmal hieß es *le château du fusil*; ich rief: „Halt, Herr Stabsarzt, das muß doch wohl anders heißen!“ Er merkte, daß er in der Falle saß, und lachte mit uns anderen über sein schönes Französisch, mit dem er fortan etwas weniger renommierte.

Der Stabsarzt hatte auch die Feldzüge von 1864 und 1866 bei unserem Armeekorps mitgemacht, hatte ein gutes Personengedächtnis und kannte daher noch viele von den Offizieren. Er machte gern von jeder oberflächlichen Bekanntschaft Gebrauch, stellte sich wieder vor und erinnerte die Herren an diesen Skat in Missunde und jenen Whist in Königinhof oder an ein gemeinsames Abenteuer in irgendeinem böhmischen Örtchen. Seine Beziehungen zur Armee waren sogar noch viel ältere und intimere. Hatte doch, wie er erzählte, der alte BLÜCHER, der mitunter in Spielschulden geraten sei, einmal in Berlin bei dem Großvater des Stabsarztes seinen Ehrensäbel versetzt. Auch von den Johannitern kannte er von früher her manche, und wenn unsere Verwundeten und wir selber darbtten, ritt er aus, um Speise und Trank heranzuschaffen. So geschah es auch am 3. September. Als er nach Gorze kam, war an der dortigen Mairie gerade die Depesche angeschlagen, welche der König an die Königin geschickt hatte, um ihr die Gefangennahme NAPOLEONS bei Sedan mitzuteilen. Damit wir die Nachricht gleich bekommen sollten, schrieb er die Depesche schnell auf eine Feldpostkarte und schickte einen reitenden Boten damit zu uns hinüber nach Vionville. Da lasen wir denn: „Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General WIMPFEN geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls MAC MAHON das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthalts-

ort werde Ich bestimmen, nachdem Ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet.“ Unterschrieben hatte der Stabsarzt in der Eile die Depesche aber nicht „WILHELM“, sondern „Stabsarzt MARCUSE“. Wir waren über die ganze militärische Lage dort an der belgischen Grenze nicht orientiert, da wir Zeitungen immer erst sehr verspätet bekamen, und hielten die ganze Geschichte für einen schlechten Witz des Stabsarztes. Die Vorstellung, daß der Kaiser NAPOLEON sich ihm, MARCUSE, persönlich ergeben habe, war eigenartig, wir lachten herzlich über den Einfall. Bald kamen aber weitere bestätigende Nachrichten. Das kaum glaublich Scheinende war Tatsache: NAPOLEON und die Armee waren gefangen.

Wir gaben uns nun der Hoffnung hin, der Feldzug würde binnen kurzem beendet sein. Lange dauerte es aber, bis die Franzosen an unseren Sieg bei Sedan und die Kapitulation ihrer Armee glaubten. Als nach einigen Tagen die langen Züge nach Deutschland marschierender Gefangener vorbeikamen, und immer wieder neue Züge erschienen, meinten sie, wir machten es, um sie zu täuschen, wie auf dem Theater, wo die Statisten als Soldaten rechts abmarschieren und links wieder auf die Bühne kommen, um eine große Menge vorzutäuschen.

Im Lauf des September nahm die Arbeit im Lazarett mehr und mehr ab, manche Verwundete erlöste der Tod, andere waren so weit gebessert, daß sie nach Novéant, einem Städtchen an der Mosel, wo bessere Lazaretteinrichtungen zu Gebote standen, evakuiert werden konnten. So blieb Zeit zu Spazierritten, die wir aber wegen der hier und da aufgetauchten Frantireurs nicht weit ausdehnen durften.

Von Hause wurde ich mit Lektüre versehen. FRITZ ADLER schickte mir TREITSCHKES Aufsatz aus den Preußischen Jahrbüchern: „Was fordern wir von Frankreich?“, in dem zum ersten Male mit klaren Worten die Forderung aufgestellt und historisch begründet wurde, bei den Friedensverhandlungen die Abtretung des Elsaß zu verlangen, und zwar dachte TREITSCHKE sich das Land als preußische Pro-

vinz. Als solche wäre das Elsaß wohl später auch für das Reich fester gewonnen worden als in der unklaren Stellung eines halb selbständigen, halb abhängigen Reichslandes.

Die SHAKESPEARESchen Dramen habe ich schon erwähnt. Der Kladderadatsch, der regelmäßig eintraf, enthielt oft vorzügliche Gedichte, und großes Vergnügen machte uns das bald nach Beginn des Krieges im Hannoverschen Courier aufgetauchte, jetzt wohl ziemlich vergessene Soldatenlied, das nach der Melodie des Prinzen EUGENIUS gesungen wurde. Ein paar Verse davon möchte ich hier einfügen:

König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesonnen,
Trank er seinen Königsbrunnen
Als ein König und ein Held.

Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,
Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Fürst von Hohenzollern
Sollt' auf Spaniens Königsthron.

Wilhelm sagte: „Benedettig!
Sie ereifern sich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verstand!
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen
Mein'thalb'n aus dem Pfefferland!“

Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden,
Weil er's nicht begreifen kann.
Und er schwänzelt und er tänzelt
Um den König und scharwenzelt,
Möcht es gerne schriftlich ha'n.

Da sieht unser Wilhelm Rexe
 Sich das klägliche Gewächse
 Mit den Königsaugen an;
 Sagte gar nichts weiter, sondern
 Wandte sich, so daß bewundern
 Jener seinen Rücken kann.

Als Napoleon das vernommen,
 Ließ er gleich die Stiebeln kommen,
 Die vordem sein Onkel trug.
 Diese zog der Bonaparte
 Grausam an, und auch der zarte
 Lulu nach den seinen frug. —

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
 Und spricht dann zu seinem Sohne:
 „Fritz, geh hin und haue ihm!“ —
 Fritze, ohne lang zu feiern,
 Nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
 Geht nach Wörth und — hauet ihm. —

Ein Füsilier von drei-und-achtzig
 Hat dies neue Lied erdacht sich
 Nach der alten Melodei.
 Drum ihr frischen blauen Jungen,
 Lustig darauf losgesungen!
 Denn wir waren auch dabei.

Das Lied schickte mir nach Vionville meine jüngste Schwester NANNA, die uns Geschwister unser ganzes Leben hindurch mit ihren eigenen humorvollen und ernstesten Dichtungen immer aufs neue erfreut hat. —

Inzwischen war am 19. September die vollständige Zernierung von Paris zur Ausführung gebracht, und am 27. September hatte Straßburg kapituliert.

Am 7. Oktober versuchten die Franzosen nochmals die Zernierungslinie um Metz zu durchbrechen, wurden aber von

der Division KUMMER und Teilen des 10. Armeekorps mit großen Verlusten zurückgeschlagen.

Wir erhielten Befehl, unsere letzten Kranken nach Novéant zu schaffen und nach Jeandelize, einem an der Chaussee von Metz nach Etain, weiter entfernt von Metz als Vionville, gelegenen Dörfchen, überzusiedeln. Wir marschierten am 10. Oktober dorthin und fanden, daß wir mit dem Wechsel zufrieden sein konnten. Jeandelize war kleiner als Vionville, aber sauberer und hübsch gelegen. Die Leute nahmen uns ganz freundlich auf, da sie uns lieber bei sich sahen als andere Truppen. In dem Orte war ein kleines, nettes Gasthaus, in dem uns die Wirtin Madame THÉVENIN ein gutes Mittagessen bereitete. Sie war eine brave, tüchtige Frau. Als unser Wachtmeister am Typhus erkrankte, beteiligte sie sich bereitwilligst an der Pflege. Ihr freundliches, sich aber wie die meisten Französinen taktvoll zurückhaltendes Töchterchen wartete bei Tisch auf. Mit der Verpflegung war es auch deshalb besser bestellt als in Vionville, weil hier ganz an der Peripherie der Zernierungsarmee noch manches zu kaufen war. Verwundete bekamen wir nicht mehr zu sehen, aber das Lazarett füllte sich bald mit innerlich Kranken, die teils an Rheumatismus, Magenkatarrhen und dergleichen leichteren Affektionen litten, teils aber auch an Typhus und Ruhr. Besonders die Ruhr herrschte bei der ganzen Belagerungsarmee, sie hörte erst auf, als die Truppen nach der Einnahme von Metz das ganze infizierte Terrain verlassen hatten. Von der Cholera blieben wir in diesem Kriege glücklich verschont.

Von den Einwohnern ist mir das dicke behäbige Pfäfflein in Erinnerung geblieben, mit dem ich mich oft unterhielt. Er ließ sich immer gern ein Gläschen aus meiner Flasche Gilka kredenzen, nippte aber nicht daran, ehe ich selbst getrunken datte, weil er, wie er lachend zugab, fürchtete, ich möchte ihn vergiften. Dann pflegte ich ihn wegen der mangelhaften Bildung der französischen Geistlichkeit aufzuziehen, er verstehe kaum seine lateinischen Gebete, und bei uns könne sogar jeder Mediziner französisch, englisch, lateinisch,

griechisch und hebräisch sprechen, was ich ihm durch Hersagen der Anfangszeilen der Odyssee, des ersten Buches Mosis usw. bewies. Wenn von der bevorstehenden Einnahme von Metz die Rede war, beteuerte er mit feierlicher Stimme: „Metz ne tombera pas, jamais — jamais — jamais“. Als seine Prophezeiung dann aber doch in die Brüche gegangen war, besuchte er mich zu einem Abschiedsschnäpschen und warnte dringend, wir sollten nicht nach Paris marschieren: „Les Parisiens sont méchants, à Paris vous tous trouverez vot—re—tom—beau!“

Als gegen Ende des Monats die Übergabe von Metz von Tag zu Tag erwartet wurde, bekam das Lazarett Befehl, sich zum Abmarsch bereit zu machen. Unsere Kranken sollten wir nach Novéant schaffen, wozu uns Wagen zur Verfügung gestellt wurden. Ich erbot mich, den Transport dorthin zu bringen. Der in solchen Dingen etwas unpraktische Oberstabsarzt gab mir keine Leute zur Hilfe mit. Bis Novéant war ein Weg von etwa 30 Kilometern; wir hatten einen kalten, regnerischen Herbsttag, so daß sich die Fahrt für die Kranken recht unbehaglich gestaltete. Die 13 Wagen waren teils schwere offene Trainwagen, teils gewöhnliche, von den Bauern requirierte gebrechliche Leiterwagen, alle ganz mit meist sitzenden Kranken voll gefüllt. Kaum waren wir aus Jeandelize heraus, als einige Ruhrkranke und Typhusrekonvaleszenten das Bedürfnis hatten auszusteigen, es wurde Halt geboten. Die Leute kletterten und taumelten herunter, und als sie wieder aufgestiegen waren, ritt ich rechts und links den Chausseegraben ab, um zu sehen, ob ich auch alle meine Schutzbefohlenen wieder beisammen hatte. Diese Szene wiederholte sich etwa jede halbe Stunde, ich ließ jetzt aber immer nur halten, wo kein Gebüsch war, und ich die Chaussee übersehen konnte. Während des Weiterfahrens entstand plötzlich Geschrei, die Seitenlehne eines der Leiterwagen war gebrochen, und ein paar Kranke waren heruntergefallen, der Kutscher des folgenden Wagens schlief, und um ein Haar wären die Leute überfahren worden. Ich sprengte rasch heran, dabei wurde mein Pferd am rechten Hinterbein

vom Wagenrade gestreift und konnte nur hinkend im Schritt weiter marschieren. So kamen wir erst in der Dämmerung in Novéant an. Hier erfragte ich das Etappenkommando. Als ich es gefunden hatte, wollte der Etappenmajor mir den Transport nicht abnehmen, trotz aller meiner Vorstellungen blieb er dabei, ihn gehe die Sache nichts an, in Novéant sei kein Platz frei, er habe keine Anmeldung erhalten, und fertigte mich schließlich grob ab. Während der Zeit standen die Wagen mit den armen hungernden Kranken im Regen am Eingang des Ortes. Es blieb mir nichts übrig, als den Ort abzusuchen, und als ich eine Barackenanlage aufgefunden hatte, wo noch Platz war, ließ ich die Kolonne hineinfahren und übergab die Kranken dem Lazarettgehilfen. Sie zurückzubringen, wäre unmöglich gewesen, da unser Lazarett in Jeandelize inzwischen schon eingepackt hatte. Der Betrieb in der Etappe ließ öfters zu wünschen übrig.

Am nächsten Tage mußte ich, niedergeschlagen über die den Kranken, ohne daß ich es hätte hindern können, zuteil gewordene schonungslose Behandlung, den langen Weg in langsamem Schritt zurückreiten. Das Pferd lahnte noch stärker als gleich nach dem Unfall, was nicht geeignet war, die Stimmung zu verbessern. Aber in Gorze gab es eine freudige Überraschung. An einem Hause hing oben eine lange Pfeife zum Fenster heraus, und darüber erblickte ich das immer vergnügte Gesicht meines Freundes GUSTAV SCHAEDEL. Er machte den Feldzug als Assistent des hessischen Sanitätschefs mit und fuhr auf dem Marsch meist sehr behaglich in einer großen Glaskutsche, aus der, wie erzählt wurde, seitlich immer die lange Pfeife herausschaute. Mit seinem Humor und seinen drolligen Einfällen belebte er überall seine Umgebung. Er hatte jetzt gleich ein gutes Frühstück bereit, und gestärkt und erheitert humpelte ich nach zweistündigem Aufenthalt weiter auf meinem einsamen Wege.

Kurz vor unserem Abmarsch aus Jeandelize habe ich noch Besuch von dem jungen WILLIAM THOMSON bekommen, dem jüngeren Bruder von GEORGIE. Er hatte mir nach Vionville geschrieben, wir waren aber schon fort, als der Brief

ankam. Er war dann nach Verneville gewandert, wo das Generalkommando seinen Sitz hatte, um das Lazarett zu suchen, und durch einen glücklichen Zufall trafen wir uns schließlich. Ich freute mich, ihn wiederzusehen und von der Familie THOMSON zu hören. WILLIAM hatte in Edinburg Medizin studiert und mir bei Ausbruch des Krieges brieflich den Wunsch ausgesprochen, etwas von der Kriegschirurgie zu sehen und die in Deutschland noch so gut wie vollständig unbekannt LISTERsche Methode an kriegschirurgischen Fällen zu erproben. Ich hatte ihn an SCHÖNBORN empfohlen, unter dessen Leitung er dann in der Ulanenkaserne in Berlin gearbeitet hatte. Frische Verwundungen, die allein einen Maßstab für den Wert der antiseptischen Methode abgeben konnten, bekam er allerdings dort nicht zu behandeln, und insofern erreichte er seinen Zweck nicht vollständig.

Auch später habe ich ihn von meinen schottischen Freunden am häufigsten wiedergesehen. Er war einige Zeit Assistent bei dem Chirurg SPENCER WELLS in London, wandte sich dann aber der allgemeinen ärztlichen Praxis zu, die er im Winter in Algier und im Sommer in Spa ausübte. In Spa habe ich ihn einmal besucht, und er kam auch wiederholt zu uns nach Bonn. Die Praxis gab er später nach seiner zweiten Heirat auf und reiste fast ununterbrochen in der Welt herum, nach Japan, Rußland, Neuseeland, Indien usw. Es wird kaum ein Land geben, das er nicht gesehen hätte, und es paßt auf ihn das Sprichwort: A Scotchman is never at home but when he is abroad. Aber dazwischen kehrte er immer wieder in seine Heimat zurück. —

Am 29. Oktober konnte ich nach Hause schreiben: „Hurra! Metz ist gefallen. Die schon seit acht Tagen erwartete Kunde durchlief gestern schnell alle Dörfer. Um 1 Uhr mittags sollen die französischen Truppen ohne Waffen abziehen, und in Metz weht dann wieder die deutsche Fahne! Alles atmet hier auf und freut sich nach der langen Geduldsprobe der Belagerung auf einen frischen, flotten Vormarsch. Näheres über den Marsch wissen wir noch nicht.“

Als die Tore von Metz geöffnet waren, brach eine Menge von

hungerägigen Zivilisten hervor, die möglichst schnell gehend oder laufend ein Dorf zu erreichen suchten, wo noch etwas zum Essen zu kaufen wäre. In der nächsten Umgebung von Metz fanden sie nicht viel, so kamen sie auch bis Jeandelize, gut 40 Kilometer von der Stadt entfernt, suchten ihren Hunger hier einigermaßen zu stillen und eilten, sich gegenseitig möglichst überholend, auf der Chaussee weiter nach Etain zu.

Am 31., am späten Nachmittag, rückten wir von Jeandelize ab, wieder bei strömendem Regen, der uns noch zwei Tage begleitete, um dann einer frischen, trockenen Kälte zu weichen. Gleich auf dem ersten Marsch gab es mancherlei Schwierigkeiten. Wir hatten aus Vionville als Kriegsbeute zwei große zweirädrige Militärkarren mitgenommen und mit noch übriggebliebenen Vorräten von Mehl, Reis und dergleichen beladen. Aber unsere Leute verstanden es nicht, diese französischen Karren richtig zu packen. Die Last muß auf der Achse balancieren, darf nicht zu hoch gepackt sein und muß so verstaut werden, daß sie nicht rutschen kann; auch waren die Wagen für schwere Percherons gebaut und für unsere schwächeren Trainpferde nicht geeignet. Als wir an eine etwas steil abfallende Stelle der Chaussee kamen, konnte das Pferd dem Druck der Gabel nicht genügenden Widerstand leisten, der Wagen rutschte zur Seite, und Wagen und Pferd lagen im Chausseeegraben, das Pferd so, daß es nur mit den Nüstern aus dem Wasser, das sich dort angesammelt, herausragte. Wir durchschnitten einige Riemen, waren aber nicht imstande, das Tier aus dieser Zwangslage ganz zu befreien. Das ganze Lazarett durfte der späten Stunde wegen sich nicht lange aufhalten, so blieb ich mit einem Unteroffizier zurück, während die anderen weiterzogen. Der Unteroffizier machte den richtigen Vorschlag, Pferde herbeizuholen, die den Gaul mitsamt dem Karren aus dem Graben herausziehen sollten. In einer Mühle in der Nachbarschaft fanden wir im Stall ein paar Schimmel, die Leute waren über mein Verlangen, sie sollten uns die Pferde borgen, sehr unglücklich, weil sie fürchteten, sie würden ihre

Tiere nie wiedersehen; als ich ihnen aber in die Hand versprach, sie zurückzuliefern, willigten sie ein. Die rüstige Tochter des Hauses schwang sich behende auf den einen Schimmel, auf dem sie nun wie die Jungfrau von Orleans nach Männerart saß, und so ritten wir zusammen nach der Unglücksstätte. Bei dem Schein einer Laterne wurde eine ebenfalls mitgebrachte Kette vorn an der Gabel des Karrens befestigt, die beiden Pferde zogen an, und Gaul und Karren waren wieder auf der Chaussee. Der Gaul sprang auf und war unversehrt. Unsere Retterin trabte vergnügt wieder nach der Mühle zurück.

Als wir vielleicht eine Stunde weiter gefahren und geritten waren, tauchten an einer ansteigenden Stelle der Chaussee aus dem Dunkel der Nacht Gestalten auf, die sich an einem Wagen zu schaffen machten. Es waren einige von unseren Leuten und unser anderer zweirädriger Karren. Dieser war hintenüber gekippt und hatte den Gaul durch das Anheben des Tragsattels mit dem Bauchriemen in die Höhe gehoben und fast zum Ersticken gebracht, also dasselbe Malheur, nur in umgekehrter Form und glücklicherweise leichter zu reparieren. Unterwegs hatte ich dann noch ein kleines Renkontre mit einem postenstehenden angetrunkenen Soldaten, der Losung und Feldgeschrei von mir wissen wollte und mit seinem Gewehr herumfuchtelte. Ich konnte ihm weder das Eine noch das Andere sagen, auf einiges Zureden beruhigte sich der Mann aber und ließ mich passieren. Erst gegen Morgen kam ich in unser Quartier.

Der Marsch ging über Thiaucourt nach einem zwischen Commercy und St. Mihiel gelegenen netten Dörfchen Loupmont, dann hinunter in das Maastal nach Sampigny. Hier bekam ich Quartier bei einem 73jährigen pensionierten Hauptmann, der noch bei Waterloo mitgefochten hatte und im Gespräch für NAPOLEON III. eintrat. Solche Leute traf man sehr selten, die meisten machten, sobald der Name NAPOLEON genannt wurde, die Pantomime des Halsabschneidens oder Aufhängens. Von der Republik wollte der Hauptmann nichts wissen. Er sagte: „Wissen Sie, woran

man einen Republikaner erkennt? Man muß so einen Kerl an den Füßen in die Höhe heben, und wenn dann gar nichts aus den Taschen fällt, ist es ein Republikaner.“ An höflicher Gastlichkeit ließ es der alte Herr nicht fehlen. Er sagte, in seinem Hause sähe er im Feinde nur den Gast. Dann kam ich in einer Mühle an einem Nebenflüßchen der Marne bei einer echt französischen, mit langen Locken geschmückten alten Dame in Quartier, mit der auch ganz gut auszukommen war.

Auf dem Weitermarsch nach Ligny, das nicht weit südöstlich von Bar-le-Duc liegt, hatten wir wieder einmal Havarie mit einem Wagen. Der Oberstabsarzt hielt immer sehr darauf, daß der kürzeste Weg eingeschlagen wurde, den er nach der Generalstabskarte feststellte, aber ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob es sich um eine bequeme Chaussee oder eine uralte, über Berg und Tal gehende Landstraße handelte. So wählte er auch an diesem Tage einen alten ausgefahrenen Weg über eine Höhe. Einer unserer großen vier-spännigen Wagen fiel um, und zwar auf die Seite, auf der sich das Schloß des großen, zum Aufklappen eingerichteten Deckels befand. Zum Aufrichten des Wagens mit dem Gepäck darin war er zu schwer; es mußte daher zunächst ein Loch in den Deckel geschnitten und der größere Teil des Inhalts — wollene Decken, Wäsche usw. — herausgepackt werden, was mehrere Stunden in Anspruch nahm. Nun hatten wir aber Befehl, uns um 3 Uhr beim Durchmarsch durch Ligny bei dem General zu melden, und als der Oberstabsarzt sah, daß dieses nicht mehr möglich sei, ordnete er an, ich sollte vorausreiten und den Grund unserer Verspätung melden. Wir hielten auf einer Chaussee, die wie eine Haarnadel gebogen, um einen zungenförmig vorspringenden langen Bergrücken herumließ; auf der anderen Seite des Berges lag Ligny. Der Oberstabsarzt saß im Sattel, hatte die Karte vor sich, ließ, wie es bei wichtigen Überlegungen gewöhnlich der Fall war, die Nasenflügel wie ein Kaninchen spielen und sagte, ich möchte auf dem kürzesten Wege über den Berg hinüberreiten. Gegenvorstellungen, daß ich mit

einem schlanken Trab auf der ebenen Chaussee schneller das Ziel erreichen würde als auf dem steilen und steinigem Wege, auf dem ich nur im Schritt reiten könnte, halfen nichts, ich mußte nachgeben. Der Weg über den Berg wurde nach oben zu immer schlechter, und beim Abstieg auf der anderen Seite mußte der schon etwas alte und steifbeinige Gaul, den ich jetzt ritt, klettern wie eine Ziege. So kam ich nicht viel früher in Ligny an, als das Lazarett auf dem Umwege. Erst am Abend erreichten wir den Ort, wo wir Quartier nehmen sollten.

Inzwischen war es winterlich kalt geworden, und am nächsten Tage, dem 6. November, waren die Chausseen an vielen Stellen glatt von Eis. Mein Pferd hatte abgelaufene, nicht geschärfte Stollen unter den Hufen, es war infolge der Bergtour noch sehr wacklig auf den Beinen, und ich mußte sehr vorsichtig alle glatten Stellen vermeiden, um nicht zu stürzen. Es ging gut bis gegen Mittag, wo die Sonne das Eis aufgetaut hatte. Da kamen wir an eine tiefgelegene, im Schatten liegende Stelle mit einer Wegkreuzung. Ich ritt schnell etwas voraus, um nach dem dort stehenden Wegweiser zu sehen, als mein Pferd auf einer unbemerkten, noch nicht aufgetauten Stelle ausrutschte und mit mir stürzte. Ich lag mit dem rechten Bein unter der schweren Last des Tieres. Es sprang auf, ohne mich zu treten, aber mir war es unmöglich, in die Höhe zu kommen. Aus einem Häuschen an der Straße kam eine Frau, die den *pauvre garçon* sehr bemitleidete, und meine Kameraden brachten mich zunächst für ein Viertelstündchen in die warme Stube. Dann wurde ich auf den Kutscherbock eines unserer Wagen gesetzt, und mit einigen Schmerzen bei dem Stoßen des Wagens kam ich in dem Quartier an. Das Örtchen, bei dem der Unfall passierte, hieß Aunois.

Glücklicherweise war der nächste Tag ein Ruhetag. An meinem Fuß war der äußere Knöchel gebrochen, und im Kniegelenk hatte sich ein umfangreicher Bluterguß eingestellt, wie sich später zeigte, infolge eines Spaltbruches der Kniescheibe. So war leider nicht daran zu denken, daß ich

den Vormarsch weiter hätte mitmachen können. Das Bein wurde eingegipst, ein offener Wagen mit Stroh wurde requiriert, und der Stabsarzt, der sich in treuester Weise um mich bemühte, brachte mich selbst in ein kleines Krankenhaus in dem in der Nähe gelegenen Städtchen Joinville.

Schweren Herzens nahm ich von den Kameraden Abschied, die ich aber in wenigen Wochen wiederzusehen hoffte. Unser Armeeekorps, in dem wir der 6. Division unter v. BUDDENBROCK zugeteilt waren, sollte in Eilmärschen nach der Loire marschieren, um VON DER TANN, der mit seinen Bayern Orléans wieder hatte räumen müssen, zu Hilfe zu kommen.

Das kleine französische Spital in Joinville, das dem Orden der Borromäerinnen gehörte, mit denen zusammen ich später im Johannishospital in Bonn gearbeitet habe, war vor dem Kriege im wesentlichen zur Pflege alter Leute bestimmt gewesen. Jetzt lagen deutsche Soldaten darin, meist auf dem Marsch erkrankte, darunter auch einige Typhuskranke. Der französische Arzt behandelte mich so unfreundlich, daß ich auf seine Behandlung verzichtete. Sehr verdient um die Kranken machte sich ein Landwehrmann, ein Dorfschullehrer, der Rekonvaleszent von einer leichteren Erkrankung war, von ihm erfuhr ich immer, was in dem Spitalchen und draußen passierte.

In Joinville war, wie überall in Frankreich nach der Gefangennahme NAPOLEONS, die Republik ausgerufen worden, und das Szepter in dem Städtchen schwang nun ein sehr radikal gesinnter neuer Maire, der einen besonderen Haß auf alles hatte, was mit der Kirche zusammenhing. So mißhandelte er auch die Ordensschwester in boshafter Weise. Wenn irgendein deutsches Kommando die Stadt passierte und für die Nacht Quartier verlangte, wurden die Nonnen immer besonders bedacht, in ein kleines Nonnenkloster, dessen Zutritt Männern durch die Ordensregeln überhaupt verboten war, legte er einen Trupp Ulanen, und ebenso belästigte er andauernd die Schwestern in dem Hospital. Eines Nachmittags hörte ich von meinem Stübchen aus auf dem Hof

Säbelgerassel und deutsches Geschimpfe. Ich ließ mir den das Kommando führenden Unteroffizier hereinkommen und hörte von ihm, der Maire habe ihm Quartier im Hospital zugewiesen und hinzugesetzt, die Schwestern würden sich weigern, aber sie hätten Platz, wenn sie nur wollten. Letzteres war ganz unwahr, es war kein Bett im Spital frei. Ich schickte die Leute dann zur Mairie zurück mit einem Zettel, auf dem ich dem Herrn Maire verbot, Einquartierung in das Spital zu legen, im Falle er es doch tue, würde ich es dem Monsieur le Général melden. Ich unterschrieb mich als Officier de l'Ambulance. Monsieur le Général war natürlich für mich ganz unerreichbar, aber der Maire wagte es doch nicht, dem improvisierten Befehl entgegenzuhandeln, und die Schwestern waren sehr glücklich und dankbar für die Hilfe.

Auf den Transport nach rückwärts mußte ich einige Tage warten, weil die Bahn zwischen Joinville und St. Dizier von Franktireurs teilweise zerstört war. Am 12. November wurde ich in aller Frühe auf einer Bahre nach dem Bahnhof gebracht und in einen Güterwagen geschoben, um nach Nancy zu fahren. Ich hatte auf eine Fahrt von 3 bis 4 Stunden gerechnet und nichts zu essen mitgenommen, aber ich kam erst gegen Mitternacht in Nancy an. Die Reise war recht ungemütlich, weil das Stoßen des Wagens bei dem häufigen Rangieren des Zuges mir Schmerzen machte, und ich außerdem immer in Gefahr war, daß von den im Wagen stehenden 12 bis 15 angeheiterten Landwehrleuten einer bei den Stößen auf mich fiel. Im Wartesaal des Bahnhofs wurde ich von einer Krankenpflegerin sehr freundlich behandelt; ganz unnötigerweise weckte sie mich auch in der Nacht, um mir Essen und Trinken anzubieten. Die übereifrige Menschenliebe fand ihre Erklärung, als sie mich am Morgen um ein Zeugnis über ihre Leistungen ersuchte, eine Bitte, die ich bedauerte nicht erfüllen zu können.

Von der Etappe wurde mir dann Quartier bei einem wohlhabenden Kaufmann zugewiesen, in dessen Hause ich sehr gut aufgehoben war. Ich wohnte in dem Zimmer der Schwiegermutter, einer alten Dame, die nach Paris geflohen war,

wo sie es nun sicher viel schlechter hatte als ihre Verwandten in Nancy. Das tadellose französische Bett war besonders viel wert. Mein Wirt war ein wohlunterrichteter und gebildeter Mann, in seiner Jugend war er lange in Frankfurt a. M. in Pension gewesen, wußte in Schiller und Goethe Bescheid und versorgte mich mit Lektüre aller Art. Meist besuchte er mich dreimal am Tage und brachte mir die vorschriftsmäßige Zahl von Zigarren, die er zu stellen hatte, und unterhielt sich freundlich mit mir. Oft kam auch ein kleiner Enkel an mein Bett und besah sich den interessanten Mann mit *la jambe de plâtre*.

Wegen der Behandlung wandte ich mich an meinen Freund HIRTZIG, der in Nancy in den Lazaretten tätig war. Der Gipsverband wurde einmal erneuert, im übrigen war Geduld das einzige Rezept, das helfen konnte. Den Meinigen zu Haus hatte ich die ganze Sache, besonders um den Vater zu schonen, leichter dargestellt, als sie eigentlich war; HIRTZIG half mir mit einigen Zeilen an meinen Vater freundlich, ihn vollends zu beruhigen. Der Dorfschulmeister, der mir nachgekommen war, hatte sich aus Joinville den Typhus mitgebracht, er mußte in das Lazarett gebracht werden.

An seiner Stelle bekam ich einen älteren sächsischen Landwehrmann, einen Bergmann aus Freiberg, zugewiesen, einen großen, starken Mann, der zwar nicht so flink und gewandt war wie der Schulmeister und mehr gewohnt, mit Steinen umzugehen als mit Menschen, aber ein prächtiger, offener Mensch. Er trug das Gepräge der Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit auf der Stirn. Sein Vater, auch Bergmann, hatte ihn nicht Bergmann werden lassen wollen; der Sohn hatte aber seinen Willen durchgesetzt und es weiter gebracht als der Vater, er bereiste die verschiedenen Kuxe und besorgte die Geldgeschäfte, nur dann und wann fuhr er noch einmal in die Grube ein, um seinen Vater beim Hauen abzulösen.

Amüsant waren seine Erzählungen über Erlebnisse im Felde. Er war schon 1866 in der sächsischen Armee, also auf österreichischer Seite, mit draußen gewesen. In der Schlacht bei Königgrätz war er, wohl nicht ganz ungern, von seiner Truppe

etwas abgekommen und an irgendeiner abgelegenen langen Mauer entlang gegangen. Wie er an eine Lücke in der Mauer kommt, steht er plötzlich einem preußischen Soldaten gegenüber, der wohl in ähnlicher Gemütsstimmung auf der andern Seite an der Mauer entlang gegangen ist. Beide haben das Gewehr in den Händen. „Du,“ sagt der Sachse, „hast du geladen?“ — „Jawohl,“ sagt der Preuße, „du auch?“ — „Jawohl, ich auch! Du, bist du verheiratet?“ — „Jawohl, du auch?“ — „Jawohl, hast du auch Kinder?“ — „Jawohl! Na denn wollen wir uns man vertragen.“ — Und sie setzten sich hin, leerten die Feldflaschen miteinander und gingen nach längerer friedlicher Unterhaltung jeder wieder rückwärts an der Mauer entlang. — Von Nancy aus war mein biederer Sachse mit einem kleinen Kommando von Landwehrleuten ausmarschiert, um die Umgegend von Franktireurs säubern zu helfen. Lassen wir ihn selbst erzählen. „Unser Führer war so ein ganz junger Leutnant. Wir marschierten an einem Bahndamm entlang und hatten so die schönste Deckung. Auf der anderen Seite stand hinter einer Wiese ein kleiner Wald. Ich sage: Herr Leutnant, nehmen Sie sich in acht, ich glaube, da sind die Kerls drinne. Aber mit einem Mal springt der herauf auf den Damm, schwingt den Säbel, schreit ‚Vorwärts! Hurra!‘ und — bums, hat er einen Schuß ins Knie weg! Und ich sagte noch eben: Herr Leutnant, nehmen Sie sich in acht. Aber, wie die jungen Leute sind! Und wir hatten so eine scheene Deckung!“

Als nach einigen Wochen der Gipsverband erneuert war, fuhr ich über Straßburg, wo ich vom Wagenfenster aus das zerschossene Stadtviertel an der Steinstraße sah, nach Darmstadt zu meinem Onkel und nach mehrtägigem Aufenthalt daselbst nach Berlin.

Zu meiner Freude fand ich meinen Vater in verhältnismäßig gutem Gesundheitszustande, und wir konnten alle, am deutschen Tannenbaum vereint, frohe Weihnachten miteinander feiern. Mit dem rechten Fuß auftreten konnte ich wegen des noch geschwollenen und schmerzhaften Knies noch nicht und bewegte mich auf Krücken umher. Auf

Krücken trat ich auch in dieser Zeit zum erstenmal meiner späteren lieben Frau und treuen Lebensgefährtin, Fräulein CHARLOTTE FABRICIUS, unter die schönen braunen Augen, als sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester bei uns Besuch machte. Wer weiß, ob sie mich später genommen hätte, wenn nicht in ihrem menschenfreundlichen, mildtätigen Herzen schon damals das Mitleid etwas der Liebe vorgearbeitet hätte: Der Vater FABRICIUS, ein Hessen-Darmstädter, war vor kurzem aus Hannover, wo er zuletzt als hessischer Zollvereinsbevollmächtigter gewohnt hatte, als Geheimer Finanzrat in das Preußische Finanzministerium berufen.

Es war ein strenger Winter, und mit Teilnahme dachte man in der warmen Stube an die Kameraden draußen in Schnee und Eis. Die Armee des Prinzen FRIEDRICH KARL, zu der unser Korps gehörte, hatte schwere Kämpfe mit der französischen Loire-Armee unter General AURELLES DE PALADINE zu bestehen gehabt. Am 4. Dezember waren unsere Truppen wieder in Orléans eingezogen. Auch die anderen von dem Diktator GAMBETTA mit bewundernswerter Energie zusammengebrachten neuen Armeen, die zum Entsatz von Paris heranrückten und durch Ausfälle der Pariser Besatzung unterstützt wurden, hatten keinen Erfolg. Aber man war in Berlin über den hartnäckigen Widerstand, nachdem man wiederholt am Ende des Krieges angelangt zu sein geglaubt hatte, etwas beunruhigt. Die Unruhe stieg, als BOURBAKI mit einer 150000 Mann starken Armee gegen Belfort marschierte, um diese Festung, die zerniert war, zu entsetzen und durch Vorbrechen in das Elsaß hinein uns die Hauptverbindungen mit der Pariser Belagerungsarmee abzuschneiden. Da ließ es mir keine Ruhe mehr zu Hause. Mit Hilfe eines Stockes konnte ich wieder ohne zu große Schmerzen gehen. Auf dem Marsch, dachte ich, ließe sich ein Platz auf dem Kutscherbock eines Lazarettwagens finden, und mich quälte der Gedanke, meine Kameraden könnten denken, daß ich mich drückte. So entschloß ich mich, wieder ins Feld zu gehen.

Am 19. Januar reiste ich mit einem Militärzug nach Nancy ab und zwar in Begleitung eines anderen, etwas jüngeren

Assistenzarzte Dr. STAHL, mit dessen Bruder ich im Joachims-thalschen Gymnasium zusammen auf der Schulbank gesessen hatte. In Nancy, das ich von meinem Krankenlager aus natürlich gar nicht hatte kennen lernen, wollten wir einen Tag bleiben. Am Abend des 21. Januar waren wir noch in einem hübschen Café und spielten bis spät Billard; ich war sehr entschieden dafür, nicht den ersten, in aller Frühe abgehenden, sondern den zweiten Zug zur Weiterfahrt zu benutzen. Als wir aber vormittags zum Bahnhof kamen, wurde uns gesagt, die Bahnlinie nach dem Westen sei gesperrt, die Franzosen hätten die Moselbrücke in die Luft gesprengt, der Morgenzug sei dabei verunglückt, und noch keiner von den reisenden Soldaten sei zurückgekehrt. So hatte ich doch recht damit gehabt, daß man sich nach einem vergnügten Abend immer richtig ausschlafen soll!

Ganz so schlimm, wie es sich zuerst anhörte, war es übrigens nicht. Der Zug kam nach einigen Stunden zurückgefahren. Der Zwischenfall hatte sich folgendermaßen zugetragen. Die lange und hohe Brücke über die Mosel bei dem Dorf Fontenay, nicht weit von Toul, wurde von einem kleinen Landwehrkommando bewacht. Unbemerkt hatte sich ein größerer Trupp Mobilgardisten von der weit abgelegenen kleinen Festung Langres herangeschlichen; sie waren nachts marschiert und hatten sich tagsüber bei den Bauern versteckt gehalten, dann im Morgengrauen das Wachtkommando überwältigt, Minen an der Brücke angebracht und warteten nun auf das Nahen des Zuges, um diesen mitsamt der Brücke in die Luft zu sprengen. Aber ein Mann von der Wachtmannschaft war entkommen und lief auf dem Gleise dem Zug entgegen, Zeichen gebend, daß der Lokomotivführer halten sollte. Der Zug hielt gerade noch knapp vor der Brücke, als die Explosion erfolgte. Den Mannschaften, die im Zuge gesessen hatten, gelang es dann noch, einige von den Übeltätern zu erwischen.

Wir mußten nun noch einige Tage in Nancy zurückbleiben, bis die Passage über die Mosel wieder frei war. Die Bevölkerung war sehr stolz auf den errungenen Erfolg, dessen stra-

teigische Bedeutung sie sehr überschätzte. Mit herausfordernden Blicken gingen die Herren, mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion im Knöpfloch auf dem Stanislausplatz herumspazierend, an den deutschen Offizieren vorüber, aber sehr lang wurden ihre Gesichter, als die Zugangsstraßen plötzlich gesperrt wurden, und die feinen Herren ersucht wurden, sich nach Fontenay zu bemühen, um bei dem Forträumen der Trümmer und dem Bau einer Notbrücke zu helfen.

Nancy ist eine der hübschesten Städte, die ich in Frankreich gesehen habe, etwas an Potsdam erinnernd; der Stanislausplatz mit dem Denkmal des polnischen Königs in der Mitte ist von stattlichen Gebäuden umgeben, und vor jeder der zuführenden Straßen steht ein hohes, vergoldetes, kunstvoll aus Schmiedeeisen hergestelltes Gitter. Wir wohnten bei einem alten, freundlichen früheren Offizier Baron DE LANGRES, der in seiner Jugend als Refugié längere Zeit in Deutschland gelebt hatte, so konnten wir die Verzögerung der Reise schon verschmerzen. BOURBAKI war inzwischen durch General VON WERDER zum Rückzug gezwungen worden; vorher hatte man sich in Nancy schon auf einen Durchbruch der Franzosen gefaßt gemacht, z. B. alle Kassen schon gepackt, um sie rechtzeitig in Sicherheit bringen zu können.

Nach einigen Tagen war ein regelmäßiger Fährbetrieb neben der zerstörten Brücke hergerichtet, und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Man fuhr auf der Bahn bis in die Nähe der Brücke; dann mußte man, seinen Koffer in der Hand, am steilen Ufer einige Leitern zum Fluß hinuntersteigen, setzte in einem Boot über, stieg drüben wieder hinauf und fuhr auf Leiterwagen in zwei Stunden nach Toul, wo ein Eisenbahnzug bereit stand. Für mich mit dem noch ganz steifen und empfindlichen Knie und Fuß war das Klettern eine etwas bedenkliche Prozedur, und ich bereute es fast, nicht länger zu Hause geblieben zu sein. Doch ging alles gut ab. Das Dorf Fontenay, dessen Einwohner wohl mit den Mobilgardisten im Einverständnis gestanden hatten, war zur Strafe heruntergebrannt worden. Die Trümmer der stattlichen Bauernhäuser rauchten noch, und davor standen

im Schnee hier und da einige alte Leute frierend und halb verhungert, ein trauriger Anblick! Das Umladen der zahllosen, im Lauf der letzten Tage angesammelten Briefsäcke der Feldpost, die 40 bis 50 Leiterwagen anfüllten, nahm viel Zeit in Anspruch, so gab es in Toul einen fünfstündigen Aufenthalt, und nach Meaux kamen wir erst um 1 Uhr nachts.

Am nächsten Morgen gingen wir auf die Etappe, um einen Wagen zur Fahrt um die Belagerungsarmee von Paris herum nach Corbeil zu bekommen, von wo uns die Bahn weiter nach Orléans bringen sollte. Der Etappenkommandant sagte, er habe nur einen zweirädrigen Karren zur Verfügung, die Gegend sei sehr unsicher, wir möchten uns vor Franktireurs in acht nehmen, er sei bereit, uns einen Mann zur Bedeckung mitzugeben. Die Equipage fuhr vor, ein unansehnlicher Karren, auf dem wohl auch schon Mist auf das Feld gefahren war, davor ein dicker, schwer in Trab zu bringender Gaul, vorn der nach Schnaps und Heimtücke aussehende französische Kutscher und daneben ein biederer Landwehmann mit seinem Schießgewehr. Wir setzten uns im Fonds auf unsere Koffer, zeigten dem Kutscher unseren geladenen Revolver und bedeuteten ihm, wir würden ihm in die Rippen schießen, wenn er unter die Franktireurs fahren wollte. Die Fahrt ging in weitem Bogen um die Belagerungsarmee herum bei 10° Kälte am ersten Tage bis Tournan durch ganz verlassene Dörfer, an einsamen Villen und Parks vorbei und durch dichte Wälder, überall herrschte Totenstille. Die Feldpost, die uns begegnete, hatte eine Eskorte von Ulanen mitbekommen, weil sie vor einigen Tagen von Franktireurs ausgeraubt worden war. Wir hatten das Gefühl, daß unser badischer Landwehmann uns bei einem Überfall wenig würde nützen können.

Am nächsten Tage erreichten wir Corbeil, ein hübsches Städtchen an der Seine, oberhalb von Paris gelegen. Der Fluß machte einen größeren Eindruck, als ich mir vorgestellt hatte; das Wasser hatte eine grüne Farbe wie der Rhein bei Basel. In Corbeil hörten wir gerüchtweise von den Unterhandlungen vor Paris, die dann am 28. Januar abends zu dem

Abschluß eines dreiwöchentlichen Waffenstillstands führten. Am 29. fuhren wir mit der Bahn nach Orléans. Das bronzene Reiterstandbild der Jeanne d'Arc auf la Place du Martroi trug noch die Kränze, mit denen die Franzosen es geschmückt hatten, als die Bayern die Stadt geräumt hatten. Eine Inschrift war angebracht: O sainte pucelle, sauvez nous, sauvez la France! Ein Berliner Spaßvogel hatte jetzt darunter geschrieben: Sauve qui peut! Es lagen Hessen in der Stadt, und ich traf Freund SCHAEDEL, der mir die traurige Mitteilung machte, daß mein Vetter KARL BECKER in Blois an der Loire gefallen oder wenigstens schwer verwundet und dann in die Hände der Feinde gekommen sei. Unser Armeekorps stand, wie ich jetzt erfuhr, in Le Mans, und da dorthin eine direkte Straße von Blois aus führt, fuhr ich zunächst mit der Bahn nach Blois, in der Hoffnung, vielleicht die Möglichkeit zu finden, nach meinem Vetter zu sehen. Aber in Blois bekam ich leider die sichere Auskunft, daß er tot, und die Leiche, welche der Pöbel noch ausgeplündert hatte, schon beerdigt sei.

Der Vorgang am 28. Januar in Blois hatte sich folgendermaßen abgespielt. Schon früher war von den 11 Bogen der 300 Meter langen über die Loire führenden steinernen Brücke in der Mitte ein Bogen von den Franzosen in die Luft gesprengt und von unseren Truppen dann durch ein hölzernes Brückenstück ersetzt worden. Die jenseits liegende Vorstadt Vienne war von hessischen Jägern besetzt. Diese wurden von einem viel stärkeren, von Süden unvermerkt herangekommenen Truppenteil der CHANZYSchen Armee überrollt und mußten sich in Eile über die Brücke zurückziehen. Mein Vetter sprang eben als einer der Letzten über eine die Brücke sperrende Barrikade, als er von mehreren Schüssen getroffen wurde. Den Kameraden, die ihn nicht im Stich lassen wollten, rief er zu, sie sollten ihn nur liegen lassen und sich selber retten, mit ihm sei es zu Ende.

Es war ein besonders tragisches Geschick, das ihn als eines der letzten Opfer des Krieges an dem Tage hinraffte, an dem schon die Waffenstillstandsverhandlungen im Gange

waren. Der Vater holte später die sterblichen Reste des tapferen, hoffnungsvollen Sohnes in die Heimat und bestattete sie in deutscher Erde.

Als ich in Blois ankam, war dort der Waffenstillstand noch nicht proklamiert worden. Es war Tauwetter eingetreten, und über dem breit flutenden Strom und der sich terrassenförmig am Ufer malerisch aufbauenden Stadt mit dem berühmten Renaissanceschloß oben auf der Höhe strahlte eine so helle, warme Frühlingssonne, wie wir sie in Deutschland anfangs Februar nicht zu sehen bekommen. Die Bevölkerung, darunter viele Fabrikarbeiter in blauen Blusen, freudig erregt über den neulich errungenen kleinen Sieg und dementsprechend herausfordernd in ihrem Benehmen, bewegte sich auf dem Kai hin und her. Als es 12 Uhr schlug, sah man von drüben einen französischen Offizier mit einem Trompeter und einem Soldaten, der die weiße Parlamentärflagge trug, auf der Brücke entlang kommen. Sie gingen bis an die Kluft vor, wo der provisorische hölzerne Brückenteil inzwischen in Brand gesteckt und vernichtet worden war. Der Trompeter blies, und von unserer Seite her ging ein preußischer Major von den Ulanen, der älteste Offizier der kleinen Besatzungstruppe, ebenfalls von einem Soldaten mit weißer Fahne begleitet, den Franzosen bis zu der Kluft entgegen. Mit lauter Stimme riefen sich die Offiziere einiges zu, wovon man am Kai nur das Wort *armistice* heraushören konnte. Es wurde abgemacht, daß zwei preußische Offiziere den Parlamentär herüberholen sollten. Ein Boot fuhr hinüber, und man sah, wie drüben der Franzose einstieg. Als das Boot wieder am diesseitigen Ufer angelegt hatte, und der Franzose mit den beiden Preußen zur Seite die Rampe hinaufgestiegen kam, wurde er von der dichten Volksmenge jubelnd begrüßt. *Vive la France, vive la France!* schallte es durch die Luft, der Offizier schwenkte sein Käppi und schritt stolz einher wie ein Sieger neben Besiegten. Zugleich fingен einige Blusenhändler an, unsere Soldaten beiseite zu stoßen, diese zogen blank und schlugen darauf los, wir griffen zu unseren Revolvern, und fast kam es zur Feier

des Waffenstillstandes zu einem kleinen Gefecht. Als aber die hessische Wache ins Gewehr trat, stob die Volksmenge auseinander.

Einige Stunden darauf ging ich mit einem ebenfalls auf der Reise begriffenen Oberstabsarzt ROTHE, den ich in Corbeil kennengelernt hatte, in das Hotel zum Essen. Bald kam auch der Major von den Ulanen mit dem französischen Parlamentär dazu. Wir hörten, es sei ausgemacht, es solle ein Extrazug aus Orléans herbeitelegraphiert werden, und der Franzose solle damit zur endgültigen Festsetzung der lokalen Waffenstillstandsbedingungen nach Orléans zum General VON MANSTEIN fahren. Bei der Unterhaltung renommierte der Franzose gewaltig mit seinen früheren Heldentaten in Algier und benahm sich anmaßend und hochmütig. Wir suchten unserem Major, der nur sehr gebrochen französisch sprach, so gut wir konnten, zu Hilfe zu kommen. Gegen Abend wurde der Franzose unruhig, sah immer nach der Uhr und fragte, wo denn der versprochene Zug bliebe. Schließlich redete er von trahison, setzte sein Käppi auf und verabschiedete sich sehr unhöflich, um zu Bett zu gehen. Die Verzögerung war dadurch hervorgerufen, daß die telegraphische Verbindung mit Orléans unterbrochen war.

Als wir einige Tage darauf nach Le Mans kamen, erhielten wir die Erklärung für die Unruhe und das Mißtrauen des Franzosen. Ihn hatte das böse Gewissen geplagt, denn man erkannte ihn im Hauptquartier des Prinzen als früheren Kriegsgefangenen wieder. Er war in Mainz interniert gewesen und war von dort unter Bruch des Ehrenworts entwichen. Den Namen des Ehrenmanns, Oberst FROUCHARD, den ich vergessen hatte, fand ich in General v. KRETSCHMANN'S Kriegsbriefen (herausgegeben von seiner Tochter LILI BRAUN, der Sozialistin). Dort heißt es in einem Brief vom 5. Februar 1871: „In Orléans meldet sich Oberst FROUCHARD beim Prinzen und bittet um Rückgabe des Ehrenworts und Internierung in einer preußischen Festung. Man wolle ihn zwingen, Dienste zu nehmen. Der Prinz ist gerührt, der Kolonel wird in Mainz interniert und gibt sein Wort, nicht durchzubren-

nen. Nun tut er es doch und kommt vorgestern als Parlamentär nach Le Mans, von CHANZY geschickt. — Der Prinz schickt ihn durch einen Offizier zurück mit dem Bemerken, Schurken nähme er nicht als Parlamentäre an.“

Von Blois aus, von wo keine Bahn nach Le Mans ging, weiterzukommen, machte einige Schwierigkeiten. Es war ein Weg von über 100 Kilometern zurückzulegen. Die Etappe erklärte, in den nächsten Tagen kein Gefährt stellen zu können. Da sahen wir mittags auf dem Marktplatz einen Leiterwagen stehen und daneben einen traurig und abgehärmt aussehenden augenscheinlich deutschen Kutscher. Wir redeten ihn an und erfuhren, daß er auch nach Le Mans fahren wollte und auf eine Gelegenheit wartete, die Fahrt unter militärischem Schutz machen zu können. Es war ein treuherziger Kieler Bäckermeister, der sich mit seinem 15jährigen Jungen und einem Knecht auf eigenem Gespann aufgemacht hatte, um den Braunschweiger Husaren, bei denen ein älterer Sohn diente, Liebesgaben aus Kiel zu überbringen. Vor einigen Tagen war er auf der Straße von Blois nach Le Mans an einer Stelle, wo die Straße sich gabelt, im Abenddunkel vom richtigen Wege abgekommen und hatte in einem Dorf ausgespannt, wo die Einwohner auf seine Frage: „Camarades ici?“ geantwortet hatten: „Oui, camarades ici“, während kein einziger Soldat in der Nähe war. Nichts Böses ahnend, kehrte er in einer Scheune ein, wo er von den Leuten mit Abendbrot und Wein bewirtet wurde. Kaum hatte er sich aber zur Ruhe begeben, als Schüsse fielen, und Kugeln in die Scheune pfffen. Mit knapper Not gelang es ihm und dem Knecht, der einen Schuß in den Arm bekam, zu entwischen; der Junge kam nicht schnell genug mit, weil er das Geld, das der Vater unter dem Kopfkissen versteckt hatte, mitnehmen wollte. Die beiden hörten hinter sich noch einige Schüsse fallen, was aus dem Knaben geworden, wußten sie nicht. Zu Fuß war der arme Mann dann nach Blois zurückgewandert, und hier war ihm ein Wagen zur Verfügung gestellt, mit dem er nach Le Mans fahren sollte, um bei dem Prinzen Friedrich Karl Hilfe zu suchen.

Wir fuhren mit ihm ab. Er war ganz verstört, wollte nicht essen und konnte keinen Schlaf finden. Wiederholt glaubte er in Franzosen, die uns begegneten, die Räuber wieder zu erkennen. Ich hörte später in Le Mans, daß ihm vom Prinzen eine Schwadron Husaren mitgegeben wurde, daß sie das Dorf umstellten und durchsuchten und die Leiche des Knaben in einer Kalkgrube auffanden, während die ver-räterischen Eigentümer der Scheune sich aus dem Staube gemacht hatten.

Der Weg von Blois nach Le Mans geht durch schwach bevölkertes Land über Vendôme und St. Calais. In beiden Städten übernachteten wir. Besonders in dem alten Städtchen Vendôme sah man noch die frischen Spuren der erbitterten Kämpfe, die hier stattgefunden hatten. Auch die Glasfenster der schönen alten, romanischen Kirche waren arg zerschossen. In der Umgegend von Le Mans ist das Terrain sehr kuptiert, die zahlreichen dichten Hecken erinnern an die holsteinischen Knicks, sie hatten den Franzosen bei der Verteidigung vortreffliche Dienste geleistet und den Unsrigen das Vordringen sehr erschwert. Etwas hinter St. Calais begegneten uns schon einige Kompagnien Brandenburger, und in Le Mans gab es ein frohes Wiedersehen mit den Kameraden vom Lazarett sowie mit JUSTUS OLSHAUSEN und PAUL RÜGE, die alle von ihren Erlebnissen in den letzten Monaten viel zu erzählen hatten. Es war herrliches Frühlingswetter, in den Gärten sangen die Vögel auf den Lorbeer- und Zypressenbäumen. Von den vielen wärmenden Kleidungsstücken, die mir die Lieben daheim gestrikt und genäht hatten, den Pulswärmern, dem Baschlik usw., konnte ich von nun ab überhaupt kaum noch Gebrauch machen.

Unser Lazarett war in Le Mans nicht etabliert worden, die Wagen standen unausgepackt, und wir hatten vergnügte Ruhetage. An dem baldigen Zustandekommen des Friedens zweifelten zunächst noch sowohl die Truppen als die Einwohner. Jedesmal zwei Tage vor Ablauf des Waffenstillstands kamen auch genaue Befehle über den Vormarsch. Dann, am 27. Februar, aber riefen die Zeitungsjungen auf

den Straßen aus: „Voilà la Sarthe (die Hauptzeitung des Departements Sarthe) qui vient de paraître! Les conditions de la paix!“, und wir lasen mit großer Freude von dem Abschluß des Präliminarfriedens in Versailles und den Friedensbedingungen, die die Franzosen viel härter trafen, als sie erwartet hatten. In ihrer Presse war eine Kriegsentschädigung, der Durchmarsch durch Paris und vielleicht noch die Neutralisierung des Elsaß als das Äußerste bezeichnet worden, was sie bewilligen könnten.

Offiziere und Soldaten genossen nun die wohlverdiente Ruhe nach den schweren Kämpfen und Strapazen in vollen Zügen, mitunter etwas über das Maß. Im Café du Commerce stand in der oberen Etage ein Billard, auf dem abends mit Kreide die zum Glücksspiel des Tempelns erforderliche Figur aufgezeichnet wurde. Hier hat mancher Offizier seine Kriegsparsnisse leichtsinnig verspielt. Es kam zwar ein mißbilligender Erlaß von seiten des Kommandierenden, aber er wurde nicht beachtet, und auch recht hohe Herren wurden gelegentlich an dem Billard gesehen. Spazierenreiten konnte ich meines Knies wegen leider noch nicht wieder, aber wir spannten das Pferd vor ein leichtes zweirädriges Kabriolett und fuhren damit, selbst kutschierend, in lustigem Trabe durch die hübsche Gegend.

Dann erbat ich mir zusammen mit RUGE einen dreitägigen Urlaub nach Versailles. Die Forts von Paris waren auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen von unseren Truppen besetzt worden, und wir konnten darauf rechnen, von dem hohen Mont Valérien aus, dem stärksten nahe der Umwallung gelegenen Fort, einen Blick in die Stadt zu gewinnen. Wir hatten großes Glück mit der Wahl der Urlaubstage, denn als wir am 1. März in Versailles eintrafen, hörten wir, daß soeben der Einmarsch unserer Truppen in Paris stattfinde, und daß die Stadt auch am nächsten Tage noch besetzt sein werde. Der Kaiser fuhr an uns vorüber, er kam von der Rennbahn von Longchamps am Bois de Boulogne zurück, wo er eine Parade über die zum Einzug bestimmten 30000 Mann abgehalten hatte. Wir bestellten uns schnell

für den nächsten Tag einen Wagen und benutzten den Nachmittag zur Besichtigung des über 400 Meter breiten Schlosses Ludwigs XIV mit den Zimmern der unglücklichen Marie Antoinette, der Spiegelgalerie, in der am 18. Januar die Kaiserproklamation stattgefunden hatte, und der Gemäldesammlung. Die riesigen Wandbilder von Horace Vernet zur Verherrlichung der französischen Siege im Krimkriege sind recht lebendig, aber abstoßend durch die genaue Darstellung roher Kampfszenen. Da sieht man ganz im Vordergrund, wie Zuaven Arabern das Bajonett durch die Brust stoßen, wie bei der Erstürmung des Malakoffturmes Turkos den Russen an die Gurgel springen und sie erwürgen, und ähnliche Schauerszenen. Ein älteres Bild stellte den Einzug Napoleons in Berlin im Jahre 1806 dar. Wir standen davor, während nun unsere Truppen in Paris einzogen. Ein Teil des Schlosses war mit Verwundeten belegt. An der Hinterseite des Schlosses führten breite Marmortreppen in den von LE NÔTRE angelegten Park hinunter, die Laubbäume und Büsche waren noch kahl, aber die Vögel zwitscherten in den Zweigen. Die Fontänen, wie alles in riesigen Dimensionen angelegt, waren außer Betrieb. Zu Tisch wollten wir in das Hôtel des réservoirs gehen, wo MOLTKE mit den Herren vom Generalstabe dinierte, fanden dort aber leider keinen Platz mehr und mußten uns damit begnügen, ohne solche interessante Tischgesellschaft in einem kleinen Restaurant zu speisen.

Am nächsten Morgen fuhren wir dann zunächst nach dem Mont Valérien. Der Weg führte durch die früheren preußischen und französischen Stellungen und den breiten Gürtel von zerstörten Ortschaften und Villen, welcher Paris rings umgab. Kaum ein Gebäude war unversehrt, die meisten ausgebrannt, von Granaten wie ein Sieb durchlöchert oder wie von der Seite aufgeklappt, so daß man die noch stehengebliebene innere Einrichtung von außen übersehen konnte. Oben auf dem Mont Valérien, dem Bollerjahn, wie ihn die Soldaten wohl nannten, wehte die deutsche Fahne, die Riesenkanone la Valérie war schon fortgeschafft, die anderen

großen Geschütze auf den Schanzen waren meist gesprengt, dafür waren preußische Geschütze aufgefahren, welche drohend nach Paris hinunterschauten. Leider war es sehr neblig, so daß wir von dem vielgerühmten Blick auf die Stadt nichts zu sehen bekamen. Wir warteten vergeblich eine Stunde auf das Durchbrechen der Sonne und fuhren dann hinunter und durch das Tor von Neuilly nach Paris hinein.

Nur ein keilförmiges Stück im westlichen Teil und dem Zentrum der Stadt war zur Besetzung durch unsere Truppen bestimmt, die Spitze des Keiles lag an den Tuileries, dem an den Louvre anstoßenden Schloß der CATHARINA VON MEDICI, HEINRICHS IV. und LUDWIGS XIV., welches im Mai 1871 bei dem Aufstand der Kommune in Brand gesteckt und später ganz abgetragen worden ist. An den Grenzen des besetzten Abschnitts standen Barrikaden und französische Posten. Die radikalen Pariser Zeitungen, die schon damals den Mund sehr voll nahmen, vor allem „La Lanterne“ von ROCHEFORT, hatten zuerst gedroht, sie würden den Stadtteil mitsamt den Preußen in die Luft sprengen, und hatten dann die Parole ausgegeben: Die Preußen sollen nicht Paris, sie sollen eine Wüste sehen. Die Wüste bestand schließlich darin, daß an den Fenstern die Läden geschlossen, die Rouleaux herabgelassen und die Gardinen zugezogen waren, und, von einigen Straßenjungen abgesehen, sich niemand auf den Straßen blicken ließ. Aber unsere Tausende von Soldaten, die überall herumspazierten, waren ein vollständig ausreichender Ersatz, auf den Plätzen standen die Musikkorps und spielten vaterländische Lieder, die vergoldete Kuppel des Dôme des Invalides strahlte in hellem Sonnenschein, und die breite Rue de la Grande Armée und Avenue des Champs Elysées, auf denen der Einzug stattgefunden hatte, boten ein sehr belebtes buntes Bild. Unter dem schönen Arc de triomphe auf der Place de l'Étoile hatten die Franzosen das Pflaster aufgerissen und Löcher gegraben, so daß wir im Bogen um denselben herumfahren mußten, im übrigen waren wir unbehindert.

Eine echt französische Demonstration hatten sich die Pariser auf der Place de la Concorde geleistet. Hier steht in der Mitte ein großer Obelisk, und ringsherum an der Peripherie des weiten Platzes stehen Sandsteinfiguren, welche die wichtigsten Städte Frankreichs in weiblichen Gestalten darstellen. Die Figuren von Metz und Straßburg waren mit Trikoloren und Kränzen ganz verhüllt, und den übrigen Damen hatten die Franzosen kleine schwarze Ballmasken vor die Augen gebunden, damit sie die Schande Frankreichs nicht sehen sollten! Die zu dem Platz führende Brücke über die Seine war durch eine Barrikade gesperrt, hinter der ein Mobilgardist stolz auf und ab schritt. Auf dem anderen Ufer der Seine stand das Volk dicht gedrängt und sah sich, zum Teil mit Operngläsern, die maudits Prussiens von weitem an. Die Besichtigung der Tuilerien war gestattet, aber, was wir leider nicht wußten, nur bis 4 Uhr. Als wir eintreten wollten, schlug es gerade vier, und der am Tor aufgestellte, sehr elegante kleine französische Offizier sprach in höflichster Form sein Bedauern aus, uns nicht mehr hineinlassen zu dürfen. RUGE hatte die große Freude, hier zufällig einen seiner Brüder zu treffen, den er seit Beginn des Feldzugs nicht wiedergesehen hatte. Sechs Brüder RUGE waren in den Krieg gezogen und alle sechs sind auch glücklich nach Hause zurückgekehrt.

Den Rückweg nach Versailles nahmen wir über St. Cloud und Sèvres. Das auf einer Anhöhe am Ufer der Seine sehr hübsch gelegene Schloß St. Cloud, von dem aus man eine prächtige Aussicht über die Stadt und den sich schlängelnden Fluß hat, bot ein trauriges Bild der Zerstörung dar. Es war während der Belagerung von den Unsrigen besetzt und dann von den Franzosen zusammengeschossen worden, nicht umgekehrt, wie später von den Franzosen oft behauptet wurde. Die Außenmauern standen teilweise noch, innen kletterte man auf einem Trümmerhaufen von marmornen Säulenstücken, Treppenteilen, vergoldeten Kandelabern und dergleichen in die obere Etage hinauf, in dem Parke lagen die marmornen Statuen zerbrochen in dem Wasser der Bassins. Abends

kamen wir erfüllt von den Eindrücken des denkwürdigen Tages in Versailles wieder an.

Am 7. oder 8. März begann dann der Rückmarsch von Le Mans ostwärts über Montmirail, Chartres, Malesherbes, Fontainebleau, dann bei Montereau über die Seine nach Troyes und weiter nach einem Örtchen nicht weit von Bar sur Aube, wo wir einige Zeit liegen blieben und von da scharf nach Nordwesten abbiegend über Arcis sur Aube nach Epernay an der Marne, wo wir am 17. Mai anlangten. So lernte ich noch ein gutes Stück von Frankreich kennen, und zwar besser, als ich Deutschland auf irgendeiner Reise hatte kennen lernen können. Denn es ging im Schritt von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt, mittags war man meist schon im neuen Quartier angelangt und hatte Zeit, sich in den Ortschaften umzusehen und in den Städten die alten Dome und alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Bald lag man bei einem armen Bauer, bald in der Villa eines reichen Rentiers, bald in dem Schößchen eines Aristokraten, bei einem Pfarrer oder einem pensionierten Offizier im Quartier, so daß man einen Einblick in die Lebens- und Denkweise der Bevölkerung in ihren verschiedenen Schichten gewann. Im allgemeinen waren es ärmliche Gegenden, durch die wir zogen. In einem Bauernhof unweit von Montmirail trafen wir auf eine Familie, die noch niemals Kaffee gekocht hatte und nicht wußte, wie man es macht.

Besonders der Marsch durch die Champagne war wenig erbaulich. Staub und Blendung auf dem kreidigen Boden waren recht lästig, und in den dürftigen Quartieren bekam man Fleisch bestenfalls nur in Gestalt von Kaninchenragout zu sehen. Herrlich war der Marsch durch den großen Wald von Fontainebleau mit seinen mächtigen Eichen und romantischen Felspartien, die alten Jagdgründe der französischen Könige. In Fontainebleau bekam ich Quartier neben dem Schloß in dem kleinen, aber sehr vornehm eingerichteten Hause eines Grafen. Er selbst war verreist, aber sein stattlicher Kammerdiener, der ganz die aristokratischen Manieren seines Herrn angenommen hatte, machte die Honneurs in

höflichster und liberalster Weise. Das Bett mit seidene Decken, die zierlichen Stühle aus Rosenholz, die Teller und Tassen aus Sèvres waren eine sehr erfreuliche Abwechslung nach einigen kümmerlichen Bauernquartieren. Das Schloß mit seinen fünf Höfen ist ein imposanter Bau im Stil der Frührenaissance. Manche historische Erinnerungen sind mit ihm verknüpft. Hier unterschrieb LUDWIG XIV. den Widerruf des Edikts von Nantes, hier wurde nach dem siebenjährigen Kriege der Präliminarfrieden zwischen Frankreich und England abgeschlossen, und auf einem der Höfe, Cour des adieux, nahm NAPOLEON, ehe er nach Elba ging, Abschied von seinen Garden. Auch NAPOLEON III. hatte oft in dem Schlosse gewohnt. MOLTKE erzählt in seinem Wanderbuch von einer Hirschjagd, zu der er im Winter 1856 als Reisebegleiter des Prinzen FRIEDRICH WILHELM vom KAISER und der Kaiserin EUGENIE nach Fontainebleau eingeladen war. Auf einem See in dem Park lag jetzt noch das kleine Ruderboot des Prinzen LULU.

Von den Städten, durch die wir kamen, waren besonders Chartres und Troyes wegen ihrer schönen Kathedralen interessant, vor allem Troyes, von den Soldaten Troja genannt, wo sich eine der ältesten im gotischen, aus Nordfrankreich stammenden Stil erbauten Kirchen befindet. Die Bevölkerung in den Städten benahm sich oft recht unfreundlich und herausfordernd, während mit den Leuten auf dem Lande gut auszukommen war. Schwierigkeiten machte hier den Soldaten nur immer die Verständigung, sobald es sich bei der Unterhaltung um mehr als die gewöhnlichen Fragen nach Essen und Trinken handelte, für die sie bald eine ausreichende Sprachkenntnis erlangt hatten. Da begegnet z. B. ein Landwehrmann einem Bauern in einem Dorf und will erkunden, wie das Dorf heißt. „Wie heeßt dat hier?“ Der Bauer versteht die Frage nicht und sagt in fragendem Ton: „Monsieur?“ — „Na, ick will wissen, wie dat Dorf heeßt.“ — „Monsieur?“ — „Schafskopp, du wirst doch wissen, wie dein eigenes Dorf heeßt.“ — „Monsieur?“ — Der Landwehrmann zeigt auf die Erde. „Ici, wie dat hier heeßt? Ici!“ — Der Bauer bückt sich,

weil er denkt, der andere habe etwas verloren, eine Verständigung ist nicht zu erzielen.

Eine Zeitlang im April lagen wir in Champignol, einem kleinen Örtchen in der Nähe von Clairveaux bei Bar sur Aube. Die Gebäude des alten Klosters, das von dem heiligen BERNHARD, dem Kreuzzugsprediger, 1115 gegründet wurde, standen noch, wurden aber jetzt als Gefängnis benutzt. Ich wohnte bei einem kleinen Kaufmann, in dessen Hause sich zugleich das mit Hirschgeweihen ausgestaffierte Jagdquartier eines Herrn DE LA ROCHE-FOUCAULT (?) befand. Die Schwägerin des Kaufmanns lag krank mit einem großen Abszeß an dem zum Sitzen benutzten Körperteil. Der französische Arzt hatte seine Patientin arg vernachlässigt und war einige Tage nicht mehr erschienen. So wurde ich zu Rate gezogen und besuchte die Frau auf ihrem Pachthof. Mit französischer Naivität und Neugierde umstanden Tanten, Schwägerinnen, Cousinen und Nachbarinnen das Bett, und als ich erklärte, eine Operation sei notwendig, bejammerten sie die Ärmste auf das lebhafteste. Aber Chloroform und Instrumente wurden herbeigeholt, und bei dem ersten Einschnitt ergoß sich ein Strom von Eiter. Alles staunte, und als dann schnell Besserung eintrat, war ich Monsieur le médecin célèbre geworden. Aus der ganzen Gegend kamen die Kranken, Blinde und Lahme, um sich behandeln zu lassen. Natürlich nahm ich den meist armen Leuten kein Geld ab, und als wir abmarschierten, betätigten sie ihre Dankbarkeit in rührender Weise. Der Befehl zum Abmarsch kam ziemlich unerwartet eines abends. Morgens um 4 Uhr wurde ich schon geweckt und gebeten, ich möchte mit einigen Dorfbewohnern in ihr Haus zum Frühstück kommen. Da hatten sie ein frisches weißes Tischtuch über den Tisch gebreitet, und darauf stand ein Laib Brot und eine Flasche Champagner, allerdings kein Veuve Cliquot oder Pommery, sondern trüber, moussierender Landwein, wie ihn die Leute zu eigenem Gebrauch herstellten. In den verschiedenen Häusern mußte ich ein Glas trinken und war froh, als ich um 7 Uhr glücklich auf das Pferd gekommen war und mich überzeugt hatte, daß ich die Balance

noch halten konnte. Mein Wirt hatte mich schon vorher eines Tages zum Dank zu einem kleinen Diner in der Familie eingeladen. Er hatte zwei hübsche junge Töchter. Als ich erzählte, daß ich in Deutschland sechs Schwestern habe, konnten sie alle nicht genug staunen. Der Mann stieß seine Frau an und sagte lachend: *Nous sommes trop égoïstes pour ça!* Dann setzte er sich auf das Jagdpferd des Herrn Baron, und wir machten einen langen Spazierritt durch die ausgedehnten Wälder der Umgegend. Mein Knie war mir beim Reiten noch immer recht hinderlich, der Franzose wollte mich mit seiner Reitkunst und seinem Renner übertrumpfen und ritt in unsinniger Weise darauf los, aber ich blieb ihm auf den engen, sich durch den dichten Wald schlängelnden Pfaden doch immer dicht auf den Fersen, so daß er den schweißtriefenden Gaul endlich wieder einmal im Schritt gehen ließ und die Versuche, mich auszustechen, aufgab.

In Epernay an der Marne wurde unser Lazarett nach der langen Pause wieder etabliert, und zwar in der berühmten Champagnerfabrik von MOET ET CHANDON. Besonders die weiten Räume, die zum Spülen der Flaschen bestimmt waren, wurden zur Unterbringung der Kranken benutzt. Die Kellereien, in denen Millionen von Flaschen lagerten, erstreckten sich weit unter der Stadt her. Man wurde darin wie in einem Bergwerk herumgeführt, allein hätte man ohne einen Ariadnefaden aus den langen, sich kreuzenden Gängen zwischen den Borden mit Flaschen kaum wieder herausfinden können.

Aber ich war nur wenige Tage noch mit den Kameraden in Epernay zusammen. LANGENBECK hatte mir schon am 23. April von Berlin geschrieben, daß er mich für den Dienst in der Klinik reklamiert habe, und zum 23. Mai kam der Entlassungsbefehl. In Paris herrschte jetzt die Kommune, zu der ein Teil der Truppen übergegangen war; die Tuileries und ein großer Teil der öffentlichen Gebäude waren von den Kommunisten in Brand gesteckt, und ich dachte daran, zunächst nach Paris zu fahren, wie es manche entlassene Offiziere taten, und mir die Feuersbrünste von einem der von unseren Truppen besetzt gehaltenen Forts aus anzusehen.

Aber die Vernunft siegte über die Neugierde, ich fuhr direkt nach Darmstadt, wo mir die lieben Verwandten einen fröhlichen Geburtstag bereiteten. Eines der Geschenke, von der immer zu Späßen aufgelegten Tante LINE MAURER, der unverheirateten Schwägerin von THEODOR BECKER, gespendet, habe ich mir als Kriegsandenken aufbewahrt, es ist ein großes, rotes Taschentuch aus bedrucktem Kattun, auf dem dargestellt ist, wie der Kaiser NAPOLEON, sich tief verbeugend, dem König WILHELM bei Sedan seinen Degen überreicht, darunter die Worte Napoleons: „N'ayant pas pu mourir à la tête des mes troupes, je dépose mon épée à Votre Majesté.“

Dann fuhr ich weiter über Gelnhausen, wo ich den Onkel KARL BECKER besuchte, nach Taucha, um Schwester EMMA und PAUL KÜHN wiederzusehen, und von dort nach Berlin.

Den Vater fand ich leidlich wohl vor, aber in trauriger Stimmung über den vor kurzem erfolgten Tod seiner jüngeren Schwester, unserer guten Tante CAROLINE in Oldenburg, wo sie in den letzten Jahren zusammen mit Tante LENTZ gewohnt hatte. Sie hatte schon lange an Krampfadern am Bein gelitten, einem augenscheinlich aus der SCHRÖDTERSchen Familie stammenden Erbübel, da auch in den Briefen meiner Großmutter öfters von dem „offenen Bein“ die Rede ist. Ein Varix war geplatzt; die Tante wußte nicht, daß man sich in einem solchen Fall sofort horizontal niederlegen und den Fuß etwas erheben muß, und die Blutung war so stark und andauernd, daß der letzte Atemzug erfolgte, ehe der herbeigerufene Arzt den Verband fertig angelegt hatte. Uns allen ging der Tod der guten Tante sehr nahe. Sie hatte uns ja in den Kinderjahren erziehen helfen und hatte mit rührender Liebe an jedem einzelnen von uns gehangen; noch bis kurz vor ihrem Hinscheiden war sie damit beschäftigt gewesen, alle meine Briefe aus dem Felde abzuschreiben.

Von den sechs Schwestern waren nun nur noch zwei, MINNA und NANNA, im elterlichen Hause. Schon zum Weihnachtsfest war dort ein Blumenstrauß von dem Professor der Geologie JUSTUS ROTH eingetroffen, mit dem die Eltern und KLARA in Eisenach zusammengetroffen waren, am

2. März war KLARA glückliche Braut geworden, und nach der Hochzeit am 18. April weilte das Paar jetzt in Italien. Wie früher unserer Schwester KAROLINE, war auch KLARA mit ihrer Verheiratung eine nicht leichte Aufgabe zugefallen, die mütterliche Fürsorge für drei Stiefkinder, die schon älter waren als die vier Adlerstöchter. Beide Schwestern haben die Aufgabe in hingebender Pflichttreue gelöst. In gleicher Weise brachte der Zuwachs durch die beiden Häuser der Schwiegersöhne unserem Familienleben eine erfreuliche Bereicherung. —

In Berlin begann dann gleich wieder die alte Tätigkeit in der Klinik, und dazu kamen die Vorbereitungen für Vorlesungen, mit denen ich nach erfolgter Habilitation meine Dozentenlaufbahn eröffnen wollte.

Nur an einem Tage schmückte ich mich wieder mit der Uniform und dem Eisernen Kreuz, als der Einzug der Truppen stattfand. Unserem Vater hatte ich leider nicht zureden können, mit der Mutter und den Schwestern das Schauspiel mit anzusehen; wir mußten fürchten, daß es ihn zu sehr ermüden und bei seiner krankhaft weichen Gemütsstimmung zu sehr erschüttern würde. In bezug auf das Eiserner Kreuz, das wir für die Tätigkeit des Lazarets in der Schlacht von Vionville bekommen hatten, möchte ich bemerken, daß wir es zu unserem Ärger am weißen Bande tragen mußten, wie diejenigen, die es sich nicht im Felde, sondern in der Heimat erworben hatten. Es war den Ärzten draußen ebenso wie den Offizieren und Soldaten zuerst am schwarzen Bande gegeben worden, dann hatte der König aber bestimmt, es solle ebenso gemacht werden wie 1813, wo die Ärzte als Nichtkombattanten das Kreuz am weißen Bande bekommen hatten. Das Ergebnis war eine offensichtliche Ungerechtigkeit, unser Lazarettgehilfe und der Trainsoldat trug das Kreuz am schwarzen Bande, und wir Sanitätsoffiziere mußten uns mit dem weißen zufrieden geben.

Mit den Vorlesungen wurde es nicht viel, da neben den Kollegien der Ordinarien und Extraordinarien kein Bedürfnis dafür vorhanden war, und ich als zweiter Assistent kein An-

recht auf den poliklinischen Unterricht hatte. Betrat ich zu Anfang des Semesters den kleinen Hörsaal im Leichenhaus, um die am schwarzen Brett angekündigte Vorlesung zu beginnen, so waren als Zuhörer gewöhnlich nur eine oder zwei Leichen erschienen, und ich stahl mich wieder hinaus, um ihren Schlummer nicht zu stören. Ich brachte nur einmal ein kleines Kolleg zustande, in dem die Zuhörer fast alle Ausländer waren, darunter zwei Holländer, der spätere Professor TALMA in Utrecht, sein Freund VAN DER MEULEN und ein Japaner SATO. Die Japaner fingen damals an, nach Deutschland herüberzukommen und auch deutsche medizinische Lehrkräfte nach Japan zu ziehen. Unter letzteren war DÖNITZ, das Mitglied unseres klinischen Vereins. Es wurde ihm eine Abschiedsfeier bereitet, bei der eine ganze Reihe der gelben Mongolengesichter mit den schlaun Schlitzaugen zu sehen war. Es wurde ein Lied gesungen, dessen eine Strophe lautete: „Dahin, dahin mit dir, o Hangiwara, laß mich ziehn!“ Zum Teil wurden die deutschen Professoren drüben aber ziemlich schlecht behandelt.

In den Ferien hielt ich einigemal Repetitorien für Examinanden ab, die auch den Finanzen etwas aufhelfen. Das einzige akademische Geld, das ich noch zu sehen bekam, waren die drei Taler, die nach der herrschenden Unsitte der Pedell sich beim Gratulieren zum neuen Jahre bei den Privatdozenten abholte.

In den Herbstferien 1871 verlebte ich einige schöne Wochen mit den Eltern, den beiden noch ledigen Schwestern und den Darmstädter BECKERS in Blankenburg in Thüringen, es war das letztmal, daß ich mit dem Vater in Ruhe zusammen war. Kleinere Spaziergänge konnte er noch gut unternehmen und hatte große Freude an der schönen Natur im stillen idyllischen Schwarzatal. Wir Jüngeren unternahmen auch größere Wanderungen, wobei es sehr lustig herging, wie überall, wenn Schwester NANNA, der übermütige Springinsfeld, mit ihrem Humor dabei war.

Nach dem Weihnachtsfeste verschlechterte sich des Vaters Befinden. Bisher hatte er noch immer wissenschaftlich ge-

arbeitet, seine gesammelten kleinen Schriften herausgegeben und eine Abhandlung über Lücken im Völkerrecht geschrieben. Auch seine Vorlesungen hatte er in beschränktem Maße fortgesetzt. Jetzt schickte er einen Anschlag für das schwarze Brett nach der Universität: „Meine Vorlesungen sollen ruhen!“ Er fühlte, daß er bald nicht mehr ganz Herr seiner Gedanken sein werde, schloß eines Morgens seinen Schreibtisch mit kräftiger Hand zu, gab mir die Schlüssel und sagte mit fester Stimme, er übergebe mir das Verfügungsrecht über das Haus und zusammen mit dem Arzt auch das Recht, zu bestimmen, was mit ihm selbst zu geschehen habe. Dann fingen die Gedanken an sich zu verwirren, er wurde unruhig und schlaflos, ohne Unterbrechung sprach er die Nacht hindurch von seinen Eltern, von seiner Kinderzeit in Eutin, von alten Freunden und von unangenehmen Verhandlungen in der Fakultät, die ihn in letzter Zeit sehr beschäftigt hatten. Als die Unruhe noch zunahm, brachte ich den Vater am 20. Januar auf Rat des Arztes in die Anstalt in Pankow, wo er bei HADLICH die beste Fürsorge fand. JUSTUS OLSHAUSEN erwies mir den Freundschaftsdienst, mit hinauszufahren. Auf des Vaters Wunsch fuhren wir an der Universität vorbei. Unter den Linden zog die Schloßwache mit klingendem Spiel an uns vorüber, erfreut rief er: „Unsere braven preußischen Jungen!“ Längeres Leiden blieb dem Vater erspart, wenige Tage später, am 24. Januar, dem Geburtstag Friedrichs des Großen, an dem er so oft in der Akademie die Festrede gehalten hatte, kam der telegraphische Bescheid aus Pankow, daß er sanft entschlafen sei. Gleich darauf erschien ein Bote an unserer Tür und überbrachte den Orden Pour le mérite für den soeben Verstorbenen. Die Beerdigung fand weit draußen auf dem Domkirchhof an der Tegeler Chaussee statt, aber die Zuhörer und früheren Schüler waren in großer Anzahl hinausgewandert, um dem Lehrer die letzte Ehre zu erweisen.

Am Grabe gab ich LOTTCHEN FABRICIUS still die Hand. Daß sie meinen Vater nur als kranken Mann gesehen und kaum kennen gelernt hat, ist mir immer eine schmerzliche Entbehrung gewesen. —

Ein wichtiges Ereignis auf chirurgischem Gebiete war die Gründung der deutschen Gesellschaft für Chirurgie im Frühling desselben Jahres 1872. Über den Verlauf des ersten Kongresses habe ich in dem oben erwähnten Buch über die ersten 25 Jahre ihres Bestehens berichtet. Für uns Jüngeren war es von großem Wert, die Meister der Kunst vor uns zu sehen und sprechen zu hören, von denen man sich bisher meist nur aus ihren Schriften ein ungefähres und unsicheres Bild hatte machen können. Die im Vergleich zu später sehr kleine Zahl der Teilnehmer in den ersten Jahren begünstigte persönliche Berührungen, man lernte sich kennen beim Frühstück in der Zwischenpause, bei dem Festessen und bei den Zusammenkünften in kleinerem Kreise in den gastlichen Häusern der Berliner Kollegen. Die übermütige Jugend und einzelne Vertreter des Mittelalters trafen auch des Abends noch beim Bier zusammen, und, wenn ausnahmsweise auch einer von den alten Herren oder sogar der verehrte Präsident an der Tafelrunde erschien, wurden sie mit Jubel begrüßt. LANGENBECK ließ sich sogar einmal bereit finden, uns in ein Varietetheater zu begleiten, geriet aber in einige Verlegenheit, als der sich dort produzierende Schlangemensch ihn erkannte, in die Loge heraufkam und ihn um ein fachmännisches Zeugnis über das Wunderbare seiner Leistungen bat.

Im Sommer 1872 machte ich eine schwere Rekurrenserkrankung durch. Wie die (aber erst 1873 von OBERMEIER entdeckten) Spirochäten in meine Blutbahn gekommen sind, ist unaufgeklärt geblieben. Mit Rekurrenserkrankten in der Charité war ich in keine Berührung gekommen, und ebenso wenig war ich in der Gegend vor der Stadt an der Tegeler Chaussee gewesen, wo die Krankheit unter den dort nächtigenden, meist aus dem Osten zugewanderten Vagabunden hauste. Stark fiebernd trat ich eines Morgens vor den Spiegel und glaubte das ganze Gesicht dicht mit Pocken besetzt zu sehen, für einen heimlichen Freier keine angenehme Entdeckung. Dem ersten, etwa eine Woche dauernden Fieberanfall folgte die ebenso lange dauernde fieberfreie Zwischenzeit und dann der zweite heftige Fieberanfall. Als dieser plötzlich sein Ende

fand, und die Temperatur in der Nacht unter Schweißausbruch von 41° jäh bis unter die Norm herabsank, wurde ich von einer mit Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen verbundenen Psychose befallen, die sich meinem Gedächtnis viel fester eingepägt hat als die Krankheit im übrigen. Ich bildete mir ein, daß ich beschuldigt sei, Unterschlagungen großen Stils in der Klinik vorgenommen zu haben, eine öffentliche Gerichtsverhandlung fand statt, und ein Zeuge nach dem anderen sagte gegen mich aus. Im Bewußtsein meiner Unschuld hielt ich mich ruhig, als aber auch die brave Stationswärterin und schließlich sogar LANGENBECK, auf den ich fest gebaut hatte, mich ganz im Stich ließen, brach ich verzweifelt zusammen, und wenn ich ein Messer zur Hand gehabt hätte, wäre es wohl zum Suizidium gekommen. War es doch auch in der Charité vorgekommen, daß Rekurrenzkranke im gleichen Stadium der Krankheit sich, von Verfolgungswahn ergriffen, zum Fenster hinausgestürzt hatten. Ich fiel dann in einen sehr tiefen und langdauernden Schlaf, und, als ich endlich erwachte, war ich wieder bei ganz klarem Verstande.

Die Genesung ging aber infolge der großen Entkräftung langsam vonstatten. Sobald ich reisefähig war, brachte meine Mutter mich nach Gelnhausen, wohin Onkel KARL, Tante JULIE und ihre Eltern, Herr und Frau SCHÖFFER, uns freundlich eingeladen hatten. In der am Bergabhang hübsch gelegenen, in das frei sich öffnende Kinzigtal hinabschauenden Villa fand ich die liebevollste Pflege und nach einigen Wochen konnte ich daran denken, wie ich es schon länger für die Herbstferien vorgehabt hatte, das stillschweigende Einverständnis mit LOTCHEN FABRICIUS durch Brautfahrt und Verlobung zu besiegeln. Mein Schwiegervater in spe war inzwischen aus dem preußischen Finanzministerium als Direktor der Zölle und indirekten Steuern in die Verwaltung von Elsaß-Lothringen übergetreten. Seine grade und offene, gerechte und wohlwollende Art machte ihn für die Leitung einer vielköpfigen Beamtenschaft und den Verkehr mit der schwierigen Bevölkerung sehr geeignet (vgl.



Charlotte Fabricius

AUGUST KARL FABRICIUS, Allg. d. Biographie, Bd. 55, S. 747). Seine Frau, die Tochter des in Gelehrtenkreisen als vergleichender Sprachforscher geschätzten Kabinettsrat ANDREAS SCHLEIERMACHER in Darmstadt, eine schöne, kluge, rastlos tätige, sich für die Ihrigen aufopfernde Frau, verstand es ausgezeichnet, den ausgedehnten geselligen Verpflichtungen, die mit der Stellung des Mannes verbunden waren, gerecht zu werden, so daß das FABRICIUSSCHE Haus in Straßburg bei Zivil und Militär, bei Beamten und Professoren bald ein beliebter Mittelpunkt der amtlichen Geselligkeit wurde.

Zu dem Kreise der Familie, in die ich am 24. August mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde, gehörten außer meiner Braut noch eine jüngere Schwester, LILI, jetzt in Freiburg lebend, und zwei Brüder ERNST und WILHELM. Der ältere von ihnen, damals Gymnasiast, ist der jetzige Professor der alten Geschichte in Freiburg. In seiner Jugend unternahm er Forschungsreisen nach Griechenland, Kreta und Kleinasien, 1885 war er an den Ausgrabungen in Pergamon mit tätig, und ein Besuch bei ihm im deutschen Haus am Kaikos und ein gemeinsamer Aufenthalt in Konstantinopel gehören zu meinen schönsten und wertvollsten Reiserinnerungen. Der damals 11jährige Schwager WILHELM war ein besonders begabter, fein angelegter Mensch, aber in trauriger Weise durch ein aus frühster Kindheit stammendes Nervenleiden an der Entfaltung seiner Kräfte und im Verkehr mit Menschen behindert. Dank der unermüdlichen Erziehung zur Selbständigkeit durch die Mutter und der eigenen bewundernswerten Energie gelang es ihm, nicht nur das Gymnasium und das Universitätsstudium zu absolvieren, sondern später auch in jahrzehntelanger Arbeit ein Werk zu schaffen, das, einzig in seiner Art, von der Geschichtsforschung als mustergültig anerkannt ist (vgl. AUBIN: WILHELM FABRICIUS und die historische Geographie der Rheinlande. Kölnische Zeitung vom 3. November 1920, Nr. 929).

6. Krankenhaus am Friedrichshain.

Während ich bisher, ohne mir viele Gedanken um die Zukunft zu machen, arbeitend, lernend und das Leben genießend ziemlich sorglos in den Tag hineingelebt hatte, sah die Welt mich jetzt mit ernsteren Augen an. Auf eine längere Verlobungszeit hatten wir Beide uns wohl gefaßt gemacht, aber daß sie sich vielleicht über eine Reihe von Jahren ausdehnen könnte, war ein bedrückender Gedanke. Der Chirurgie Valet zu sagen und mich der allgemeinen ärztlichen Praxis zu ergeben, wäre ein harter Entschluß gewesen, um so mehr als ich das bestimmte Gefühl hatte, für den Beruf des praktischen Arztes mit seinen besonderen Ansprüchen an Menschenkenntnis, Gewandtheit im Umgang, Glauben an zweifelhafte Mittel und Mittelchen und Gabe der Suggestion weniger veranlagt zu sein. Daß LANGENBECK mich wohl noch etwas länger als Assistent behalten würde, durfte ich annehmen, aber die Möglichkeit, in der Assistententelle zu heiraten, war nach Lage der Verhältnisse ganz ausgeschlossen. Und was ist unsicherer als die akademische Laufbahn eines Privatdozenten, bis er durch die erste Berufung in eine Professur den Fuß glücklich im Steigbügel hat?

Eine wenn auch sehr ungewisse Aussicht auf ein selbständiges Arbeitsfeld eröffnete sich, als meine Vaterstadt sich anschickte, die Stellen der beiden ärztlichen Direktoren an dem großen neuerbauten Krankenhause am Friedrichshain zu besetzen. Am 28. Mai 1873 reichte ich meine schriftliche Bewerbung um die chirurgische Direktion ein. Mein Hauptkonkurrent war ERNST KÜSTER. Einige Jahre älter als ich, hatte er sich schon seit 1871 als dirigierender Arzt der chirurgischen Abteilung des Augustahospitals bewährt, bestens empfohlen war er von seinem früheren Lehrer WILMS, der sich des größten Ansehens in den städtischen Kreisen erfreute und durch seine nahen Beziehungen zu den vornehmsten und beschäftigtesten Ärzten Berlins einen großen Einfluß besaß. So machte ich meine pflichtschuldigen Besuche bei den zahlreichen Vätern der Stadt, auf deren

Stimmen es bei der Wahl ankam, ohne viel Hoffnung auf einen Erfolg meiner Bewerbung.

Aber in der Stille arbeiteten LANGENBECKS warme Empfehlung, meines Vaters angesehener Name und mit den städtischen Behörden in Beziehung stehende Freunde und Gönner zu meinen Gunsten, und, als nach 10 Monaten langen Wartens der Tag der Wahl herankam, ging ich bei dem scharfen Wettlauf zur eigenen Überraschung um mehrere Pferdelängen vor meinem Konkurrenten durch das Ziel. KÜSTER, mit dem ich über meine Bewerbung gesprochen, hatte allen Grund, enttäuscht zu sein, aber er hat es mich nicht entgelten lassen, und wir sind seitdem 50 Jahre lang gute Freunde geblieben.

Am 21. Mai 1874 wurde im Hause meiner Schwiegereltern in Straßburg in einem großen fröhlichen Kreise von Verwandten und Freunden Hochzeit gefeiert. Getraut wurden wir in der schönen alten Thomaskirche von meinem Schwager PAUL KÜHN. Dann ging es hinüber nach Italien, von Flüelen ab noch mit der Post auf der alten Gotthardstraße, auf der Paßhöhe einige Stunden lang in zweisitzigem niedrigem Schlitten zwischen hohen Schneewänden durch dichten Nebel. Man hörte nur das Klingeln der Schellen und ab und zu den fernen Donner der Lawinen.

Ein Schlitten folgte dicht auf den andern, im ganzen etwa ein Dutzend, manche ohne Kutscher. Bei der Fahrt bergab guckte der eifrig trabende und zu sehr in Schuß geratene Gaul des nächstfolgenden Schlittens ab und zu über die Rücklehne neugierig in den unsrigen hinein und rief das glückschwärmende Pärchen mit unsanftem Stoß der Nase und mit dem schnaubenden Hauch der Nüstern aus seinen Träumereien in die nüchterne Wirklichkeit zurück. In Bellinzona wurde gerastet, dann ging es über Mailand nach dem Lago Maggiore. Als wir in einer kleinen Wirtschaft in Stresa einen Imbiß bestellten, holte der Wirt zunächst eine Leiter, stieg an der Mauer des Hauses in die Höhe, suchte am Spalier die schönste Rose heraus und überreichte sie der Bella signora mit italienischer Grazie. Nach herrlichen Wanderungen durch die italienische Landschaft an den Seen und an der Riviera,

nach einer ruhigen Meerfahrt von Genua nach Livorno unter funkelndem Sternenhimmel und nach eifrigen Kunststudien in Genua, Pisa und Bologna langten wir in Venedig an, wo wir in San Marco, dem Dogenpalast und der Academia die Schönheiten der italienischen Malerei und Architektur noch einmal in vollen Zügen genossen und auf dem Canale grande im Mondenschein an so und soviel anderen hochzeitsreisenden Pärchen schweigend vorübergondelten. Dann entschlossen wir uns, die letzten Urlaubstage zu einem Besuch des alten Großvaters meiner Frau in Kloster Arnsburg und der Tante LENTZ in Oldenburg zu benutzen, die meine junge Frau noch nicht kennen gelernt hatte. Vom Lido und Canale grande an die Hunte, ein etwas kühner Sprung aus der Poesie in die Prosa! Die Freude, die wir der Tante machten, lohnte aber die ermüdende Zickzacktour.

Am Friedrichshain erwartete uns eine für ein junges, bescheiden gewöhntes Paar viel zu große und üppige Dienstwohnung. In dem Gebäude neben der Toreinfahrt war im Erdgeschoß die Apotheke untergebracht, in der mein Feldzugskamerad HÜLSBERG seines Amtes wartete, in der Bel-etage wohnte der Direktor der inneren Abteilung Kollege RIES mit seiner jungen Frau, und das obere Geschoß mit seinen 9 Zimmern war unser Reich. Der Platz für die ganze große Krankenhausanlage auf einer sandigen Anhöhe, die für einen Berliner schon die Bezeichnung eines Berges in Anspruch nehmen konnte, war geschickt gewählt. Vor dem Berge und zwischen ihm und den Häusermassen der Stadt liegt der Friedrichshain, ein schon damals hoch angewachsener Park, der 1840 angelegt worden war, als Friedrich Wilhelm IV unter den Linden den Grundstein zu dem Denkmal Friedrichs des Großen legte. Seine Bestimmung, dem Gedächtnis des alten Fritz zu dienen, war in das Gegenteil umgeschlagen, seit die 183 am 18. März 1848 gefallenen Barrikadenkämpfer hier ihre Ruhestätte gefunden hatten. Der Friedrichshain wurde zum Wallfahrtsort für alle dem Königtum feindlich gesinnten Teile der Bevölkerung. Bald schmückten sich die Gräber an den Revolutionstagen mit den roten Bändern der

Sozialdemokraten und der Kommunisten. Von dem geräumigen Balkon unserer Wohnung aus hatten wir einen weit nach Süden und nach Norden schweifenden freien Blick über die Baumwipfel des Friedrichshaines hinweg auf die Stadt mit ihren zahlreichen Türmen, hinter denen wir an manchem Abend die Sonne haben golden untergehen sehen.

Die Pavillons zur Aufnahme der Kranken, die chirurgischen einstöckig, die anderen zweistöckig, entbehrten noch der inneren Ausstattung, bei der wir beiden ärztlichen Direktoren mitzuwirken hatten. In den Kuratoriumssitzungen stieß ich auf einige Schwierigkeiten, die Beschaffung von Matratzen für meine 120 Betten durchzusetzen. Es waren nur 30 oder 40 in Aussicht genommen, für die übrigen Betten nur Strohsäcke, die mit einer dicken wollenen Decke belegt waren. In hygienischer Hinsicht hatte der leicht mit frischem Stroh zu füllende Strohsack gewiß seine Vorzüge, für dauernd bettlägerige Kranke, für viele Operierte und für alle an Beinbrüchen zu Behandelnden konnte ich auf ein festes und dabei elastisches Lager, wie es nur eine gute Roßhaarmatratze liefert, nicht verzichten. Auch die Kosten spielten bei den Entscheidungen des Kuratoriums eine Rolle. Wie es bei Krankenhausbauten leicht geht, hatten von der großen bewilligten Bausumme die komplizierten Heizanlagen, der Schmuck der Fassaden, die langen Umfassungsmauern usw. soviel verschlungen, daß an dem, was für die Krankenbehandlung von unmittelbarer Bedeutung ist und von den Kranken am eigenen Leibe als Wohltat oder als Mangel empfunden wird, an den Betten, Gummionterlagen, Wasserkissen u. dgl. gespart werden sollte. Zweckmäßig wäre es, wenn man diese Dinge zuerst anschaffen und dann darüber den Bau aufrichten könnte, wenn nötig mit Ersparnissen an äußerem architektonischen Schmuck. In der Matratzenfrage stieß ich auch bei VIRCHOW auf Widerstand, der nicht gern von seiner Meinung abging.

Als ich bei meinem ersten Rundgang durch das Krankenhaus nach dem Operationssaal fragte, stellte sich heraus, daß ein solcher nicht vorhanden war. Zu irgendwelchem ärzt-

lichen Unterricht sollten die Kranken nicht dienen, so hatte man einen Operationssaal mit Platz für Zuschauer nicht für erforderlich gehalten, aber auch einen besonderen genügend geräumigen und hellen Operationsraum überhaupt nicht vorgesehen.

KUSMAUL erzählt in seinen Erinnerungen von DUMREICHER in Wien, daß er seine Operationen in den Krankensälen selbst vornehmen mußte, nachdem die übrigen Kranken, soweit es möglich war, herausgebracht waren. Etwas besser war ich immer noch daran, da ich ein kleines Isolierzimmer in der einen Baracke als Feld meiner Tätigkeit einrichten konnte, allerdings unter Verzicht auf geeignete Beleuchtung, da das Zimmer mit 2 Fenstern von dem gewöhnlichen unzureichenden Ausmaß versehen war. Aber man hatte noch junge scharfe Augen, und die Gefäßunterbindungen in den dunkeln Scheunen in Vionville und gelegentliche Tracheotomien bei an Diphtherie erstickenden Kindern in ärmlichen Kellerräumen in der Nachbarschaft der LANGENBECKSchen Klinik waren eine gute Vorübung gewesen. Der Antrag des eben erst ernannten jungen ärztlichen Direktors auf den Bau eines kleinen Operationshauses wurde als etwas unbescheiden empfunden, sollten doch so und so viele Autoritäten die Baupläne genehmigt haben. Der Antrag wurde zunächst ad acta gelegt und dann von meinem Nachfolger SCHEDE mit Erfolg wieder aufgenommen.

Mit der Verwaltung des Krankenhauses hatten wir beiden ärztlichen Direktoren nichts zu tun, sie lag in den Händen des Verwaltungsdirektor HERFORD. Wichtigere Maßnahmen wurden aber vor dem Erlaß der Verordnungen in dem Kuratorium besprochen, dem wir angehörten. HERFORD war eine kräftige soldatische Erscheinung, sein ergrauter Bart war nach der Form geschnitten, wie ihn der alte Kaiser Wilhelm trug, soldatisch fest und bestimmt war er auch in seinem Auftreten. Er hatte zugleich die Leitung des Straßenreinigungsdienstes in Händen, und wenn Berlin damals von den Ausländern als die sauberste Stadt in Europa gerühmt wurde, so war dies zu großem Teil sein Verdienst. Oft stand er morgens in aller Frühe auf dem Balkon seiner Wohnung im Verwaltungs-

gebäude und ließ die Straßenkehrerkompagnie, jeder Mann mit seinem vorschriftsmäßigen Besen bewaffnet, in Reih und Glied unten vorbeiparadieren.

Das Krankenhaus war zweifellos eines der schönsten und größten, die es damals gab. Viele Ausländer besichtigten es auf der Durchreise durch Berlin. So lernte ich gelegentlich SPENCER WELLS flüchtig kennen. Unvergeßlich ist mir der Besuch des greisen Kaisers. Mit den Vätern der Stadt stand er nicht gerade auf besonders freundlichem Fuß. Die Zeit von 1848 und die Erinnerung an die Opposition, die die in der Stadt herrschende Fortschrittspartei seiner Militärreorganisation gemacht hatte, wirkte wohl in seiner Stimmung noch nach. Und neuerdings hatte man den roten Turm des neuen Rathauses so gewaltig in die Höhe gebaut, daß er, von den Linden aus gesehen, das königliche Schloß weit überragte, vielleicht doch nicht ganz ohne Absicht. In der Zeit der napoleonischen Bedrängnis und der allgemeinen Verarmung aufgewachsen und an Sparsamkeit gewohnt, war der Kaiser allem Luxus abhold, wie er sich in den Gründerjahren nach dem Kriege in Berlin breitzumachen begann. Als wir den Kaiser durch die Krankensäle führten, legte er den Finger auf die Marmorplatte eines Nachttischchens und fragte, weshalb sie aus Stein sei. Ich antwortete, daß das Material aus hygienischen Gründen der größeren Sauberkeit wegen gewählt sei, worauf der Kaiser sagte: „Ich habe einen Waschtisch von Kienholz, daran habe ich mich seit 50 Jahren gewaschen, das geht auch ganz gut.“ Nach dem Tode des Kaisers wurde in den Zeitungen bei Beschreibung der Räumlichkeiten in seinem Palais auch der hölzerne Waschtisch erwähnt.

Auch unser Palazzo erfreute sich eines regen Zuspruchs von seiten der Freunde aus der Jungesellenzeit, der Assistenten an der LANGENBECKSchen Klinik, BOSE, SCHAEDEL und KRÖNLEIN, meiner Mutter, den Schwestern und Schwäger und ihrer Kinder. Wurde es abends für den weiten Heimweg in den Westen der Stadt zu spät, so standen Logierstuben zur Verfügung, die zu unserer Freude bald auch die Eltern und Geschwister meiner Frau zu längerem Besuch aufnahmen.

Eine besondere Freude war es uns, im September 1874 an Stelle meiner Mutter, die eine kleine Witwenwohnung bezogen hatte, meiner Schwester MINNA das Hochzeitsfest in großem frohen Familienkreise herrichten zu können. Sie heiratete den Straßburger Archäologen ADOLF MICHAELIS, unsern entfernten Vetter. Und bald darauf erschien im Friedrichshain eines Tages zu unserer Überraschung und Freude meine jüngste Schwester NANNA zusammen mit meinem Freunde HERMANN STAHL, der sich, schweigsam und zurückhaltend wie er war, hinter meinem Rücken mit ihr verlobt hatte. Er war Lehrer am Askanischen Gymnasium, wurde dann als Professor der Mathematik an das Polytechnikum in Aachen und später nach Tübingen berufen, wo er 1909 verstorben ist.

Als das Krankenhaus im Herbst endlich belegt wurde, machte ich mich mit Feuereifer an die Arbeit. Der Chirurgie fehlte es in dieser Zeit ihrer Neugeburt nicht an Problemen, die der Lösung harreten. Mich interessierte besonders die Frage, ob die Erfolge der antiseptischen Wundbehandlung, wie die meisten Chirurgen glaubten, sich nur bei strenger Befolgung der LISTERSchen Vorschriften in allen ihren Einzelheiten erreichen ließen oder ob das Verfahren sich vereinfachen ließe, insbesondere ob der Kampf mit den Fäulniskeimen in der Luft mittels des für den Operateur sehr lästigen Karbolsprays ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandteil der antiseptischen Methode sei. Vorsichtig schrittweise vorgehende Versuche überzeugten mich bald von der Entbehrlichkeit. —

Aber meiner Tätigkeit im Friedrichshain wurde wider Erwarten nach kurzer Zeit ein Ende gesetzt. Gegen Ende April des nächsten Jahres erhielt ich von KÖNIG, mit dem ich auf den Chirurgenkongressen etwas näher bekannt geworden war — er war 12 Jahre älter als ich —, einen Brief des Inhaltes, er könne nicht annehmen, daß ich selbst daran denken würde, einem etwaigen Rufe nach Rostock zu folgen, und bitte mich daher, ihm über eine andere als sein Nachfolger in Frage kommende Persönlichkeit Auskunft zu geben. Auf eine Rückfrage, ob die Fakultät ernstlich an meine Berufung gedacht habe,

kam die Antwort, es sei so gut wie sicher, daß sie mich in erster Linie vorschlagen werde, wenn ich versprechen könnte, zu kommen. Schweren Herzens, ob ich es verantworten könnte, nach so kurzer Amtszeit einen Versuch zur Lösung meiner der Stadt gegenüber übernommenen Verpflichtungen zu unternehmen, und entschlossen, auf die Professur zu verzichten, wenn ich sie nur auf Kosten des guten Einvernehmens mit den städtischen Behörden erlangen könnte, denen ich zu Dank verpflichtet war, ging ich zum Oberbürgermeister HOBRECHT und setzte ihm auseinander, daß die akademische Lehrtätigkeit immer das eigentliche Ziel meiner Wünsche gewesen sei, und daß es mir schwer werde, eine Gelegenheit, das Ziel zu erreichen, vorübergehen zu lassen. Sein Rat sollte für mich maßgebend sein. Der treffliche wohlwollende Mann, der an der idealen Natur meiner Beweggründe nicht zweifeln konnte, da ich bei dem Wechsel, rein äußerlich betrachtet, zunächst vom Pferd auf den Esel kam, ging auf mein Anliegen sehr freundlich ein und schloß die Unterredung mit der Zusicherung, daß er selbst sowohl wie gewiß auch der Magistrat meiner ferneren Laufbahn nicht würden hindernd in den Weg treten wollen.

So konnte ich ohne Bedenken in Rostock für den Fall meiner Berufung zusagen. Diese erfolgte am 22. Juni, und bald darauf erhielt ich meine Bestallung als Professor. Eigenartig mutete mich die archaische Form an, in der sie abgefaßt war: „Wir Friedrich Franz von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr usw. thun kund und bekennen hiermit, daß Wir aus Uns dazu bewegenden Ursachen und Gnaden den chirurgischen Chefarzt . . . zum ordentlichen Professor der Medizin an Unserer Landes-Universität zu Rostock ernannt und bestellt haben usw.“

Von einer Fahrt nach Rostock zur Besichtigung meines neuen Reiches kam ich im allgemeinen recht befriedigt zurück. Etwas bedrückend war nur seine Kleinheit. Die chirurgische Klinik, ein Teil des städtischen Krankenhauses, hatte nur

45 Betten, auf jeden Tag kam durchschnittlich eine Krankenaufnahme, und dabei waren unter den Kranken auch manche chronische, die weder für die chirurgische Behandlung noch für den Unterricht von besonderem Interesse waren, wie z. B. alte Leute mit Beingeschwüren. Mehrere gut eingerichtete Zimmer standen für Privatpatienten zur Verfügung, und ich konnte darauf rechnen, den nicht unerheblichen Ausfall an festem Gehalt durch Privatpraxis auszugleichen, die in Berlin bisher minimal gewesen war.

Die 2 oder 3 Tage in KÖNIGS gastlichem Hause waren auf das angenehmste verlaufen. Seine Gattin war eine sehr liebenswürdige Wirtin, und die munteren blondköpfigen Knaben, von denen der eine, FRITZ, später rühmlichst in die Fußstapfen des Vaters getreten ist, fuhren mit mir in der Stadt herum, und zeigten mir die schönen alten Giebelhäuser, die ehrwürdigen Kirchen und die mächtigen Tore.

Die Wohnungsfrage erledigte sich schnell, KÖNIG bot mir sein Haus zum Kauf an. Hübscher als hier in der Friedrich-Franz-Straße mit dem Blick nach hinten über den Garten hinweg auf die Wallanlagen mit ihren stattlichen Ulmenbäumen und dichten Rotdornbüschen konnte man in Rostock nicht wohnen, und da Hypotheken auf dem Hause ruhten, und die zu zahlende bare Summe von rund 10000 Mark gerade dem Kapütälchen entsprach, das ich aus der Erbschaft meines Vaters erhalten hatte, schlug ich gern zu, wir gingen nach dem Rathaus, und zur Verwunderung meiner Freunde kehrte ich als befestigter Mecklenburger Grundbesitzer nach Berlin zurück.

Bei dem bald folgenden Umzug nahmen wir als liebes Andenken an den Friedrichshain unser noch mit Spreewasser getauftes Töchterchen mit, jetzt Frau Professor SARTORIUS in Tübingen.

7. Professur in Rostock.

So waren mit den Familienbildern mein Neubrandenburger Ururgroßvater und sein Schwiegervater OERTLING, der 1663 in Rostock studiert hat, in effigie wieder in ihre

mecklenburgische Heimat zurückgekehrt. Hätten die alten Herren aus den Rahmen heruntersteigen und draußen Umschau halten können, so hätten sie mit Staunen die friedlichen Parkanlagen auf den alten Wällen der Stadt, im Hafen zwischen den hölzernen Segelschiffen die Dampfschiffe und auf den Feldern die Dreschmaschinen erblickt, stolze Perücken trugen die Geistlichen nicht mehr, und die armen Hexen brauchten nicht mehr vor Folter und Scheiterhaufen zu zittern, im übrigen sah es in diesem Stückchen Welt nicht viel anders aus als vor 200 Jahren. Die umgestaltenden Jahre 1848 und 49 waren über die beiden Mecklenburg hinweggegangen ohne eine bleibende Spur zu hinterlassen. Durch das Freienwalder Schiedsgericht war 1850 die alte landständische auf der Union der Prälaten, Mannen und Städte der Mecklenburgischen Lande vom Jahre 1523 und dem Erbvergleich von 1755 beruhende Verfassung wieder als zu Recht bestehend erklärt worden. Wie vordem tagte im Herbst abwechselnd in Sternberg oder Malchin der aus zwei Korps bestehende Landtag. Die etwa 700 Rittergutsbesitzer bildeten das Korps der Ritterschaft, die Vertreter von 47 Landstädten und den Seestädten Rostock und Wismar das Korps der Landschaft. Ohne Bewilligung des Landtages durfte der Landesherr keine Steuern ausschreiben und kein Gesetz erlassen, das den Privilegien Abbruch tat. Nur für das landesherrliche Domanium, das aber über ein Drittel der Bodenfläche des Landes einnahm, war er unumschränkter Herrscher.

Jeder Gutsbesitzer war wie ein kleiner König. Ihm stand nicht nur die Polizei, sondern (bis zum Inkrafttreten des Reichsgesetzes über die Gerichtsverfassung im Jahre 1879) auch die Gerichtsbarkeit über die Gutseingesessenen zu. Den von den Gutsbesitzern eingesetzten Patrimonialgerichten war sogar das Recht der Prügelstrafe wieder eingeräumt worden, deren farbige Spuren ich gelegentlich noch einmal in der Klinik zu sehen bekommen habe.

Ebenso bestanden in Rostock bis 1879 noch die alten städtischen Gerichte, deren es eine ganze Reihe gab. Für den einzelnen Rechtsfall das dafür zuständige Gericht herauszu-

finden, erforderte allein schon einen juristisch geschärften Verstand.

Nichts zu tun hatten die städtischen Gerichte aber mit den *Academici*. Diese standen mit ihren Angehörigen unter dem akademischen Gericht, das von dem engeren Konzil gebildet wurde, in schweren Fällen durch einige Mitglieder der juristischen Fakultät verstärkt. Bei einem Diebstahl in seinem Hause oder bei Streitigkeiten mit den Dienstboten hatte der Professor sich nicht an die Polizei, sondern an den Pedell zu wenden. Als der Theologe BAUMGARTEN von dem akademischen Gericht der Beleidigung der obersten Kirchenbehörde für schuldig befunden war, wurde er von diesem zu achttägiger Karzerstrafe verurteilt, die er in einem Auditorium absaß.

Das Regiment in der Stadt führten die 3 Bürgermeister und 8 Ratsherrn, die Bürgerschaft war vertreten durch die Hundertmänner, von denen 50 von der Kaufmannschaft und 50 von den Gewerksämtern (Zünften) deputiert waren. Die Stadt wachte sorgsam über ihre Selbständigkeit dem Landesherrn gegenüber. Zur Feier des Geburtstages *Serenissimi* erschienen die Ratsherren nicht wie die Großherzoglichen Hintersassen, zu denen wir Professoren gehörten, mit weißer, sondern nur mit schwarzer Halsbinde geschmückt.

Dem Neueintretenden erschien Mecklenburg überhaupt mehr wie ein Land alter germanischer Freiheit, als wie ein Land der Knechtschaft. Aber man sah es zunächst nur von oben. Von unten gesehen änderte sich das Bild. Die persönliche Freiheit der Tagelöhner auf den Gütern war eine sehr beschränkte. —

Sobald das Haus wohnlich eingerichtet war, machten wir unsere Rundfahrten durch die Stadt zum pflichtmäßigen Besuch sämtlicher Professorenfamilien, zu denen nach alter freundlicher Sitte auch die Witwen und Töchter verstorbener Kollegen gezählt wurden. Auf dem Bock der zweispännigen Droschke saß der treffliche Lohndiener BRASCH, der eigentlich den Titel eines Universitätszeremonienmeisters hätte haben müssen. Seiner Anleitung konnte man sich in allen Fragen

der Etikette unbedingt anvertrauen. Er wußte genau, bei welchen Leuten es genügte, wenn er die Karten an der Tür abgab, und bei welchen wir uns aus dem Wagen herausbemühen mußten. Er besorgte auch die Einladungen zu den Gesellschaften und prüfte vorher die Liste der Einzuladenden. „Frau Professor,“ sagte er „geben Sie noch eine Gesellschaft, dann nehmen wir die B.s lieber in die zweite, denn zu A.s passen die nicht. Die C.s und die D.s, das wird gehen, aber sie müssen möglichst weit auseinander gesetzt werden.“ Der gewandte und umsichtige, dabei grundehrliche Mann wußte auch in jedem Haushalt genau Bescheid, Silberzeug und Porzellan fand nach Schluß der Festlichkeit wie von selbst seinen richtigen Platz. Mit ganzer Seele war er bei seinem Beruf. Eilte er des Morgens die Straße entlang, um die neueste Familiennachricht von Haus zu Haus zu überbringen, so sah man schon seinem Gesicht an, um was es sich wohl handeln konnte, denn es legte sich ganz von selbst, je nachdem eine Verlobung, eine Geburt oder ein Todesfall zu melden war, in bezeichnende heitere oder traurige Falten. Als ich Herrn BRASCH nach langen Jahren bei dem Doktorjubiläum von THIERFELDER in alter Geschäftigkeit wieder traf und ihn nach seinem Sohn fragte, der wohl schon so herangewachsen sei, daß er ihm helfen könne, antwortete er: „Ne, zum Lohndiener da gehört Talent zu, der Junge soll studieren!“ —

Sich dann durch alle die Kollegenhäuser durchzuessen, war ein ziemliches Stück Arbeit, noch dadurch erschwert, daß man überall vom Wirt mit einer Rede begrüßt wurde, die beantwortet werden mußte. Zum Glück war ich zu gleicher Zeit mit einem Juristen und mit einem Philologen berufen. Wir hatten ausgemacht, daß immer nur einer von uns antworten sollte, und da sie sich beide für vortreffliche Redner hielten, wurde es meist nicht schwer, sie zu überreden, daß nicht ich, sondern einer von ihnen an der Reihe sei, so daß ich nur in wenigen Fällen gezwungen war, mich an dem Dreschen gründlich ausgedroschenen Strohs zu beteiligen.

Bald wurde ich dann nach Schwerin zur Audienz befohlen, um mich meinem neuen Landesherrn vorzustellen. FRIEDRICH

FRANZ II., einer der Heerführer in den Kriegen von 1866 und 1870, erinnerte in seiner schlichten soldatischen Art an seinen Onkel, den alten Kaiser. Schon am frühen Morgen begann er seine Tätigkeit, besichtigte das Militär, besuchte die Schulen und kontrollierte die Wirtschaft auf den Domanialgütern, als gütiger und leutseliger Landesvater überall gern gesehen. Wenn der Großherzog mit seiner Familie zusammen mit der Großherzoginmutter im Herbste einige Wochen in Heiligendamm, dem von seinem Vater gegründeten ersten Seebad in Deutschland, zubrachte, pflegten die Herrschaften sich zum Mittagessen nach dem Kurhause zu begeben und an der Spitze der allgemeinen Tafel Platz zu nehmen. Das Bad wurde besonders von Mecklenburgern besucht, Fremde wurden nur mit Auswahl zugelassen. Erzählt wurde, einmal habe sich der Großherzog in dem nahegelegenen Doberan inmitten des Publikums an dem rouge ou noir in der Spielbank beteiligt. Als er alle Einsätze verloren hatte, sagte er zu seinem Nachbar, einem biederen Rostocker Schuster, der ebenfalls sein letztes Geld verspielt hatte: „Wat maken wir nu?“, worauf dieser antwortete: „Ick mak wedder Stäwel un Sei schriewen niege Stüern ut.“

Nach Beendigung der Audienz fiel mir beim Heruntergehen im Treppenhaus des stattlichen modernen aus dem Schweriner See hoch aufragenden Residenzschlosses eine in den Stein gehauene Inschrift auf: „*Μήτε άξενος μήτε πολύξενος*“, zu deutsch: „Weder ohne Gäste noch mit zu vielen Gästen“, ein Spruch, an den ich später oft gedacht habe. An den Universitäten herrschte früher vielfach eine lästige *πολυξενία*, in neuester Zeit ist sie aber unter dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse fast in eine vollständige *άξενία* umgeschlagen, was sehr zu bedauern ist. Nicht nur das Leben des einzelnen wird durch das Versiegen der Geselligkeit ärmer, sondern es leidet auch die Gesamtheit, wenn keiner sich mehr um den anderen kümmert. Möchte die Zeit nicht mehr fern sein, wo die deutsche Hausfrau nicht mehr bei jedem Ei und jedem Löffel Mehl, die sie in die Pfanne tut, bei jedem Glase Bier und bei jeder Tasse Kaffee, die sie ihren Gästen vorsetzt,

an Dollar und Mark denken und die Kuchenstücke auf dem Teller vorsichtig abzählen muß! Burgunder und Champagner mögen dann den fremden Nationen überlassen bleiben, und die 10—12 verschiedenen Kompottschüsseln, die der Stolz einiger Rostocker Professorenfrauen zu sein pflegten, mögen dauernd der Geschichte angehören.

Allmählich bildete sich in Rostock neben dem offiziellen gesellschaftlichen Verkehr ein engerer und vertrauterer Kreis etwa gleichaltriger Kollegen und ihrer Frauen, zu dem besonders der Chemiker JACOBSEN, der Zoologe GRENACHER, der Anatom MERKEL, der Pharmakologe GAEHTGENS und die Juristen BRIE, ZITELMANN und KAHL gehörten. Mit ZITELMANN'S und KAHL'S waren wir später in Bonn wieder zusammen, und den verehrten Freund KAHL, den ehrenfesten, redengewandten Patrioten und treuen Hüter des Rechtes im Reichstag, dessen Töchter mit den unsrigen in Bonn Freundschaft geschlossen, habe ich noch jetzt mitunter wiederzusehen die Freude. Die anderen alten Freunde und Freundinnen sind fast alle vor uns dahingegangen, einzelne nach schweren Schicksalsschlägen durch den Krieg.

Nahe befreundet wurde ich mit dem Orientalisten PHILIPPI, dem Sohn des Theologen, einem hervorragend gescheiten und mit schlagfertigem Witz begabten Manne in meinem Alter. Auf einer Reise nach Kopenhagen und Marienlyst hatten wir uns näher kennengelernt. Unverheiratet und einsam lebend, hatte er Freude an unserer sich von Jahr zu Jahr mehrenden kleinen Kinderschar und nahm gern an Spaziergängen und an den Fahrten zu Wasser nach Warnemünde teil. Die Früchte seines wissenschaftlichen Fleißes und seines Talentes sollte er nicht ernten. Um die Zeit unserer Übersiedelung von Rostock nach Bonn wurde er von einem mit Lähmungen verbundenen Gehirnleiden betroffen, das seiner Lehrtätigkeit ein Ende bereitete. Er lebte noch eine längere Reihe von trüben und vereinsamten Jahren unter der treuen Pflege seiner Schwester, bis ihn der Tod erlöste.

Außerhalb des Kreises der Universität fanden wir sehr freundliche Aufnahme im Hause des Oberlandesgerichts-

präsidenten und früheren Professors in Zürich ERXLBEN, dessen Frau, geb. GRIESEBACH, eine Schwester der Frau v. LANGENBECK war. Mit der Tochter war meine Frau von Straßburg her befreundet.

Sonst waren die verschiedenen Gesellschaftskreise scharf von einander getrennt, jeder verkehrte mit seinesgleichen, was zu einer gewissen Eintönigkeit führte. Wir Professoren hatten es insofern noch am besten, als in den verschiedenen Fakultäten verschiedene z. T. sehr auseinandergelungene geistige Interessen vertreten waren, und man in der Unterhaltung leicht Gelegenheit fand, einen Einblick in fremde wissenschaftliche Arbeitsgebiete und andersartige Lebensanschauungen zu gewinnen. Auch später in Bonn und Leipzig haben wir einen Teil unserer besten Freunde in den anderen Fakultäten gehabt, und mit besonderer Freude und Dankbarkeit denke ich an die anregenden und lehrreichen Abende in dem geschlossenen Kreise von Kollegen zurück, dem sogenannten Kränzchen, in dem ich in Bonn Aufnahme fand. Eine Reihe von geistvollen Gelehrten und Forschern gehörten ihm an, die Philologen BÜCHELER, NISSEN und USENER, der Archäologe KEKULÉ, der Kunsthistoriker KARL JUSTI, der Botaniker STRASBURGER, die Juristen KAHL und ZITELMANN, der Theologe SELL u. a. Wir kamen jeden Monat einmal zusammen, und der Wirt hielt vor dem Abendessen einen Vortrag aus seinem Gebiete. Der dann leider jung verstorbene geniale, liebenswürdige und bescheidene Physiker HEINRICH HERTZ zeigte uns dort seine ersten Experimente über die elektrischen Wellen, die von grundlegender Bedeutung für die Erfindung der drahtlosen Telegraphie geworden sind. Ein ähnlicher vertrauter Kreis war in Leipzig die Päonia, in der ich mit HEINRICI und RIETSCHEL von der theologischen, STROHAL von der juristischen, F. HOFMANN von der medizinischen, mit BÜCHER, HEINZE, KIRCHNER, LAMPRECHT, PARTSCH, WINDISCH von der philosophischen Fakultät in anregendem freundschaftlichen Verkehr stand. Nur fehlte es hier an den inhaltreichen Bonner Vorträgen.

Des Abends trafen sich in Rostock gelegentlich einige

der jüngeren Kollegen bei einem Glase Bier in der Restauration von FRIEMANN in der Friedrich-Franz-Straße, die bei allen Feinschmeckern berühmt war wegen des Frühstücks nach schwedischer Art, das man dort vormittags für 1 Mark vorgesetzt bekommen konnte, eine erlesene Auswahl von etwa einem Dutzend Gerichten kalter Küche, Flunder, Spickaal, Lachs, Wurst, Käse, Rettig usw. An dem dortigen Stammtisch saß abends häufig der Afrikareisende POGGE, ein geborener Mecklenburger. Nicht selten erschien bei FRIEMANN auch ein junger aus Frankfurt a. O. gebürtiger Sekondeleutnant im Mecklenburgischen Infanterieregiment Nr. 90, eine unter setzte stämmige Gestalt, auf der Brust die Rettungsmedaille, die er sich durch zweimaliges mutiges Einsetzen des Lebens zur Rettung Ertrinkender verdient hatte, ein wegen seiner schneidigen Art, seines Humors und seiner unverwüstlichen Heiterkeit gern gesehener Gast. Man fürchtete nur mitunter, sein ungebundenes Benehmen, sein germanischer Durst und seine übermütigen Einfälle möchten seiner militärischen Laufbahn eines Tages ein Ende bereiten können. An einem Pfingsttage wurde von einer größeren Gesellschaft von Herren auf einem zu dem Zweck gecharterten kleinen Dampfer eine Fahrt nach der dänischen Insel Møen unternommen, die mit ihren Kreidefelsen und Buchenwäldern ähnliche eigenartige Landschaftsbilder darbietet wie die Insel Rügen. Auf der Rückfahrt am späten Abend ging die See hoch, und das Rollen des Bootes begann etwas unangenehm zu werden. Plötzlich erscholl aus dem Dunkel der Nacht von der hin- und herschwankenden Spitze des Mastes herunter Kommersgesang. Unser Leutnant, diesmal im Zivilanzug, hatte sich da oben mit einer Flasche Champagner ein ungestörtes behagliches Plätzchen ausgesucht. Niemand ahnte, welche Dienste die überschäumende Jugendkraft dieses jungen Mannes dem deutschen Vaterlande noch leisten würde. Es war HERMANN WISSMANN, der spätere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Der runde Tisch bei FRIEMANN, an dem POGGE, ein im allgemeinen schweigsamer Mann, gelegentlich einiges von seinen Erlebnissen und Abenteuern im schwarzen Erdteil in

fesselnder Erzählung zum besten gab, wurde die Stätte, wo die beiden Männer sich kennen lernten, und wo in WISSMANN der Entschluß reifte, sich POGGE bei seiner nächsten Forschungsreise anzuschließen. Er bereitete sich durch den Besuch einiger Vorlesungen an der Universität noch etwas für die Reise vor, und im Herbst 1880 fuhren beide nach Loanda an der Westküste von Afrika, von wo sie im Februar des nächsten Jahres im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in das Innere bis Njangwe am Kongo vordrangen. Hier kehrte POGGE um, während WISSMANN ostwärts weiter zog und im November 1882 nach glücklicher Durchquerung des Erdteils bei Saadani in der Bucht von Sansibar die Ostküste erreichte. POGGE sollte das Vaterland nicht wiedersehen, er starb 1884 in Loanda, erst 46 Jahre alt. Nicht weit von der Stelle, wo die beiden Männer ihre gemeinschaftliche Reise planten, erhebt sich jetzt in Rostock das Denkmal, das ihm seine Landsleute gesetzt haben. Unsere Kolonie Ostafrika, deren Gründung und Blüte wir WISSMANN'S Tatkraft in erster Linie verdanken, ist nach mutigem Verteidigungskampf ein Raub der Feinde geworden. Es ist mit WISSMANN'S Lebenswerk schließlich ebenso gegangen wie mit der Arbeit früherer deutscher Forschungsreisender, der Gebrüder SCHLAGINTWEIT, SCHWEINFURTHS, HEINRICH BARTHS, SCHNITZLERS (EMIN PASCHAS), CARL PETERS' und NACHTIGALLS, der praktische Gewinn ist lediglich anderen Nationen zugute gekommen, die uns damit gedankt haben, daß sie die ebenso alberne wie verlogene Behauptung in der Welt verbreiteten, wir Deutschen seien weder fähig noch moralisch berechtigt, Kolonien zu verwalten. Hat irgendeine Nation mehr oder auch nur ebensoviel für das Wohl der Bevölkerung in den Kolonien geleistet wie die deutsche, allein schon durch die wissenschaftlichen Entdeckungen von ROBERT KOCH und seinen Schülern und die planmäßige Bekämpfung verheerender Volksseuchen, wie z. B. der Schlafkrankheit? Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, aber seine Urteilssprüche sind oft ebenso ungerecht wie die der französischen Kriegsgerichte an Rhein und Ruhr.

Dem Beginn der Vorlesungen ging die Einführung von uns drei Neuberufenen in das Concilium integrum der Professoren in dem Universitätsgebäude voraus. Letzteres ist ein modernes Gebäude am Blücherplatz, von dem die malerische leicht gebogene Blutstraße an alten schönen Giebelhäusern aus Backstein vorbei nach dem Marktplatz hinführt. Vor der Universität steht die Statue des in Rostock geborenen Feldmarschall Vorwärts, von hohen schattigen Bäumen umgeben, über dem Portal begrüßt den Eintretenden die sinnige Inschrift: *Doctrina multiplex veritas una*. Das allgemeine Konzil umfaßt alle Professoren, die, secundum ordinem nach dem Datum ihrer Bestallung um einen langen grünen Tisch placiert, unter dem Vorsitz des Rektors tagen, alle wichtigeren die Universität betreffenden Fragen, z. B. auch die Vorschläge der Fakultäten für Berufungen, beraten und darüber durch Abstimmung beschließen. Diese sozusagen demokratische Einrichtung, die nur an wenigen anderen Universitäten besteht, hat ihre Vorteile und ihre Nachteile. Sie stärkt das sich sonst leicht lockernde, an großen Universitäten sich fast ganz lösende Band der Universitas literarum, hält in jedem einzelnen das Interesse am gemeinsamen Ganzen wach und gibt den Eingaben an die Regierung größeres Gewicht, andererseits raubt es den Professoren, die alle verpflichtet sind, sämtlichen Verhandlungen des Konzils beizuwohnen, viel Zeit, verzögert bei Berufungen den Geschäftsgang und kann hierbei auch zu unerwünschten Quertreibereien von seiten zu einem sachlichen Urteil gar nicht befähigter Konziliaren führen. Das Concilium arctius wird gebildet von dem Rektor, dem Vorgänger desselben, dem Vorgänger des Exrektors, dem neugewählten Rektor und dem Assessor perpetuus. Letzterer, ein Mitglied der Juristenfakultät, wird von dem Gesamtkonzil auf Lebenszeit gewählt und hat als einziges bleibendes am meisten geschäftserfahrenes Mitglied ein entschiedenes Übergewicht über die anderen Mitglieder, das damals öfters zu einer unliebsamen Bevormundung des jeweiligen neugewählten Rektors führte.

In den Sitzungen des Gesamtkonzils ging es meist ziemlich

steif her. Besonders die älteren Kollegen von der Juristenfakultät sorgten dafür, daß die altüberlieferten Formen gewahrt wurden. Den vornehmen Ständen, zu denen auch die Professoren gehörten, hatte zur Zeit, als im amtlichen Verkehr noch die lateinische Sprache herrschte, der Ehrentitel Dominus zugestanden. So hieß es denn in der Debatte: „Dominus Assessor perpetuus haben soeben bemerkt, daß — —“ „Dominus collega N. N. wollen nicht verkennen, daß — —“ usw. Erregte Wortgefechte wechselten mit herzlich langweiligen Verhandlungen über ziemlich gleichgültige Dinge ab. Mitunter fiel ein erlösendes Witzwort, wie z. B. in einer Sitzung des Konzils, als ich demselben noch nicht angehörte. Neben dem Universitätsgebäude ging damals ein schmaler, nur für Fußgänger passierbarer, abkürzender Durchgang nach der nächsten Straße. Er hieß der Kathagen (Katzenheg). Einige Professoren hatten über Störung ihrer Vorlesung durch das Geräusch der Passanten geklagt, und es sollte beschlossen werden, ob der Durchgang geschlossen werden oder offenbleiben sollte. In längeren Reden wurde darüber hin und her gestritten. Da erhob sich der alte Theologe PHILIPPI und sagte mit feierlicher Stimme: *Ceterum censeo Cathaginem esse delendam.*

Unter den würdigen Konziliaren waren einige Originale, wie man sie wohl nur unter Gelehrten findet. Ein betagter Philologe hatte die Gewohnheit, nachmittags bei jedem Wind und Wetter mit einem nicht viel jüngeren froschgrünen Mantel angetan einen längeren Marsch auf der Chaussee nach Bramow zu unternehmen, wobei er Homerverse oder Horazoden deklamierte. Blies der Wind ihm zu energisch in das Gesicht, so drehte er sich um und drang rückwärts vor. Ich bin ihm so wiederholt begegnet, verbürgen kann ich aber nicht die Erzählung, er habe einmal vergessen, sich noch einmal umzudrehen, und sei statt zurück nach Rostock nach Wismar gekommen. Ein noch älterer Kollege pflegte, wenn er auf seine große Frische trotz der hohen Zahl der Jahre angeredet wurde, zu sagen: „Ja sehen Sie, ich habe auch immer körperlich und geistig mäßig gelebt.“

Im schriftlichen amtlichen Verkehr stand der alte Kurialstil noch in schönster Blüte. Es schickte sich, daß in dem Glückwunschsreiben zum Geburtstage des Großherzogs der Rektor und alle Konziliaren vor Serenissimo „erstarben“. Wenn ich in den Ferien um Urlaub eingekommen war, erhielt ich ein mit F. F. unterzeichnetes Kabinettschreiben: „Wir Friedrich Franz, Großherzog usw. erteilen euch den von euch erbetenen Urlaub in das Ausland hiermit in Gnaden.“ Das W. und das G. war so groß und so reich verschnörkelt geschrieben, das e im „euch“ so klein wie möglich. Aber es waren dieses leere Formen. Die uns bei Berührungen mit dem Hof und von dem Ministerium zuteil werdende Behandlung war durchaus keine despektierliche. Daß eine amtliche Eingabe unbeachtet und sogar unbeantwortet geblieben wäre, wie das später der Bonner medizinischen Fakultät in wichtigen Dingen passieren konnte, und daß man, in das Ministerium bestellt, zwei Stunden hätte antichambrieren müssen, wie es bei dem allgewaltigen Referenten in Universitätsangelegenheiten ALTHOFF in Berlin Brauch wurde, wäre undenkbar gewesen.

Die medizinische Fakultät zeichnete sich vor den anderen durch ihren festeren Zusammenhalt aus. Wir verdankten ihn der klugen, wohlwollenden, vermittelnden Persönlichkeit unseres Seniors, des inneren Klinikers THEODOR THIERFELDER, dem sich jeder gern unterordnete, sowie dem Bestehen der sog. Corona medica. In ihren allmonatlichen abendlichen Zusammenkünften in den Häusern der Mitglieder wurden beim Glase Wein die Fakultätsangelegenheiten in unverbindlicher Form besprochen, während die eigentlichen Beratungen und die Beschlüsse, besonders in Berufsangelegenheiten natürlich auf die offiziellen Fakultätssitzungen verspart wurden. In der Corona einigten wir uns gewöhnlich auch über die Person des zu wählenden Rektors. —

Meine klinische Vorlesung begann ich mit sechs Praktikanten, das Kolleg über spezielle Chirurgie mit vier Zuhörern. Der Operationssaal, in dem der Unterricht stattfand, war ein sehr geräumiges Zimmer mit einem großen seitlichen Fen-

ster und einer die Decke stützenden Säule in der Mitte. Neben der Säule stand der alte hölzerne Operationstisch, um den die Praktikanten sich stehend gruppierten, in einer Ecke ein Katheder mit einigen Stühlen davor für die theoretische Vorlesung. Eine Staffelei mit Wandtafel, einige Atlanten und eine kleine Zahl von photographischen Aufnahmen vervollständigten den Unterrichtsapparat.

Ogleich nicht an jedem Tage Klinik gehalten wurde, war es oft schwierig, die Stunden auszufüllen, besonders wenn die Chausseen und Landwege zugeschnitten waren, und das poliklinische Wartezimmer neben dem Operationssaal leer blieb. Denn bei dem oben erwähnten geringen Krankenbestand der Klinik war der Unterricht in erster Linie auf die Ausnutzung der Poliklinik angewiesen. Saß dann z. B. im Wartezimmer nur ein Mann, der angab, es stecke ihm ein Knochenstück im Halse, während die Untersuchung ergab, daß die Speiseröhre schon wieder frei geworden war, so wurde mit dem Praktikanten ausführlich besprochen, wo der Knochen, wenn er steckengeblieben wäre, wahrscheinlich gegessen haben würde, wie man ihm hätte beikommen können, welche Gefahren dem Manne nach vergeblichen Extraktionsversuchen gedroht haben würden, wie man bei anderen Fremdkörpern im Magen und Darmkanal vorzugehen habe usw., bis dann der erlösende Glockenschlag den Ablauf der klinischen Stunde anzeigte. Ein erhebliches Kontingent in der Poliklinik bildeten die Zahnkranken, an denen der Verlauf der Parulis demonstriert werden konnte. Auf einer Praktikantentafel aus dem Jahre 1880, die ich zufällig noch besitze, stehen die Namen von zwölf Praktikanten, von denen jeder bei 3—4 klinischen, bei etwa 20 poliklinischen und bei 10—12 Zahnkranken, meist zum Zahnziehen, aufgerufen wurde, und die auch mit ganz seltenen Ausnahmen zur Stelle waren.

Für die Studierenden hatte die bedauerliche Knappheit des Unterrichtsmaterials auch ihre gute Seite. Sie führte dazu, daß der Schwerpunkt des Unterrichts sich von der operativen Chirurgie mehr nach der Grundlage allen ärzt-

lichen Handelns, der Diagnostik, hin verschob, die für die Ausbildung des praktischen Arztes von weit größerer Bedeutung ist als die Einübung chirurgischer und spezialisierter Techniken, die in gründlicher Weise doch nur durch eine mehrjährige Assistententätigkeit erlernt werden können. Ohne es gelernt zu haben, bei einem Abszeß die Fluktuation zu fühlen und wahre Fluktuation von Scheinfluktuation zu unterscheiden, was bekanntlich nicht immer so leicht ist wie es aussieht, wird keiner meiner damaligen Zuhörer die Universität verlassen haben. Später in Bonn und Leipzig machte die große Zahl der Studierenden es unmöglich, sich mit jedem einzelnen so eingehend zu beschäftigen, die Übung im Diagnostizieren habe ich aber auch hier immer für eine Hauptaufgabe des klinischen Unterrichts gehalten. Und auch für die eigenen Gedanken war die geringe Zahl der Kranken und die freie Zeit, die die Berufstätigkeit übrig ließ, von Vorteil. Beckenhochlagerung und Varizenoperation verdanken der Rostocker Zeit ihren Ursprung. Die Fülle des Beobachtungsmaterials großer Kliniken bringt Erfahrung und Übung, die eigenen Gedanken kommen dabei leicht zu kurz. GALILEI soll sich die Pendelgesetze an der einen schwingenden Lampe im Dom zu Pisa klargemacht haben.

Es bestand die hübsche Sitte, daß die vier Kliniker, also damals THIERFELDER, der Ophthalmologe v. ZEHENDER, der Gynäkologe SCHATZ und ich während des Sommersemesters einmal alle Fakultätskollegen und sämtliche Studierenden aus den klinischen Semestern zu einer Landpartie einluden. Zu Wagen oder auch in einem kleinen Dampfschiff, das in dem angehängten Boot Proviant, Bierfäßchen, Tische und Bänke durch die Fluten des Breitling hinter sich herzog, ging es in irgendeinen abgelegenen schattigen Wald, wo dann umhergewandert und bis in die Nacht hinein kommersiert wurde. Etwas bedenklich wurde einmal das Vergnügen, als der Steuermann dem Bier zu ergiebig zugesprochen hatte, auf dem flachen Gewässer im Dunkeln die Richtung verfehlte und sich wiederholt festfuhr. Um das Schiff zu erleichtern und wieder flott zu machen, mußte ein Teil der

Passagiere im Finstern vorübergehend in das angehängte Boot hinüberklettern, was aber ohne Unfall abging.

Die Verwaltung des Krankenhauses lag in den Händen einer städtischen Deputation und ließ einiges zu wünschen übrig. Den Unterbeamten sah man nicht genügend auf die Finger. Die Matratzen wurden von Semester zu Semester härter, und als ich, durch das Mienenspiel von SCHLÄFKE mißtrauisch gemacht, einige zur Probe auftrennte, stellte sich heraus, daß beim Aufarbeiten nicht das von einem ehrsamem Rat bezahlte Roßhaar, sondern Seetang, Heu u. dgl. hineingestopft war. SCHLÄFKE war der tüchtige Stationswärter und Operationsdiener, ein kreuzbraver, gutherziger Mann, der, wie ich erst später hörte, manchem armen Kranken bei der Entlassung noch etwas von seinen Ersparnissen mit auf den Weg gab. Als guter Mecklenburger war er für alles Neue schwer zu haben. Daß es nicht immer so blieb, wie es west war, daß manches bei KÖNIG anders gemacht war wie bei SIMON, und bei mir sich wieder einiges änderte, wollte ihm nicht recht in den Sinn. Ebensowenig konnte er sich mit den modernen pathologischen Anschauungen befreunden. Als ich einmal einen Fall von Erysipel vorstellte und die Ätiologie besprach, fiel mir der stille und bescheidene Mann plötzlich in das Wort: „Herr Professor, das's anners, hei haad sich verfiert,“ der Kranke sollte die Rose durch Schreck bekommen haben.

Für die wissenschaftlichen Aufgaben der Kliniken hatte die Verwaltung kein besonderes Interesse. Das Recht, nach dem Tode eines Kranken die Sektion vorzunehmen, stand uns nur dann zu, wenn er zum Domanium gehört hatte. Bei städtischen Kranken wurde die Leiche in einen provisorischen Sarg gelegt, und dieser mit dem Rostocker Greifensiegel verschlossen. Dann mußte bei den Verwandten und auch bei solchen, die sich um den Lebenden nicht gekümmert hatten, herumgefragt werden, ob sie wohl mit der Sektion einverstanden sein würden, worüber bestenfalls zum Schmerz des pathologischen Anatomen PONFICK (später A. THIERFELDER) kostbare Zeit verloren ging.

Weniger erfreulich als die Lehrtätigkeit war im allgemeinen die Arbeit in der Großherzoglichen Medizinalkommission, einer seit 1830 bestehenden Behörde, die Obergutachten in gerichtsärztlichen Dingen abzugeben und ein Aufsichtsrecht über das Medizinalwesen im Lande hatte. Es gehörten ihr an THIERFELDER, SCHATZ, der Physiologe AUBERT und ich als ordentliche, der Chemiker JACOBSEN und der greise Botaniker RÖPER als außerordentliche Mitglieder, eine eigentümliche, nicht mehr ganz zeitgemäße Zusammenstellung. Ein Advokat und der Pedell KLAPPROTH, das Muster eines zuverlässigen und umsichtigen Unterbeamten, sorgten für den regelrechten Gang der meist schriftlichen Verhandlungen. Die Gutachten mußten sich oft auf unzureichende Protokolle und mangelhafte Sektionsberichte stützen, so daß man verschiedener Meinung sein konnte, und auch die Form, in der der betreffende Referent das Gutachten entworfen hatte, gab nicht selten Anlaß zu übel vermerkten kritischen Randbemerkungen und zu Abänderungsvorschlägen, über die man sich dann nur mit Mühe einigen konnte. Zu unterschreiben hatten das fertige Gutachten wir alle vier. Ich war ganz froh, als ich mit dem Fortgang von Rostock diese Art von gemeinschaftlicher Gutachtertätigkeit los wurde, mich auf Gutachten beschränken konnte, die in das Gebiet der Chirurgie fielen, und nur das zu unterschreiben brauchte, was ich selbst geschrieben oder unter meiner Anleitung hatte schreiben lassen. In Schwerin traute man uns eine große Vielseitigkeit der Kenntnisse zu. Eines Tages fand ich auf meinem Schreibtisch ein frisches Aktenstück mit der Aufschrift: Über die dumme Stute des Erbpächters N. N. Es handelte sich um die Frage, ob das Tier schon vor dem Verkauf auf dem Neubrandenburger Pferdemarkt am Koller gelitten habe, oder ob es dadurch kollerig geworden sei, daß der Knecht des Käufers es auf dem weiten Weg nach Hause durch zu langes scharfes Reiten durch die Sonne überanstrengt habe. Wir rieten, den Fall lieber der Tierarzneischule in Berlin zur Begutachtung zu unterbreiten.

Nach Jahresabschluß liefen bei der Medizinalkommission

die Berichte der Physizi über in ihrem Bezirk aufgetretene epidemische Krankheiten und Viehseuchen, über hygienische Maßnahmen und auch über das Verhalten der Witterung ein, aus denen wir dann für die Regierung einen Generalbericht zusammenzustellen hatten. Schwierig wurde die Sache, wenn der Physikus des einen Bezirks von dem Vorherrschen westlicher Winde und meist niedrigem Barometerstand berichtete, und der andere in seinem nicht weit davon gelegenen Bezirk mehr östliche Winde und hohen Luftdruck beobachtet hatte. —

Die nächste Umgebung von Rostock ist arm an landschaftlichen Reizen. Das anmutig gelegene Doberan mit seiner alten gotischen Klosterkirche, die dicht an das blaue Meer herantretenden Buchenwäldungen von Heiligendamm und das einsame idyllische Müritz, damals noch nicht als Seebadeort entdeckt, waren vor dem Bau der Bahn von Stralsund nach Wismar nur schwer zu erreichen. Doch wurde von uns in jedem Sommer, wenn Verwandte oder Freunde zu Besuch kamen, eine Wagenfahrt nach Heiligendamm unternommen. Nach Warnemünde führen im Sommer regelmäßig kleine Dampfboote, einmal haben wir uns dort mit den Kindern für einige Wochen eingemietet. Der Ort war noch klein, hinter der Häuserreihe am „Strom“ entlang kam man bald auf freies Feld. Das erfrischende Seebad, das Ein- und Auslaufen des Dampfers, der den Verkehr mit Dänemark vermittelte, das Ausladen der vom Fischfang zurückkommenden Boote, für den Einheimischen auch das Beobachten des lieben Nachbarn durch die Scheiben der Glasverschlüsse an der Häuserfront boten abwechslungsreiche Unterhaltung.

Gern wechselte man ein paar Worte mit dem Strandvogt und Lotsenkommandeur JANTZEN. Er war in ganz Mecklenburg bekannt und hochangesehen, ein echter Seemann. Recht wohl wurde ihm erst, wenn das Wettersignal am Mast vor seinem Hause auf Sturm stand, wenn die Wellen über die steinerne, damals noch niedrige Mole hinwegbrandeten, und ein im Kampf mit den Elementen vergeblich im Hafen Zuflucht suchendes Schiff gesichtet war. Dann stieg er

mit seinen todesmutigen Lotsen in das schnell klargemachte große Ruderboot und steuerte es mit sicherer Hand durch die Brandung hinaus in die tobende See. In ängstlicher Spannung verfolgte das Auge des Zuschauers das bald hinter den Wasserbergen verschwindende, bald wieder auftauchende Boot, bis dieses nach gelungenem Rettungswerk die Einfahrt in den Hafen glücklich wieder erreicht hatte.

Sein Bruder war ebenfalls ein früherer Schiffskapitän. Ich lernte ihn kennen, als ich in Warnemünde bei seiner Frau eine eingeklemmte Hernie operierte, wobei er zusah und mir mit der Wachstockfackel leuchtete. In früheren Jahren hatte seine Frau ihn auf dem Segelschiff begleitet, in der Gegend von Feuerland war sie niedergekommen, und der Ehemann, Geburtshelfer und Wochenpfleger hatte an der unwirtlichen Küste, den Revolver in der Hand, an Land gehen müssen, um frisches Trinkwasser zu holen.

Von den Rostocker Segelschiffen fuhren viele zwischen Indien und China mit Frachten für englische Rechnung, ein halbseitig gelähmter Matrose, der im Krankenhaus mit Wärterdiensten aushalf, hatte sich von dort als Andenken an chinesische Seeräuber eine im Schädel steckende Kugel mitgebracht.

Wenn sie sich zur Ruhe setzten, bezogen die Kapitäne und Steuermänner gern ein Häuschen an der Küste, wo das Auge den Sternenhimmel überschauen und das Ohr sich an dem Rauschen des Meeres erfreuen konnte. Der immer frisch gescheuerte Fußboden, das an der Wand eingerahmt hängende Bild des Schiffes, eine chinesische Vase, ein Götzenbild oder dergleichen erinnerten in der Stube an das bewegte frühere Leben des Besitzers.

Eine solche Ansiedelung von zerstreut liegenden Schifferhäusern war Dänendorf hinter dem Städtchen Ribnitz, einige Meilen von Rostock entfernt. Eines Sonntags, es war am 12. Februar 1876, erhielt ich gegen Abend eine von einem Ribnitzer Arzt unterzeichnete Depesche, die mich zu einem bräunekranken Kinde nach Dänendorf rief. Es tobte gerade ein heftiger Sturm, die Rostocker Droschke brachte mich

und meinen Assistenten DR. REUTER mit den Tracheotomieinstrumenten auf der Chaussee bis Ribnitz, weiter erklärte der Kutscher wegen des Sturmes und der sandigen Wege nicht fahren zu können. So klopfen wir den Posthalter heraus und ließen uns einen leichteren offenen Wagen anspannen. An der Wohnung des Arztes wurde nicht geöffnet, er war wohl über Land. Auf dem Küstenweg blies der Wind mit ungläublicher Kraft, Eisnadeln peitschten das Gesicht, trotz Pelzmantels glaubte man in Hemdsärmeln zu sitzen. In dem weit auseinander gezogenen Dänendorf war nirgends Licht in einem Hause zu entdecken. Nach längerem Hin- und Herfahren und vergeblichem Peitschenknallen wollten wir schon zurückfahren, als eine Haustüre aufging und ein Mann im Schlafrock an den Wagen trat. Er leuchtete mir mit der Blendlaterne in das Gesicht und sagte nur: „Sind Sie denn der Geheimrat DIERFELDER?“ und als ich mich auf die Depesche berief, „Ja, ich wollte doch den Geheimrat DIERFELDER haben.“ — Wie es dem Kinde gehe? — „Ja dat schlöppt nu all!“ Ich ging hinein, das Kind ruhte friedlich in Morpheus' Armen, die Atmung war vollständig frei. Es stellte sich heraus, daß der Ribnitzer Arzt die Depesche mit der Anweisung aufgeschrieben hatte, sie im Falle der Verschlimmerung aufzugeben, und als ich dem Mann Vorwürfe machte, daß er mich ohne Not herbeigerufen und nicht dafür gesorgt habe, daß ich sein Haus finden konnte, war die Antwort: „Das dacht' ich doch auch nicht, daß Sie so schnell kommen würden.“ Des Morgens glücklich wieder zu Hause angelangt, fand ich meinen bretternen Gartenzaun und eine Anzahl alter Bäume auf dem Wall umgeweht. Der Sturm war über ganz Deutschland hinweggebraust. Auch im Walde von Kloster Arnburg in der Nähe von Gießen, wo der 90jährige Großvater meiner Frau seit 1804 als Oberförster und Rentamtmanu des Grafen VON SOLMS-LAUBACH lebte, hatte er große Bäume entwurzelt.

Land und Leute lernte man auf solchen Konsultationsfahrten, die aber sonst ganz behaglich und nicht so abenteuerlich verliefen wie diese eine, gut kennen. An schönen

Sommertagen war es eine Freude, in flinkem Gespann an wogenden Kornfeldern und saftig grünen Wiesen, an schattigen Gehölzen und kleinen Landseen vorbeizujagen und überall die fleißigen Leute bei ihrer Arbeit zu beobachten, bis der Herrensitz mit seinem weithin erkennbaren Park erreicht war, und die feurigen Pferde vor der Treppe des Gutshauses aus vollem Trabe prompt haltmachten. Bei dem Empfang kam es dann wohl vor, daß die üblichen Honneurs zunächst nicht mir, sondern einem mit stattlichem Bart begabten älter und würdiger aussehenden Assistenten als vermeintlichem Professor zuteil wurden. Recht langweilig, zeitraubend und ermüdend konnten dagegen im Winter die langen Fahrten auf dunklen, durch Schnee und Eis unwegsam gewordenen Straßen sowie das Warten auf Zuganschlüsse auf den Bahnhöfen sein, wenn im Wartesaal nur über dem Büfett eine kümmerliche Hängelampe brannte, und an den Tischen 2 bis 3 in Pelze gehüllte schweigsame Leidensgenossen ihr Glas Grog tranken. Für die Zeit mußte man sich in Mecklenburg überhaupt an ein anderes Maß gewöhnen: Freund THIERFELDER, den überall beehrten, der zeitweise mehr auf der Achse war als zu Hause, habe ich nicht beneidet.

Das patriarchalische Regiment der Gutsherren war mit wenigen Ausnahmen ein fürsorgliches und wohlwollendes. Die Tagelöhner und ihre Familien mußten sich vielfach mit ärmlichen Wohnungen in den strohgedeckten Katen zufriedengeben, im übrigen litten sie keine Not, und in Krankheitsfällen fehlte es nicht an persönlicher Anteilnahme und Hilfe. Das Gebundensein an die Scholle, dem sich der jugendliche Überschuß der Bevölkerung durch Auswanderung nach Amerika entzog, war durch das Freizügigkeitsgesetz des Norddeutschen Bundes rechtlich beseitigt, in praxi bestand es, zu einer nicht drückenden Gewohnheit geworden, noch fort, und auch sonst erinnerte manches an die frühere Leibeigenschaft. Würdige alte Männer und Frauen wurden von dem jungen Gutsherrn mit Du angeredet, und ein Syndikus der Ritterschaft, den ich behandelte, regte sich darüber auf, daß

ich seine treue ältliche Krankenwärterin mit Frau Schulz anredete, zu solchen Personen sage man doch Schulzen ohne den Titel Frau.

In den Gestalten von Onkel Bräsig, Hawermann, dem ollen Roggenbohm usw. ist die Eigenart der mecklenburgischen Bevölkerung, besonders ihr behaglicher, treuherziger Humor, von Fritz Reuter meisterhaft gezeichnet, und die kernige Kraft der plattdeutschen Sprache ist durch seine Schriften den Deutschen aller Mundarten aufs neue lebendig vor Augen geführt worden. Ebenso wie mein Vorgänger KÖNIG habe ich meine dortigen Patienten bald lieb gewonnen. Zunächst machte die Verständigung einige Schwierigkeit, wenn ich ihre plattdeutschen Ausdrücke nicht verstand. Hatte man den Leuten helfen können, so war ihr Vertrauen unbegrenzt. Ein nicht mehr in der Jugendblüte stehendes Mädchen vom Lande, das ich von einer großen Unterleibsgeschwulst befreit hatte, kam später in meine Sprechstunde, um mich wegen eines wiederum an sie herangetretenen Heiratsantrages zu konsultieren. Ich glaubte, sie wolle sich über etwaige Aussichten auf Kindersegen informieren, sie aber sagte: „Ne, das 's dat nich, dat mein 'k nich. Ick weit blot nich, wat ick dorbi dauhn sall, un dor segg ick to minen ollen Vadder: Ick gah tau 'n Professor, dei hett mi hulpen un nu möt hei mi seggen, wat ick dauhn sall.“ Ich konnte dem Vater nur zustimmen, daß es, wenn sie überhaupt heiraten wolle, nun wohl an der Zeit sei.

Imponierend war oft die an den Fatalismus der Orientalen erinnernde Ruhe und Ergebenheit, mit der Unheilbare dem Ende entgegensahen. Als ich einen solchen noch im besten Mannesalter stehenden Kranken, bei dem an eine Operation nicht mehr zu denken war, mit aller mir zu Gebote stehenden Diplomatie nach Möglichkeit zu vertrösten versucht und dann im Nebenzimmer dem Bruder die Hoffnungslosigkeit der Lage auseinandergesetzt hatte, sagte dieser nachher zu dem Kranken: „Hei seggt ja nu ok, du möt starwen“, worauf die beiden in aller Ruhe die Erbschaftsangelegenheiten zu besprechen begannen.

Mein Verhältnis zu den praktischen Ärzten gestaltete sich so freundlich, wie das später unter veränderten Bedingungen nicht immer ganz möglich war. Vor Einführung der Krankenversicherung kam es nicht zu Kollisionen zwischen den Interessen des akademischen Unterrichts und den wirtschaftlichen Interessen der Ärzte. Meinem Nachfolger in Rostock, MADELUNG, gelang es sogar, sich mit den Ärzten des Landes zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit zu verbinden, deren Frucht, eine Monographie über die im schafzuchtreichen Mecklenburg besonders häufig vorkommende Blasenwurmkrankheit, von bleibendem Werte ist. (MADELUNG: Beiträge mecklenburgischer Ärzte zur Lehre von der Echinokokkenkrankheit. Stuttgart 1885). Das Lob, das meiner Tätigkeit als Konsiliarius beim Abschied von Rostock in Versen gesendet wurde, möchte ich für mich behalten, dagegen als Zeichen des freundschaftlichen Verhältnisses zu der Rostocker Ärzteschaft ein zum 25. Doktorjubiläum des trefflichen Stadtphysikus Dr. LESENBERG von mir verfaßtes Karmen mitteilen, das bei der Festfeier des ärztlichen Vereins im Gasthof zur Sonne zum besten gegeben wurde.

Gaudeamus igitur
 Medici fideles!
 Post illuminationem
 „Solis“ et libationem
 Nos habebunt feles.

Propinat Asclepius,
 Bibite sodales!
 Cum Apolline sorores
 Nobis „faciunt honores“
 Novem immortales.

Amant Musae et Dii
 Virum perhumanum,
 Nunc doctorem recreatum,
 Novo laureo donatum,
 „Lectorimontanum“.

Vivat, quem haec civitas
 Physicum creavit,
 Qui per quinque jamjam lustra
 Saepe gratis, nunquam frustra
 Homines curavit!

Ubi est, qui miseris
 Melior amicus?
 Thermometro febres pellit,
 Manu foetum vertit vellit
 Dexterâ pudicus.

Vita nostra brevis est,
 Longam reddit Ille.
 Alvum purgat, trahit dentes,
 Sanat corpora et mentes.
 Vivant Chamomillae!

Vivat noster physicus,
 Vivat visitator!
 Saepe juvat, nunquam necat
 Et necatos rite secat,
 Est examinâtor.

Protegat Asclepius
 Virum, vitam, domum!
 Praebeat quam plurimum
 In Antoni terminum
 Aurum clarum bonum!

Vivat cum ars medica
 Vivant tum doctores!
 Pereat banausicus,
 Quivis pseudomedicus,
 Et impositores!

(Zum Antonitermin am 17. Januar wurden die Rechnungen bezahlt.)

Zu Pfingsten fand in Rostock alljährlich der Pfingstmarkt statt, eine Erinnerung an das alte heidnische Maifest, ein mit allerlei Volksbelustigungen verbundener ausgedehnter Jahrmarkt, auf dem groß und klein sich herumbewegte und in den Buden einen Tanzbär, einen Feuerschlucker, im Affentheater die Pompadour in ihrer Hundekutsche oder dergleichen bewunderte. Im Jahre 1879 hatte ein Magnetiseur HANSEN aus Kopenhagen gelegentlich des Pfingstmarktes Vorstellungen seiner Kunst in einem größeren öffentlichen Lokal angezeigt, und mehr zum Zeitvertreib als aus Wissenstrieb ging ich hin, um mir den vermeintlichen Schwindel anzusehen. Als ich aber sah, wie aus den Reihen des Publikums mehrere Einjährige in Uniform und andere Personen, bei denen ein Einverständnis mit dem Magnetiseur ausgeschlossen war, die Bühne bestiegen, sich weismachen ließen, daß eine rohe Kartoffel eine Birne sei und auf Geheiß des Meisters hineinbissen, wurde ich stutzig und veranlaßte am nächsten Tage, daß die Fakultätsmitglieder HANSEN zu einer Demonstration seiner Experimente an uns und einigen Studierenden aufforderten.

In der dazu anberaumten Sitzung bekamen wir einen glitzernden facettierten Glasknopf in die Hand, den wir aus der Nähe unentwegt anstarren sollten, während HANSEN von einem zum andern ging und ihm mit den Fingern dicht vor dem Gesicht, aber ohne die Haut zu berühren, herumfuhr. Bei den meisten, zu denen auch ich gehörte, blieb die Wirkung aus, bei einigen gelangen dagegen die Experimente mehr oder weniger vollkommen, und bei einem Studierenden der juristischen Fakultät traten bei vollständiger Starre der erweiterten Pupillen und Gefühllosigkeit der Haut schließlich bedenkliche epileptiforme Zuckungen auf.

Die Erscheinungen der Hypnose sind jetzt allgemein bekannt, damals wußte man kaum etwas davon, besonders in Deutschland. Der animalische Magnetismus des Wiener Arztes MESMER (1775), der, soweit er auf dem Boden der Wirklichkeit stand, Hypnotismus war, hatte sich bald durch seine Verbindung mit GALLS Phrenologie, mit Clairvoyance

und Geisterspuk, mit Aberglauben und Betrug um alles Ansehen gebracht. Die wissenschaftlichen Untersuchungen von JAMES BRAID in Manchester über Neuryptology (1855) waren trotz der Bestätigung seiner Beobachtungen durch VELPEAU, BROCA u. a. nicht genügend beachtet und bald wieder in Vergessenheit geraten. Von BRAID stammt das Verfahren, die Hypnose durch längeres Anstarren eines in geringer Entfernung vor die Augen gehaltenen kleinen Gegenstandes hervorzurufen; er erkannte, daß es sich bei der Hypnose nicht um eine von dem Hypnotiseur auf den Hypnotisierten überströmende übernatürliche Kraft handelt, wie sie die Mesmerianer zu besitzen glaubten, und wie sie schon im Altertum dem Kaiser Vespasian zugeschrieben wurde, sondern daß die Erscheinungen durch eine Überreizung des Gehirns infolge der Überanstrengung der Augenmuskulatur bei stark konvergierender Stellung der Augen, der gespannten Aufmerksamkeit und Erwartung und der lebhaft erregten Phantasie, also subjektiv, zu erklären sind. Unsere hypnotische Sitzung ist insofern erwähnenswert, als sie die erste einer ganzen Reihe von Demonstrationen HANSENS in ärztlichen Kreisen anderer deutscher Städte gewesen ist, die zu neuen wissenschaftlichen Untersuchungen über die in physiologischer und psychologischer Hinsicht bedeutungsvollen Erscheinungen der Hypnose geführt und dieser einen festen, wenn auch eng umgrenzten Platz unter den ärztlichen Heilmitteln gesichert haben. Angeregt durch die Vorführungen HANSENS haben in der nächsten Zeit in erfolgreicher Weise besonders WEINHOLD, RÜHLMANN und OPITZ in Chemnitz, HEIDENHAIN und GRÜTZNER in Breslau, PREYER in Jena und BÄUMLER in Freiburg sich mit der Erforschung des Hypnotismus beschäftigt. Schon vor HANSENS Erscheinen in Deutschland hatten CZERMAK und PREYER Hypnose bei Tieren beobachtet. —

Am Heiligen Dreikönigstag 1882 fand ich in meinem Briefkasten ein Schreiben aus dem Kultusministerium in Berlin, das mir die durch den Tod von WILHELM BUSCH freigewordene Professur in Bonn anbot. Von den dortigen Fakultätsmit-

gliedern kannte ich nur den mit mir etwa gleichaltrigen pathologischen Anatomen KÖSTER, und auch diesen nur ganz oberflächlich. TH. THIERFELDER hatte mir zwar leise angedeutet, daß man sich von Bonn aus nach mir erkundigt habe, aber weiter hatte ich nichts von der Sache gehört und war nun durch die Berufung ebenso überrascht wie erfreut. So gern ich in Rostock gewesen war, ein Besinnen war nicht möglich, und auch der warnende Gesang meiner Zuhörer zum Abschied: „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rat' es dir gut“ konnte mich in meinem Entschluß nicht wankend machen.

Schon Mitte April fand die Übersiedelung statt. Bei der Abreise hatten sich zahlreiche Freunde und Bekannte auf dem engen Bahnsteig des alten Bahnhofs eingefunden. Meine Frau mit den Kindern und dem Kindermädchen fanden in einem Wagenabteil des besetzten Zuges Platz, ich in einem andern. Neben mir saßen zwei Handlungsreisende, die sich über den Aufschwung von Rostock unterhielten. Man sehe es an dem Leben auf dem Bahnhof, meinte der eine, während der andere, der gesehen hatte, wie meiner Frau ein Blumenstrauß überreicht wurde, sagte, die Fülle auf dem Bahnhof sei nur gerade heute so groß gewesen, es sei ja ein Brautpaar abgereist — ein hübsches Kompliment für eine Mutter von sechs Kindern!

8. Die ersten Jahre in Bonn.

Von den 13^{1/2} glücklichen Jahren, die wir am Rhein verlebt haben, ließe sich manches erzählen. Sie waren die Höhe meines Lebens. Aber es war von vornherein meine Absicht, die Plaudereien auf die ferner zurückliegende, in der Erinnerung ganz abgeklärte Jugendzeit zu beschränken, und die Jugend geht ja spätestens mit dem vierzigsten Jahre, mit dem Eintritt in das Schwabenalter zu Ende. So möchte ich nur noch ein wenig aus den ersten Jahren in Bonn erzählen.

Als wir dort ankamen, standen die Kastanienbäume vor unserer Wohnung in der Poppelsdorfer Allee 32 schon in vol-

lem Blätterschmuck, während in Rostock die ersten Knospen an den Büschen eben zu schwellen angefangen hatten. Es war ein anheimelndes Gefühl, in Zukunft den Winter um einige Wochen verkürzt zu wissen. Und auch im Verkehr mit den Menschen bekam man bald die Empfindung einer sich leichter mitteilenden Wärme und des schneller pulserenden Lebens. Meine Frau fand gleich nach unserer Ankunft Rat und Hilfe bei Fräulein AGNES PERTHES, der Enkelin des Hamburger Buchhändlers und Patrioten FRIEDRICH PERTHES, seither einer treuen Freundin unseres Hauses.

Es dauerte nicht lange, bis wir uns an dem neuen Wohnort heimisch fühlten. Viel trug dazu die landschaftliche Schönheit der Umgegend bei, die sich bei jedem kleinen Spaziergang dem Auge erschloß. Seit meinen ersten kavalleristischen Studien im Tiergarten zusammen mit HERMANN STAHL in der Studentenzeit war ein Ziel meiner lebhaftesten Wünsche gewesen, einmal in den Besitz eines eigenen Reitpferdes zu kommen. Dazu hatte es in Rostock an dem nötigen Gelde gefehlt. Einmal nahm ich dort, obgleich sonst ein Feind des Lotteriespiels, einige Lose der Neubrandenburger Pferdelerie, gewann aber nur ein Steckenpferd, das meine Frau mir in einem Postpaket angeblich aus Neubrandenburg wohlverpackt auf den Geburtstagstisch geschmuggelt hatte. Als ich dann aber in dem Garten unseres Bonner Hauses ein hübsches Stallgebäude mit Boxen für drei Pferde, Wagenremise und einer Kutscherwohnung vorfand, konnte ich dieses nur als einen Wink des Himmels ansehen, und es dauerte nicht lange, bis unten ein munterer Schimmel und oben ein braver Kutscher mit seiner Familie einzogen. Ein Wagen folgte bald. Für mich und die ganze Familie wurden Pferd und Wagen eine Quelle vieler Freuden. An manchem Sonntagmorgen in aller Frühe ging es zu Pferde in munterer Gesellschaft hinauf auf den Venusberg und auf waldigen Pfaden nach dem Rodderberg an den Rand des alten Vulkankraters, von dem der Blick über den Rhein auf das Siebengebirge und die Höhen des Westerwaldes und südwärts weithin über die Eifelberge schweift. Dann ging's hinunter nach Rolandseck und durch

die Ebne in lustigem Trabe wieder nach Hause. Oft war mein Begleiter auf solchen Ritten der später nach Göttingen berufene bekannte Chemiker OTTO WALLACH. Wir schlossen enge Freundschaft und machten später wiederholt eine gemeinsame Reise nach Italien.

Im Jahre 1883 war ich mit meiner Frau und den Kindern einige Wochen in Boppard. Das Pferd wurde mitgenommen, und die Ritte am Rhein entlang um die Wette mit stromaufwärts fahrenden Dampfern, während drüben am Ufer die Scharen der Wallfahrer mit ihren bunten Fahnen nach dem Kloster Bornhoven zogen, sind mir ein liebes Erinnerungsbild.

Die Kinder hatten an dem Kutscher CHRISTIAN HÜRTER einen väterlichen Freund, er erzählte ihnen Geschichten aus dem Feldzug und ließ sie auf der Mirza zur Schmiede reiten. Wenn wir an einem sommerlichen Feiertag nach Schönwaldhausen im Kottenforst, nach dem Försterhaus auf der Löwenburg im Siebengebirge, in das Siegtal oder nach Altenahr fuhren, durfte einer der Jungen neben mir auf dem Kutscherbock sitzen und die Bremse bedienen, bei dem Auf und Ab ein wichtiges Amt. Als sie etwas größer waren, fuhr ich mit ihnen sogar einmal in mehrtägiger Fahrt bis nach Lindenfels im Odenwald (1891), wohin meine Frau mit den Kleinen vorausgereist war. —

Im Kreise der Universität sowie bei dem Kurator WILHELM BESELER, dem charaktvollen früheren Präsident der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein im Jahre 1848, und seiner Frau fanden wir freundliche Aufnahme.

Abgesehen von dem vielseitig begabten lebhaften Pfälzer KÖSTER, an dessen grobkörnige, die in der Tiefe verborgenen zarteren Empfindungen verdeckende Außenseite man sich erst gewöhnen mußte, waren meine Fakultätsgenossen sämtlich 10—20 Jahre älter als ich. Echter Rheinländer war der Anatom LA VALETTE ST. GEORGE, aus einem alten Adelsgeschlecht stammend, der Pharmakologe BINZ Moselaner, die übrigen, der Gynäkologe GUSTAV VEIT, der Kliniker RÜHLE, der Ophthalmologe SAEMISCH, der Physiologe PFLÜGER stammten aus anderen Teilen von Deutschland. Ein engerer Zu-

sammenschluß wie in der Rostocker Corona medica fehlte, aber wir kamen gut miteinander aus. Mit den beiden Ältesten VEIT und RÜHLE gestalteten sich die Beziehungen bald zu einer nahen die Familien umfassenden Freundschaft. Beide haben uns immer mit Rat und Tat treu zur Seite gestanden, in ihren gastlichen Häusern verlebten meine Frau und ich und unsere Kinder bei Musik und anregender Unterhaltung manche schöne Stunden.

RÜHLE starb schon 1888. VEIT trat 1893 in den Ruhestand und siedelte auf sein Gut Deyelsdorf in Neuvorpommern über, wo wir wiederholt ein frohes Wiedersehen feierten. In der Jugend zum Apotheker bestimmt, interessierte er sich lebhaft für Botanik und Landwirtschaft und verlebte, alles Medizinische hinter sich lassend, dort in Feld und Wald, ich möchte sagen, eine zweite Jugend. Im Verein mit seiner jüngeren energischen Frau sorgte er väterlich für seine Gutsleute und war ein belebendes Element in dem Kreise der altadligen Nachbarn. Er selbst war bei seinem Rücktritt von der Professur geädelt worden. Von dem Heroldsamt nach seinen Wünschen bezüglich des Wappens befragt, hatte er geantwortet, im übrigen sei es ihm gleich, nur der Storch dürfe darauf nicht fehlen.

Mit schmerzlicher Teilnahme haben wir später die schweren Schicksalsschläge mit erlebt, von denen beide Freundesfamilien betroffen worden sind. —

Die chirurgische Klinik war, als ich nach Bonn kam, zusammen mit der medizinischen und der Augenklinik noch in dem Universitätsgebäude, dem alten erzbischöflichen Schloß, untergebracht und zwar in dem nach dem Kaiserplatz und dem Hofgarten blickenden Flügel. Die innere Einrichtung war veraltet und unhygienisch, fehlte es doch sogar im Operationssaale an Zuleitungsröhren für das Wasser. Doch war schon eine neue medizinische und chirurgische Klinik, jede in einem besonderen Gebäude neben der dicht am Ufer des Rheins gelegenen gynäkologischen Klinik, im Rohbau fast fertig. BUSCH hatte sich lange um die Bewilligung bemühen müssen, und es war ein tragisches Geschick, daß er,

noch nicht 60 Jahre alt, abberufen wurde, ehe er sich an der neuen Arbeitsstätte freuen konnte.

Wie im Friedrichshain konnte ich an den geplanten Einrichtungen noch einiges nach meinen Wünschen ändern, vor allem durchsetzen, daß in der Nordwand des Operationsaales ein großes seitliches Fenster angebracht wurde. Vorher war der nur mit Oberlicht versehene hohe Saal der dunkelste Raum in der ganzen Klinik. Man war in jener Zeit des Aufschwunges der Bauchchirurgie für Oberlicht begeistert und verfiel, wie so häufig bei Neuerungen, in den Fehler übertriebener Einseitigkeit. Entgegen der herrschenden Mode ließ ich das Podium mit den Sitzen für die Zuhörer nicht aus Stein oder Eisen, sondern in alter Weise aus Holz herrichten und erzielte damit eine ausgezeichnete Akustik. Mein ganz aseptisch orientierter Nachfolger SCHEDE ließ das Podium abreißen und abspülbar wieder aufbauen. Mit der guten Akustik war es vorbei, und die operativen Resultate waren nach allem, was ich davon hörte, keine besseren als vorher.

Die neue Klinik enthielt die stattliche Zahl von 150 Betten, die Poliklinik erfreute sich eines lebhaften Zuspruchs aus der dichtbevölkerten Umgegend, so daß für den Unterricht genügend gesorgt war.

Als der Neubau der Klinik fertig war, handelte es sich um die Beschaffung einer guten weiblichen Krankenpflege auch auf der Männerstation, wie sie nur von einer Schwesternschaft geleistet werden kann. Die bisherige männliche Krankenpflege hatte sich, wie überall, als unzureichend erwiesen, obgleich sie unter der Leitung eines tüchtigen und verdienten, hochbetagten aber noch merkwürdig rüstigen Oberwärters, des alten KRUMM, stand. An Diakonissinnen konnte ich in dem sonst ganz katholischen Lande nicht denken, von einem katholischen Orden mochte ich die Klinik nicht abhängig machen, so wandte ich mich an den zum Roten Kreuz gehörenden Alice-Verein in Darmstadt, der, wenn auch die Schwestern meist protestantisch waren, doch im Prinzip nicht konfessionell, sondern neutral war. Die Oberin des Vereins war eine Nichte meiner Mutter, Fräulein CHARLOTTE HELMS-

DÖRFER, eine in Hessen sehr angesehene, für eine solche leitende Stellung vorzüglich geeignete Persönlichkeit. Über die Bedingungen wurden wir bald einig, die Mittel wurden bewilligt, eine genügende Zahl von Schwestern konnte gestellt werden, und, nachdem der Widerstand des Verwaltungsinspektors der Kliniken überwunden war, dem es unerwünscht war, sich von den Schwestern in seinen Betrieb hineinsehen zu lassen, bewährte sich die neue Einrichtung sehr gut. Vorher schien es manchen wegen der katholischen Bevölkerung ein etwas bedenkliches Experiment zu sein. Von den Alice-Schwestern ebenso wie später von den Schwestern des Clementinenhauses in Hannover, das unter Leitung der Oberin v. LÜTZERODE stand, sind wir bei unserer Arbeit in der Klinik auf das wirksamste unterstützt worden.

Als erwünschte Erbschaft meines Vorgängers fiel mir auch die Leitung der chirurgischen Abteilung des in der nächsten Nähe der neuen Kliniken gelegenen Johannishospitals zu, eines der katholischen Gemeinde gehörigen größeren Krankenhauses, dessen Kranke mir für den Unterricht zur Verfügung standen, und das eine Reihe guter Zimmer für Privatpatienten enthielt. Die Krankenpflege lag in den Händen des Ordens der Borromäerinnen. Den Schwestern, die zum Teil aus gebildeten und vornehmen Familien stammten, bin ich für die Hingebung, Pflichttreue und Menschenfreundlichkeit, mit der sie ihres Amtes walteten, von Herzen dankbar, wenn auch andererseits nicht zu verkennen ist, daß die strengen Ordensregeln, die unbedingte persönliche Abhängigkeit von der Oberin und die viel Zeit und Kräfte in Anspruch nehmenden religiösen Übungen nicht immer zum Vorteil der Krankenpflege waren. Es kam viel auf die Persönlichkeit der Oberin an. Der Assistenzarzt wurde von dem Kuratorium auf meinen Vorschlag angestellt, und man hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn ich einen Protestanten vorschlug. Zu einem ernstlichen Konflikt kam es nur einmal, als von einem Mönch, den ich von einem Blasenstein befreit hatte, unter Beihilfe der Schwestern der heimliche Versuch gemacht wurde, seinen Stubennachbar, einen todkranken evangelischen Studenten, der aller-

dings einen katholischen Vater hatte, gegen den Willen der Eltern in den Schoß der katholischen Kirche zu bringen. Die Erklärung, daß ich bei Fortsetzung der schon ziemlich weit gediehenen Bekehrungsversuche das Hospital nicht mehr betreten werde, genügte um Abhilfe zu schaffen.

Der leitende Arzt der inneren Station war der im Rheinland sehr geschätzte kunstliebende OBERNIER. Er starb 1884, und sein Nachfolger wurde RUDOLF BURKART, den ich während seiner Studienzeit schon in der LANGENBECKSchen Klinik kennen gelernt hatte. Er hatte in dem Laboratorium von PFLÜGER physiologisch gearbeitet und sich dann besonders der Nervenheilkunde und der Behandlung der an der Grenze von Nervenkrankheiten und psychischen Störungen stehenden krankhaften Zustände gewidmet. Auf diesem Gebiete hatte er eine ausgedehnte Praxis, die Sorgsamkeit in der Untersuchung, das Eingehen auf alle individuellen Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse, die Bestimmtheit seiner Verordnungen, seine unbedingte Verschwiegenheit sicherten ihm das feste Vertrauen seiner Kranken. Er war ein treuer Sohn seiner Kirche und seiner rheinischen Heimat, mir ein treuer, die Verschiedenheit der Überzeugungen achtender Freund, dessen frühes Hinscheiden bald nach meiner Übersiedelung nach Leipzig ich sehr bedauert habe.

Auch unter den sonstigen Ärzten in Bonn und in der Rheinprovinz waren viele vortreffliche Männer, die ich nicht alle nennen kann. In Bonn war einer der angesehensten der würdige alte VELTEN, ein Bruder des Leibarztes der Kaiserin AUGUSTA, ein vorzüglicher Praktiker. Im Ehrenrat des ärztlichen Vereins, dem aber nicht alle Ärzte anzugehören brauchten, war ich zusammen mit dem sehr verdienten Kölner Hygieniker LENT und dem Bonner Psychiater HERZ, in Barmen und Elberfeld hatte ich besonders Fühlung mit dem Chirurgen und Orthopäden HEUSNER und mit GRAF, dem rührigen Vertreter der ärztlichen Standesinteressen, in Köln mit LEICHTENSTERN. Das von BUSCH überkommene Feld gelegentlicher Konsultationsreisen erstreckte sich vom Saar- und Nahegebiet und von Luxemburg über die Grenzen der Rheinpro-

vinz bis Münster, Soest und Dortmund. Überall konnte man das mächtige Aufblühen der Industrie beobachten, und im Lande der kerndeutschen steifnackigen Westfalen bot sich Gelegenheit, den dort angesessenen katholischen Adel kennen zu lernen. Nach allem, was ich während des Krieges in Frankreich und später auf Reisen in Italien vom Katholizismus gesehen hatte, habe ich den Eindruck gewonnen, daß der Stuhl Petri nirgends fester steht, als in Westfalen. —

Die Zuhörerzahl in der Klinik war wohl etwa fünfmal so groß als in Rostock, wo sie allmählich aber auch bis auf zwei Dutzend gestiegen war. Zu den Rheinländern und Westfalen kamen, besonders in den Sommersemestern, manche Studierende aus anderen Gegenden, Hamburger, Bremer, Berliner, angezogen von der schönen Natur und dem lustigen Leben am Rhein, zum Teil auch von den angesehenen Bonner Verbindungen, von denen besonders die Burschenschaft der Alemannen bei den Medizinern beliebt war. Unter unsern zur Alemannia gehörenden Zuhörern waren unter anderen die beiden Brüder ASCHOFF, und später GEORG PERTHES und MAX LÖHLEIN. Von meinen vielen früheren Assistenten, deren ich dankbar gedenke, hat sich PERTHES später in Tübingen um mich auch persönlich als Arzt ganz besonders verdient gemacht. WILLY MEYER, der bei BUSCH und dann bei mir Assistent war, und dem ich für seine Gastfreundschaft in New York im Jahre 1906 zu danken habe, hatte ebenfalls der Alemannia angehört. Die Korps rekrutierten sich in erster Linie aus der juristischen Fakultät, mit ihren Mitgliedern kam ich als Lehrer wenig, etwas häufiger als Arzt in Berührung. Eines Abends wurde ich zu einem Studierenden gerufen, der von zwei Kameraden in bewußtlosem Zustand in die Klinik gebracht war. Er war nach einigen in Godesberg vergnügt verlebten Stunden beim Nachhausereiten vom Pferde abgeworfen worden. Sein Name war — sagen wir: Herr BAYER. Obgleich keine einseitigen Lähmungserscheinungen oder Krampfzustände nachzuweisen waren, konnte ich bei der tiefen Betäubung zunächst keine ganz sichere Diagnose stellen und sagte den Herren, ich hoffe,

daß es sich nur um eine Hirnerschütterung handle, es sei aber nicht ausgeschlossen, daß eine schwere Verletzung des Gehirns vorliege, der weitere Verlauf würde bald Klarheit bringen, und ich würde nach einigen Stunden wieder nach dem Kranken sehen. Zurückgekehrt fand ich ihn noch immer in tiefem Schlaf. Als ich ihm dann aber möglichst laut in die Ohren rief: „Nun, Herr Bayer, wie geht es Ihnen denn?“, machte er zum ersten Mal Miene, die Augen aufzuschlagen, und antwortete tief aufseufzend: „V — o — n — n Bay — er“, legte sich aufs andre Ohr und schlief weiter. Jetzt konnte ich den Begleitern zu meiner Freude sagen, sie könnten beruhigt nach Hause gehen, es handle sich sicher nur um eine Hirnerschütterung. (Das „von“ hatte ich bei der Erkundigung nach dem Namen überhört.)

Herrliche Gelegenheit, den fröhlichen Übermut austoben zu lassen, brachten der Jugend die Fastnachtstage. Am Sonntag nach der Kirchzeit begann der ausgelassene Trubel auf den Straßen. Wer nicht von den „Funken“, Stadtsoldaten in altertümlichen Uniformen, arretiert und zur Zahlung eines Lösegeldes nach der Wache im Rathause geschleppt werden wollte, mußte irgendein karnevalistisches Abzeichen anlegen, etwa einen türkischen Fez auf den Kopf setzen. Die Studenten machten gruppenweise Umzüge in allerlei Verkleidungen, z. B. zu zwei und zwei als junge Mädchen von der würdigen Pensionsmutter spazierengeführt. Die Häuser standen den Musensöhnen unter den Gecken zu kurzem Besuch und stärkendem Trunk offen, es herrschte allseitiger Duzkomment, aber unter dem Schutze des allgemeinen Burgfriedens und der althergebrachten Sitte arteten die Späße sehr selten in Roheiten aus. Unsere Kinder nahmen mit Begeisterung an der allgemeinen Fröhlichkeit teil, in schmucken Kostümen, als Chinese, als Türke, als Elsässerin oder als Hessenmädercher mit den dicken Wädercher machten sie Besuche bei den Freunden.

In jedem Jahr wurde für Fastnacht eine besondere Losung ausgegeben, ein paar Worte, die die Gecken einander zuriefen. Meist bezogen sie sich auf irgendeinen Vorfall, der in der

letzten Zeit Aufsehen erregt hatte. Als der protestantische Theologe KAMPHAUSEN Rektor war, hatte er einen Streit zwischen Korps, Burschenschaften und einer katholischen Verbindung zu schlichten und ließ unvorsichtigerweise dabei die Äußerung fallen, konfessionelle Verbindungen seien überhaupt gar nicht existenzberechtigt. Da wurde man denn zu Fastnacht auf der Straße immer wieder gefragt: „Du, bist du auch existenzberechtigt?“ Am Rosenmontag zog sich der Schwarm ausgelassener Studenten nach Köln hinüber, wo man plötzlich von Zuhörern umringt und umtanzt sein konnte, der eine oder der andere mit chirurgischen Emblemen ausgestattet, z. B. einer kunstgerechten Einwicklung mit Flanellbinden wie im Verbandkurs. In der Klinik hatte man manche von den Gesichtern nur selten gesehen.

Schließlich war man aber ganz froh, wenn am Dienstagabend der betäubende Lärm auf den Straßen verstummte, und die Alltagsarbeit unter dem Zeichen des Aschenkreuzes wieder fortgesetzt werden konnte.

Seit dem Kriege ist das harmlose lustige Leben am Rhein verstummt, kein Prinz Karneval ist seitdem wieder auf hohem, schwankenden, bekränzten Wagen durch die Bonner Straßen gefahren, jetzt rasseln dort die französischen Kanonen, und lungern, den Fez auf dem Kopf, lüsterne Schwarze umher, auf den Rheinschiffen weht die Flagge des Erbfeindes, und auf dem Rathaus wird die verräterische Fahne der Separatisten gehißt und wieder heruntergeholt. Möge die Zeit nicht allzu fern sein, wo einer glücklicheren Generation dies alles in der Erinnerung wie ein Fastnachtsbild der Geschichte erscheint, und wo die Worte am ehernen Denkmal von ERNST MORITZ ARNDT auf dem Alten Zoll wieder zu Ehren gebracht sind: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“. —

Wer kennt nicht das Selbstbildnis von BÖCKLIN, wie er dem Fiedelmann lauscht, der hinter ihm herantritt, dem Fiedelmann, der früher oder später jedem Sterblichen zum Tanze

aufspielt? Auch mir klingt seine Weise jetzt leise aber vernehmlich in das Ohr, und es wird bald Zeit sein, daß ich die Feder ganz niederlege und in der Stille Abschied nehme von Allem, was mir im Leben lieb gewesen ist.

„Mit der Freude zieht der Schmerz traulich durch die Zeiten!“ Schmerzliches Schicksal in der Familie ist meiner Frau und mir nicht erspart geblieben. Aber dankbar sehen wir uns umringt von fröhlich nachwachsender Jugend. Die Enkel werden es schwerer haben im Leben als ihr Großvater, dem viel Gutes und Schönes mühelos in den Schoß gefallen ist. Aber das deutsche Volk hat es schon wiederholt an sich erfahren, wie die Not der Zeiten in jedem Einzelnen die Kräfte stählt, und wie der gesunde Stamm um so kräftiger wieder ausschlägt, je rücksichtsloser er zurückgeschnitten war.

Ohne Enttäuschungen über Schicksalswendungen, über Mitmenschen und über sich selbst, ohne Bedauern über eigene Fehler und Mängel, über mißlungene Unternehmungen und unvollendet gebliebene Arbeit geht wohl niemand aus dieser Welt. Jeder muß sich im stillen Kämmerlein damit abfinden. Und wer ein so inhaltschweres Stück Weltgeschichte miterlebt hat, wie das der letzten 80 Jahre, dem wird es schwer werden müssen, den Glauben an die Ideale festzuhalten, die ihm in der Jugend eingepflanzt worden sind, den Glauben an einen stetigen Fortschritt der Menschheit und an den Sieg des Guten in der Welt.

Er hat gesehen, wie technische Erfindungen und materielle Kräfte das Leben der Völker viel mehr beeinflussen und das Bild der Welt gründlicher umgestalten, als neue Gedanken und Anschauungen auf ethischem Gebiete, und wie die Fortschritte in der Gesittung immer weit hinter den Fortschritten in der Technik und der äußeren Kultur zurückbleiben.

*Πολλὰ τὰ δεινὰ, κ'οὐδὲν ἀν-
θρώπου δεινότερον πέλει.*

Vieles Gewaltiges lebt, und nichts
Ist gewaltiger als der Mensch.
Denn selbst über die dunkele

Meerflut zieht er, vom Süd umstürmt,
 Hinwandelnd zwischen den Wogen
 Die rings umtoste Bahn.
 Er müdet ab der Götter höchste,
 Gää, die ewige, nie zu ermattende,
 Während die Pflüge sich wenden von Jahr zu Jahr,
 Wühlt sie durch der Rosse Kraft um.

(Übersetzung von DONNER.)

So sang SOPHOKLES vor 2500 Jahren. Er staunt, wie „der vielbegabte Mensch“ sich die Natur unterworfen hat, wie er die Vögel, das Wild und die Fische überlistet, wie er das Roß bändigt und den wilden Stier unter das Joch zwingt, wie er die Sprache erfand; den luftigen Flug des Gedankens und staatordnende Satzungen ersann und „nur vor dem Tode kein Entrinnen ausspät“.

Heute wird GAEA, die Mutter Erde, nicht nur vom Landmann viel gründlicher ausgebeutet, ihr Schoß muß uns auch Kohlen, Petroleum und Benzin liefern, mit denen wir die schwersten Lasten fortbewegen, und die es uns ermöglicht haben, den verwegenen Traum des IKARUS zu verwirklichen. Fast alle Götter des Olymp hat der Mensch sich dienstbar gemacht. HELIOS muß photographieren, dem farbigen Bogen der IRIS ist die Spektralanalyse abgelauscht, und selbst die in ZEUS' gefürchtetem Donnerkeil wirkende Kraft leistet uns Arbeit aller Art und überbringt Nachrichten von Weltteil zu Weltteil mit einer Geschwindigkeit, von der sich der beflügelte Götterbote HERMES nicht hat träumen lassen.

Das „Erstaunlichste“, — wie man *δewόρaτov* auch übersetzen kann — von den Fortschritten auf physikalisch-technischem Gebiete ist wohl die Elektrotechnik. Denn hier handelt es sich um die Ausnutzung einer Kraft, die in der Natur nur in der einen Erscheinung des Blitzes und daneben in unscheinbarer Weise in der Anziehungskraft des Magnetsteins und des geriebenen Bernsteins sichtbar vor Augen tritt, während sie ihre mächtigen Wirkungen im übrigen ganz im Verborgenen ausübt. Durch methodische Forschungen auf

Grund zufälliger Beobachtungen hat der Menscheng Geist erst die Bedingungen auffinden müssen, unter denen sie sich aus der Materie herauslocken und greifbar machen läßt.

Aber wie steht es mit den Fortschritten auf sittlichem Gebiet? Da gilt für das Leben der Einzelnen noch heute, was die zweite Gegenstrophe des Chores sagt:

„Zu Erfindungen listiger Kunst
 Weit über Verhoffen gewandt,
 Neigt bald er zu Bösem, zu Gutem bald, achtet hoch
 Der Heimat Gesetz,
 Der Götter schwurheilig Recht,
 Segen der Stadt! Aber zum Fluch
 Lebt ihr, wer, gesellt
 Dem Laster, frechem Trotze frönt.“

Der Beweis, daß es im Altertum weniger anständige, edel-denkende, aufopferungsfähige, gute Menschen und mehr Selbstsucht, Neid, Betrug und Schlechtigkeit aller Art gegeben habe, als bei den heutigen Kulturnationen trotz allem Christentum, wäre noch zu erbringen.

Und was die Beziehungen der Völker untereinander betrifft, so erfahren wir es täglich am eigenen Leibe, wie Macht vor Recht geht, wie nationaler Egoismus die alleinige Triebfeder der Politik ist, und MACHIAVELLI mit seiner Lehre, daß der Zweck die Mittel heiligt, noch immer die Welt regiert.

Wann ist in der Weltgeschichte an Wahrheit, Treu und Glauben mehr gesündigt worden als im letzten Kriege und bei und nach den Verhandlungen in Versailles? Wann ist einem nach tapferem Kampfe der Übermacht erlegenen Volke ein so heimtückischer Frieden auferlegt worden, ein Frieden, der eine Fortsetzung des Krieges in anderer Form ist, der dem Besiegten den Weg mit Fußangeln belegt, so daß er bei jedem Schritt in Gefahr ist, in scheinbarem Unrecht gefangen zu werden und die Stricke der Knechtschaft sich selbst fester zu schnüren.

CHATEAUBRIAND sagte in seinem génie du christianisme von seinen Landsleuten: „Voll Zauber daheim, widerwärtig

im Ausland, einzeln die Liebenswürdigkeit selbst, in der Masse unerträglich. Abwechselnd sanfter und unschuldiger wie das Lamm auf der Schlachtbank, dann wieder unerbittlicher und wilder als der Tiger, der sein Opfer würgt.“ Das schrieb sich DOROTHEA V. SCHLÖZER 1806 nach der dreitägigen Plünderung von Lübeck ab, (vgl. DOROTHEA V. SCHLÖZER, ein deutsches Frauenleben. 1923), wir finden es an der Ruhr und in der Pfalz mitten im Frieden bestätigt.

Aber die Welt fängt an, das Unrecht einzusehen, und unser Volk beginnt von den zerrüttenden psychischen Folgen der übermenschlichen Anspannung aller Kräfte während des Kampfes langsam zu gesunden.

So wollen wir Alten uns nicht von unfruchtbarem Pessimismus niederdrücken lassen, und wenn die Stunde des Scheidens gekommen ist, soll es heißen: „An dem Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf!“

Anmerkungen.

Zu Seite 13.

Über KARL FERDINAND BECKER vgl. SCHERER in der Allgemeinen deutschen Biographie II, S. 224. Mit Sprachforschung hatte er sich schon als 19jähriger Lehrer am Josephinum in Hildesheim beschäftigt.

Zu Seite 37ff.

Vgl. BAHN, E.: Vom alten Joachimstal. Erinnerungen eines Alumnus aus den Jahren 1859—66. Berlin 1912.

Zu Seite 71.

Die Stelle in TACITUS' AGRICOLA wird verständlich, wenn man einen Blick auf die Karte von Schottland wirft. Die Flößchen Clyde im Westen und Forth im Osten münden jedes in einen tiefeinschneidenden Meerbusen (Firth).

In deutscher Übersetzung sagt TACITUS: „Clyde und Forth, die vor den Fluten der beiden Meere auf eine gewaltige Strecke zurückgewichen sind, werden nur durch ein schmales Stück Land voneinander getrennt. Dies wurde damals durch Befestigungen gesichert, und der davor gelegene buchtige Raum gehalten, während die Feinde gewissermaßen auf eine andere Insel zurückgedrängt waren.“

Zu Seite 90 und 91.

Die Versuche von WILLIAM THOMSON mit dem Torsionspendel finden sich beschrieben in einem Aufsatz im London, Edinburgh and Dublin Philosophical Magazine Vol. XXX, p. 63 ff., 1865. Sie dienten dazu, den „Torsionsmodulus“ verschiedener Metalle festzustellen. Mr. DONALD MACFARLANE wird hier als official assistant to the Professor of Natural Philosophy rühmlichst erwähnt. Den Titel führte er zu meiner Zeit wohl noch nicht.

Die Methode zur Bestimmung der atmosphärischen Elektrizität mittels Elektrometers und Alkoholflamme ist schon 1861/62 in den Proceedings of the literary and philosophical Society of Manchester

Vol. II, p. 204 in einem kurzen Artikel von THOMSON: Observations on Atmospheric Electricity veröffentlicht.

Zu Seite 105.

Eine vorurteilsfreie Darstellung der englischen Politik von den Zeiten der KÖNIGIN ELISABETH bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bringt das Buch des Historikers, J. R. SEELEY in Cambridge: The expansion of England, 1883 (Tauchnitz edition 1884).

In dem Kapitel Commerce and war heißt es da (S. 120): (Die Eroberung von Indien) is only the most conspicuous illustration of a law which prevails throughout English history in the 17th and 18th centuries, the law, namely, of the intimate interdependence of war and trade, so that throughout that period trade leads naturally to war and war fosters trade. — Von OLIVER CROMWELL sagt SEELEY (S. 125): Nothing is more dangerous than Imperialism marching with an idea on its banner, and Protestantism was to our Emperor OLIVER what the ideas of the Revolution were to NAPOLEON and his nephew. (Im letzten Weltkriege stand auf den Fahnen geschrieben: Schutz des Völkerrechts, Schutz der kleinen Nationen, Untergang dem preußischen Militarismus!) Und weiter (S. 128): ANTHONY ASHLEY COOPER, a man of Cromwellian ideas, supported the Government by quoting the old words „Delenda est Carthago“. In other words: „Holland is our great rival in trade, on the Ocean and in the New World. Let us destroy her, though she be a Protestant Power, let us destroy her with the help of a Catholic Power.“ — Thus under CROMWELL, as under ELISABETH before him, the commercial influence works disguised under the religious (S. 140). — The main struggle of England from the time of LOUIS XIV. to the time of NAPOLEON was for the possession of the New World (S. 22). — Die Unterstützung Friedrichs des Großen im siebenjährigen Kriege durch Subsidien war nur ein Teil dieses Kampfes (S. 149, 150). — Wie wenig aber SEELEY noch an die Möglichkeit einer entente cordiale mit Frankreich dachte, ergibt sich aus den Worten: The ocean then divided America and England with a gulf which seemed as unbridgeable as that moral gulf which separates an Englishman from a Frenchman (S. 308). — Tempora mutantur et nos mutamur in illis. —

Verlag von Julius Springer in Berlin W 9

DIE ERSTEN 25 JAHRE DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR CHIRURGIE

Ein Beitrag
zur Geschichte der Chirurgie

Von
Friedrich Trendelenburg

Mit drei Bildnissen

1923. Gebunden 12 Goldmark / Gebunden 2.90 Dollar

Zur hundertjährigen Geschichte der chirurgischen Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Von Prof. Dr. **Martin Kirschner**, Direktor der Klinik. Mit 37 Textabbildungen, darunter 3 Bauplänen. 1922. 2.50 Goldmark / 0.60 Dollar

Die Geschichte der Kinderheilkunde. Von Dr. **Johann v. Bokay**. Aus Anlaß des 80jährigen Bestehens des Budapester Stefanie-Kinderspitals vormals Pester Armenkinderspital und zur 100. Geburtstagswende Johann Bokais sen. Mit 99 Abbildungen. 1922. 6.30 Goldmark / 1.50 Dollar

Ärzte-Briefe aus vier Jahrhunderten. Von Dr. med. **Erich Ebstein**. Mit Bildern und Schriftproben. 1920. 5.30 Goldmark; geb. 7 Goldmark / 1.30 Dollar; geb. 1.70 Dollar

Ärzte-Memoiren aus vier Jahrhunderten. Herausgegeben von Dr. med. **Erich Ebstein**, Leipzig. Mit 24 Bildnissen und Bibliographie. 1923. Gebunden 10 Goldmark / Gebunden 2.40 Dollar

Deutsche Irrenärzte. Einzelbilder ihres Lebens und Wirkens. Herausgegeben mit Unterstützung der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München, sowie zahlreicher Mitarbeiter. Von Prof. Dr. **Theodor Kirchhoff**, Schleswig.

Erster Band: Mit 44 Bildnissen. 1921.

Gebunden 9 Goldmark / Gebunden 2.15 Dollar

Zweiter Band: Mit 62 Bildnissen. 1924.

Gebunden 16.50 Goldmark / Gebunden 3.95 Dollar

Psychopathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdezeugnisse aus dem seelischen Grenzlande. Von **Karl Birnbaum**. 1920.

8 Goldmark; gebunden 11 Goldmark / 1.95 Dollar; gebunden 2.65 Dollar

Bildnerie der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. Von **Hans Prinzhorn**, Dr. phil. et med., Nervenarzt in Dresden-Weißer Hirsch. Zweite Auflage. Mit 187 zum Teil farbigen Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln vorwiegend aus der Bildersammlung der Psychiatrischen Klinik Heidelberg. 1923.

Gebunden 40 Goldmark / Gebunden 9.60 Dollar

Leben und Arbeit. Gedanken und Erfahrungen über Schaffen in der Medizin. Von **W. A. Freund**. Mit 10 Abbildungen und dem Bildnis des Verfassers. 1913.

5 Goldmark; gebunden 7 Goldmark / 1.20 Dollar; gebunden 1.70 Dollar

Gregor Johann Mendel. Leben, Werk und Wirkung. Von Dr. **Hugo Iltis**, Brünn. Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur in Prag. Mit 59 Abbildungen im Text und 12 Tafeln. Erscheint im Frühjahr 1924.

Aus meinem Leben. Von **Emil Fischer**. Mit drei Bildnissen. (Emil Fischer, Gesammelte Werke. Herausgegeben von M. Bergmann). 1922. Gebunden 9.50 Goldmark / Gebunden 2.30 Dollar

In Pappband: 7.50 Goldmark / 1.80 Dollar

Goethes und Schoppenhauers Stellung in der Geschichte der Lehre von den Gesichtsempfindungen. Rektoratsrede

anlässlich der 340. Stiftungsfeier der Universität Würzburg gehalten in der Aula am 11. Mai 1922 von Dr. **Karl Wessely**, Professor der Augenheilkunde. 1922. 1 Goldmark / 0.25 Dollar

Die Gifte in der Weltgeschichte. Toxikologische, allgemeinverständliche Untersuchungen der historischen Quellen. Von Prof. Dr. **L. Lewin**. 1920.

21 Goldmark; gebunden 24 Goldmark / 5 Dollar; gebunden 5.75 Dollar